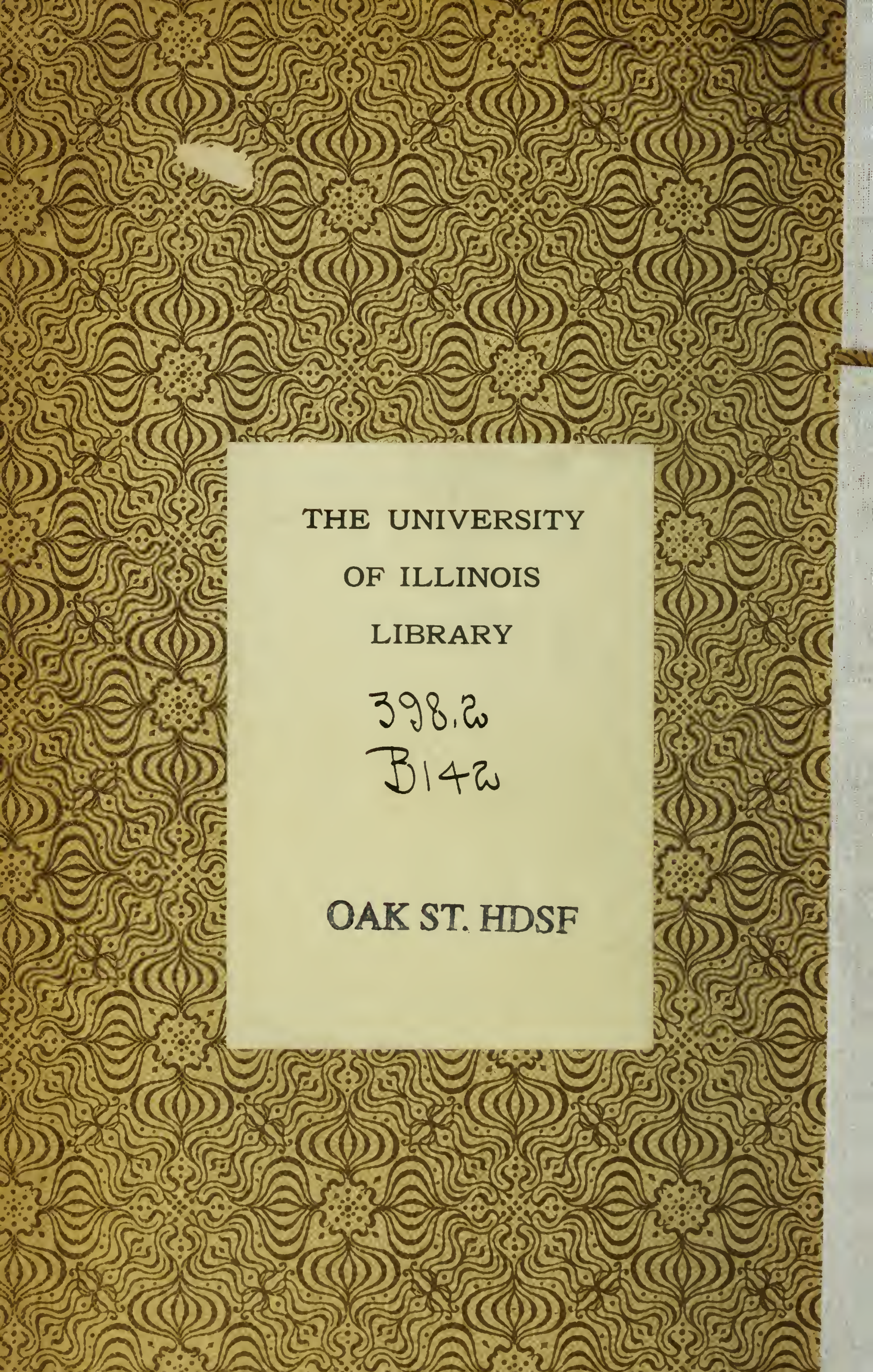
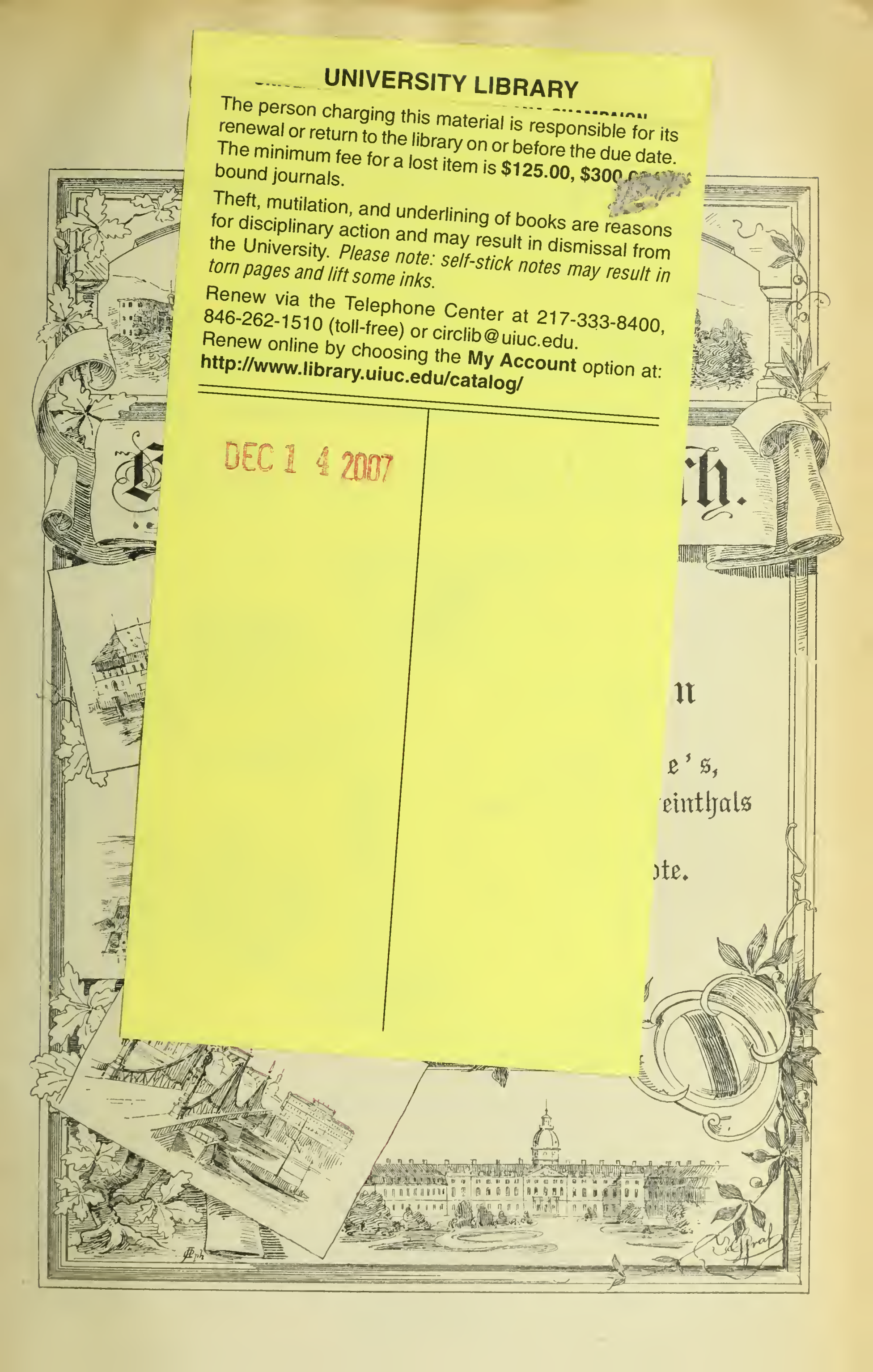


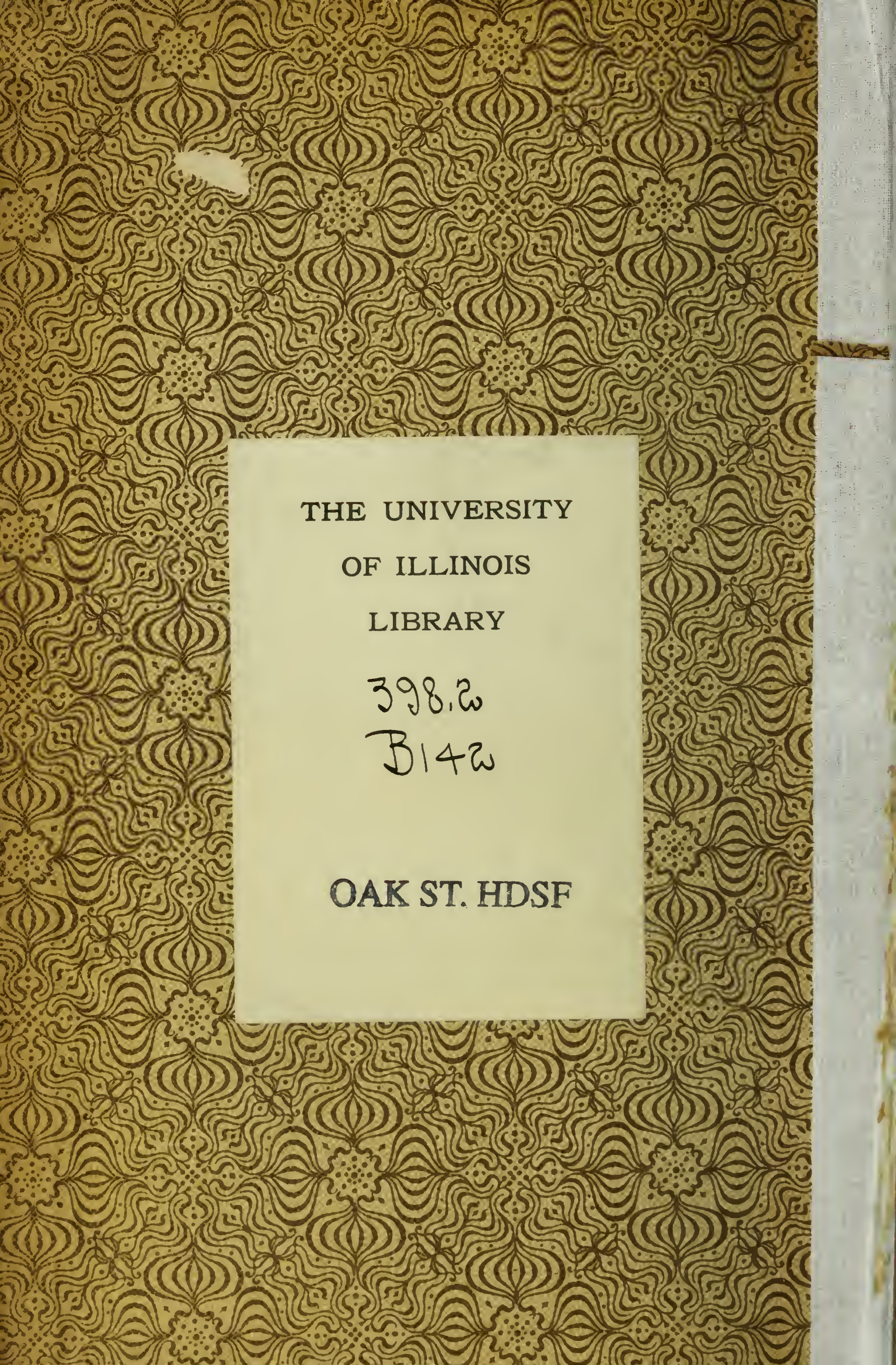
Badisches Sagenbuch

J. Waibel, Verlag

Freiburg im Br.




UNIVERSITY LIBRARY
The person charging this material is responsible for its renewal or return to the library on or before the due date.
The minimum fee for a lost item is $125.00, $300
bound journals.
Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University. Please note: self-stick notes may result in torn pages and lift some inks.
Renew via the Telephone Center at 217-333-8400, 846-262-1510 (toll-free) or circlib@uiuc.edu.
Renew online by choosing the My Account option at: http://www.library.uiuc.edu/catalog/
DEC 1 4 2007


THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
398.2
B142
OAK ST. HDSF


Badisches Sagenbuch.
Sagen
des
Bodensee's,
des oberen Rheinthals
und der
Waldstädte.

Buchdruckerei von Hch. Epstein in Freiburg i. B.

Vorwort zur neuen Ausgabe.

Ein badisches Volksbuch ersten Ranges soll auch diese neue, illustrierte Ausgabe des Badischen Sagenbuch's werden, ein Buch für Alt und Jung, für Lehrer und Schüler, ein Hausschatz für jede Familie. —

Damit das Werk auch der reiferen Jugend ein wahres Bildungsmittel sein kann, wird, wo es irgend ohne Beeinträchtigung der Eigentümlichkeit des Stoffes geht, Anstößiges streng vermieden.

Die rege Nachfrage, die noch immer nach der ersten Ausgabe des Werkes herrscht, die August Schnezler so vortrefflich besorgte, giebt uns die Ueberzeugung, daß wir mit der Veröffentlichung dieser neuen Ausgabe einem Bedürfnis entgegenkommen.

Freudig beginnt der Herausgeber sein Werk, wird ihm doch sicher mancher seiner Landsleute Dank wissen, daß er diesen köstlichen Quell der Unterhaltung und Belehrung, der vielen lang, viel zu lang verschlossen war, wieder eröffnete und ihm durch neue Zuflüsse verjüngte Kraft verlieh. —

Rasch waren die Exemplare der ersten Ausgabe dieses Buches verkauft, ruhelos wanderten sie von Hand zu Hand und wurden schließlich vergriffen im buchstäblichen Sinne des

Wortes. Nicht jeder, dessen Wunsch darnach ging, sich diese vortreffliche Sammlung zu erwerben, konnte ihn erfüllt sehen, denn die wenigen vorhandenen Exemplare waren zuletzt in festen Händen. —

Möge das Werk, dessen Inhalt durch zahlreiche Illustrationen belebt und veranschaulicht wird, warme Aufnahme finden bei allen, die der vaterländischen Sache zugethan sind. Zuversichtlich hoffen wir, daß recht viele Landsleute durch Wort und Bild auch jetzt noch dazu beitragen werden, die Sammlung möglichst zu vervollkommnen und auszuschmücken. Das Werk wird in ca. 50 rasch nacheinander erscheinenden Lieferungen ausgegeben.

Walte ein guter Stern über diesem Unternehmen, das mit Liebe begonnen ist und mit Fleiß und Sorgfalt rasch zur Vollendung gebracht werden soll!

Freiburg i. B., am Palmsonntag 1898.

Der Herausgeber.

Dem Vaterlande gewidmet!

Von dem Bodensee, längs des Rheins hinab,
Zieht durch Wald und Flur ein blühend Land;
Wo der Donauquell durch den Schwarzwald fließt
Und durch's Höllenthal die Dreisam schießt. —
Dieses schöne Land ist der Badner Land,
Ist mein liebes, teueres Heimatland.

Breisgau's reiche Flur, wo des Landmanns Fleiß,
Mit des Himmels Segen im Verein,
Für des Wohlstands Flor sich so rastlos müht,
Wo das Bürgerglück so freudig blüht:
Ist ein schönes Land, ist der Badner Land,
Ist mein liebes, teueres Heimatland.

Wo an Badens Quell, der so heiß entspringt,
Sich der müde Kranke wohler fühlt;
Wo der Eberstein stolz sein Haupt erhebt,
Und die Murg durch's grüne Thal sich spült:
Ist ein schönes Land, ist der Badner Land,
Ist mein liebes, teueres Heimatland.

VI.

In dem Pfälzerlande, auf der Windeck Höh',
In der Musenstadt am Neckarstrand,
Wo in Mannheims Gau blüht der Schifferstand,
Und der Neckar reicht dem Rhein die Hand:
Ist ein schönes Land, ist der Badner Land,
Ist mein liebes, teueres Heimatland.

Doch den höchsten Glanz ihm sein Fürst verleiht,
Friedrich's Name ruft Begeistrung wach.
Mög' der Himmel uns lang erhalten ihn,
Und sein reichster Segen ihm erblüh'n.
Freudig weihe ich Ihm so Herz als Hand,
Ihm, dem Edelsten im Badnerland.

Wenn mein pochend Herz sich nach Ruhe sehnt,
Und der letzte Strahl dem Aug' entquillt,
Sei mein letzter Hauch: „An dir hänge ich,
Mit dem Himmel nur vertausch' ich Dich!"
Diesem schönen Land, bleib' ich zugewandt,
's ist mein liebes, teueres Heimatland.

(Aus Peter Mayer, Gesang-Unterricht)





Einleitung.

Entwicklungsbild der heimischen Sagenwelt.

Die herrlichen, gesegneten, reichbevölkerten Gefilde am stolzen Rheinstrom, — herab vom Bodensee zum Neckar, zum Main und weiterhin, die gleich einem prangenden Teppich seine Ufer schmücken und den Kranz der Vorhügel des Schwarzwaldes und der Vogesen — diese Gefilde, wo Alles in üppiger Fülle blüht und in buntgestaltetem, fröhlichem Leben sich bewegt, sie lagen einst als toter Grund tief unter weiten, ungeregelten Wassern, wie verdammt zu ewigem Flutengrab. Das Rheinthal, das ganze, große, füllte ein einziger See, im Kreise kahler Berghäupter und düsterer Wälder.

Aber der mächtige Stromgott, der „am Busen der Gletscher-Ammen gesäugte“, fand kein Gefallen an der weiten Oede — er suchte das heitere Leben der Menschen. Da sanken die Wasser und teilten sich die Fluten. In immer

engeren Schranken, immer geregelteren Betten nahmen sie den Lauf. Breite Bergwände, zahlreiche Berghügel traten an den belebenden Sonnenstrahl, bedeckten sich mit munterem Grün und lockten aus dem dunklen Urwald — den Menschen herbei, den götterähnlichen.

Rhenus lächelte, und die Geister der Flüsse, der Bäche und Quellen, die das hercynische Waldgebirg ihm sendete und die Vogesen, sie schwebten freudig von Ufer zu Ufer, wo der Mensch sich niederließ — schützende, pflegende, beglückende Genien.

Da milderte sich des Menschen Gemüt, erweiterte sich sein Aug, übte sich manigfaltiger seine Hand. Die schirmende Hütte hatte er längst gebaut, und der schnelle Fuß trug ihn leicht zum befreundeten Nachbarn; aber jenseits der Fluten, am blauen, dämmernden Gestade — hatte dort sein Blick nicht gleiches Leben erspäht? Es regte sich die Sehnsucht — sie reichte weiter als die Kraft des Schwimmers, doch nicht weiter als der sinnende Kopf und die Kunst der geübten Hand. Bald befuhren Flöße und Kähne die Ufer und landeten am fremden Gestade, das dem kühnen Schiffer gastliche Ruhe bot und Erfrischung. Oder, hat auch damals schon die Habsucht den leichten Kahn mit blutiger Beute gefüllt [1]?

Dies war die Kindheit der Schiffahrt auf dem Rheine, wo jetzt der stolze Dampfer einher braust und sich das schwere Frachtboot durch die Wogen drängt. Heute noch zeigt man längs der Vorhügel hin, hoch oben an Felswänden, die eingekeilten Eisenringe, welche einst statt des Ankers zum Anhaken der Schiffe gedient [2].

---

[1]) Vergleiche die Sage von den Seeräubern auf dem Turmberg, unter den Sagen von Durlach.

[2]) Z. B. an den Felswänden beim Kuckuck=Bad, zwischen Bollschweil und Kirchhofen im Breisgau. An den Turmsteinen mehrerer Kirchen, die auf dem Hochufer des alten Rheinbettes liegen, will man ebenfalls solche Ringe gefunden haben. — Uralte Sagen sprechen aber auch von einer Zeit, in der, lange vor der Periode der Sündflut, in unseren Gegenden und bis in den tiefsten Norden hinab, ein

Rhenus, der menschenfreundliche, als er dies Gedeihen sah, drängte seine Fluten noch weiter zurück vom Thalgelände, dämmte sie ein in noch engere Betten. Es verschwand der große See — nur blieb, zum ewigen Merkmal, das Becken des Bodensee's.

Aus dem Schoß der Erde aber hatte Vulkan, kühn durch das Rheinbett herauf, den Kaiserstuhl getrieben, der — ein feuersprühender Inselberg, jetzt mächtigeren Fuß in den Fluten faßte, bis seine Glut erloschen war und seine Wände sich begrünten, um das eine bald und bald das andere Ufer zu zieren.

Mehr und mehr, von frisch fließenden Wassern getränkt, von der Sonne Strahlen erheitert und erwärmt, von freundlichen Geistern gehütet, bedeckten sich die Ebenen des Rheinthals mit dem Schmucke des Grases, des Strauches, der Eiche und der Buche. Ueppige Wiesen und Wälder dehnten sich aus; der Thalbewohner rückte seine Hütten und Dörfer bis an die Ufer vor, — die Morgenröte freundlicherer Zeiten ging auf über das weite, im ersten Jugendtrieb schwellende Thal.

Der schwarzgelockte, leichte, gesellige Kelte aber war's, ein Sohn des Morgenlandes, welcher zuerst an den großen Rhein-See gekommen, welcher ihn zuerst befahren, an seinen Ufern die ersten Dörfer und Städte gegründet, den Bergen, Flüssen, Forsten und Fluren die ersten Namen gegeben. Und mit ihm sind die Genien seiner Heimat eingezogen in das Rheinthal, die unsterblichen Pfleger und Beschützer seines Erdendaseins, holde, zarte weibliche Wesen — die Göttin

---

Klima, wie das der üppigen südlichen Himmelsstriche waltete, und mit den Blumen und Früchten jener glücklichen Zone auch unsere Heimat gesegnet war. Ueberreste von Palmen, Datteln und anderen tropischen Erzeugnissen, von Säugetieren und Amphibien, die wir jetzt nur noch im Süden finden, sind aus den Tiefen unseres Bodens zu Tage geschürft worden und geben uns dunkle Kunde von einer paradiesischen Vorwelt, die auch von einem götterähnlichen Menschengeschlecht bevölkert gewesen sein und erst durch die (von manchen Geologen angenommene) Verrückung der Erdachse sich in die uns bekannte, rauhere Welt umgewandelt haben mag.

Berchte und jene wundersamen Fee'n, welche in Felsgrotten, an See'n und Quellen, auf lichten Hügeln und in dämmernden Hainen ihre Zauberschlösser und Wundergärten bewohnten.

So, unter dem Schirme seiner Götter und Genien, hatte der Kelte mit erfinderischem Geist, mit betriebsamer, kunstfertiger Hand, das Rheinthal bevölkert und bebaut — ungezählte Jahrhunderte lang. Und wie er nun gealtert war und geschwächt an Kraft, da trat aus den östlichen Wäldern ein Jüngling hervor, hochgewachsen, mit schwellenden Muskeln, von blondem Haar und blauem Aug, über der Schulter das Fell des erlegten Wildes, in der Faust den leichten Wurfspieß, neben sich den bejochten Ochsen und das getreue Wind. Es gefiel ihm an den sonnigen Halden und Vorhügeln und Thalgeländen, wo nie gesehene Pflanzstätten, Weiler und Dörfer, im Kranze zierlicher Gärten und blühender Fruchtgefilde, seinem erstaunten Blicke entgegenlachten.

Wir erkennen den blonden, blauäugigen Riesenjüngling — es ist der Germane, urarischen Ursprungs wohl, und rauh geworden und abgehärtet auf langer, gefahrvoller Wanderung. Ueppiges Leben ist ihm fremd, und doch — in die finstern Wälder will er nicht mehr zurück. Er ringt mit dem Kelten um den Besitz des schönen Rheinthals; er bewältigt und unterjocht ihn — er ist des Landes Herr, teilt und genießt die Früchte seines Sieges.

Aber so leichten Kampfes sollte ihm seine neue Heimat nicht zu Teil werden; ein zweiter, weit erfahrener, vielgeübter, listiger Kriegsmann erschien — der stolze Römer. Ihm gehorcht eine eroberte halbe Welt. Wird die germanische Kraft, die jugendliche, ungelehrte, ihm widerstehen? Sie muß weichen, und der sieggewohnte Eroberer macht das schöne Rheinthal mit dem friedlichen, fleißigen, dienstgewohnten Kelten zu einem Vorlande seines Reichs.

Schnell mehrten sich fortan die Dörfer, die Städte; sichere Straßen, von Türmen und Kastellen beschützt, verbanden sie; prächtige Bäder und reiche Tempel schmückten ihre Um-

gebung. Denn neue, stolzere Götter und Genien herrschten jetzt. Hier durchzog Diana mit Pfeil und Bogen die Forste; dort im Kriegslager gebot Mars mit dem blinkenden Schwert, und in Städten und Dörfern lockte der geflügelte Merkur mit Stab und Säckel zu Handel, Gewerk und Künsten — zu wachsendem Gewinn. Ein großes, vielbewegtes, freudiges Leben durchströmte das Rheinthal.

Und vertrauter näherten sich die Götter und Genien der Kelten jetzt den römischen; bald unterschied man sie nicht mehr, sah Berg und Thal froh bevölkert mit Fee'n und Elfen, Dryaden, Najaden und Nymphen. Ihre Unschuld aber war nicht mehr die reine, ihr Wesen nicht mehr das immer gute, menschenerfreuende. Wohl schützten sie das Volk ihrer Kreise noch, halfen ihm und beschenkten es; aber falsch auch und tückisch, verlockten sie schmeichlerisch ihre Günstlinge zur Sünde, rissen sie bald in Gefahr und Verderben.

Und so war's schlimmer geworden mit dem Menschen. Lüstern nach stets neuem Genuß, begann er selbst mit seinen Göttern zu buhlen. Was war ihm heilig noch, nachdem Merkur das Füllhorn seiner Schätze über ihn ausgegossen? Das Leben im Rheinthal, jenem gleich in der römischen Weltstadt, versank in Reichtum und Ueppigkeit; Uebermut und Schwelgerei hatten es vergiftet und angefäult — es verdiente den Untergang.

Abermals erschien jetzt der Germane, unverdorben noch und ungeschwächt, wie das erstemal — doch reicher an Erfahrung und fester an Entschlossenheit. Denn des Römers Eroberungssucht hatte auch ihn aufgestört in seiner stillen Heimat, auch ihm das Joch der Knechtschaft geschworen. Mächtig jetzt und rachedürstig warf er sich dem Feind entgegen, dem unersättlichen, und es änderten sich die Geschicke.

Der Germane, gestärkt durch das alemannische Brüderband, geschirmt von seinem Götterfürsten, dem Wodan[3],

[3]) Allmächtig, alles durchdringend und beherrschend tront Wuotan über der germanischen Götterwelt; als Lenker der Schlachten und Erkämpfer des Sieges sprengt er auf sprühendem Wolkenroß oder

seinem Thor, seinen Walküren, stund an den Pforten des Weltreichs. Was nützten die Mauern und Türme, womit der Römer das Rheinthal umzogen? Sie fielen, und zu Ende war die stolze Herrschaft Roms an den Ufern des Rheines!

Nicht aber wurde das Land jetzt eine Wüste voll Blut und Asche. Die verhaßten Zwingburgen, die schirmenden Städte, die üppigen Bäder und prächtigen Tempel allein wurden ein Raub der Zerstörung — die Hütte, der Pflug des Landbewohners blieben dem Sieger heilig, nur waltete fortan Er als Herr über Alles.

Und auch die alten Götter blieben dem Besiegten. Die Fee'n, die Nymphen, sie bewohnten ihre Felsen, Haine und See'n wie zuvor. Im Rauschen aber der hohen Eiche,

---

fährt auf rasselndem Wagen über die Kriegsstätten dahin. Den nächsten Rang nach ihm nimmt der rotbärtige Thor, der Gott des Donners, ein; einen wuchtigen Hammer schwingend schmettert er aus dem zusammengeballten Gewölk sengende Schlangenblitze hervor. Tyr, der germanische Mars, unterstützt den Wuotan in der Lenkung der Schlachten; in seinem Gefolge die Schlachtenjungfrauen, die Walküren. Freyr, der Gott des Friedens, steht natürlich solchen Kriegsgöttern gegenüber in schwächerem Lichte da; seine Schwester Freya, die germanische Diana, und Wuotan's Gattin Frea (Hertha) sind die weiblichen Hauptgottheiten. Holda oder Berchta heißt letztere wohl auch; Berchta, die Glänzende, die besonders als Ahnfrau oder „weiße Dame" sich zu zeigen pflegt. Zu erwähnen ist noch der Helden und weisen Frauen, denen als Halbgöttern, heilige Verehrung erwiesen wurde, wie z. B. dem erdgeborenen Tuisko und seinem Sohne Mannus :c. von denen die Helden der Nibelungen und des Heldenbuches, Sigfried, Dietrich, Wieland, Eckart (siehe die Breisacher Sagen) u. s. w. abstammten, die Priesterinnen, Seherinnen. z. B. Velleda :c.

Der Germane bevölkerte die Wälder und Gewässer mit Druiden (Druten), Alraunen, Feien (Feen); die Gebirge mit Riesen, Zwergen, Kobolden und allerlei Gnomen, welche letztere später, zum Teil bei Einführung des Bergbau's im Schwarzwalde, als Berg- ode Grubenmännlein, Verwandte des Erzgebirgsfürsten Rübezahl, auftreten. Der Lindwürmer, Drachen und anderer Ungeheuer, die zu bekämpfen waren, gab es in den Höhlen und Felsklüften die Menge.

im Tosen des schäumenden Wassersturzes verkündete der alemannische Gott seine gewaltigere Majestät.

Doch, was sind alle die stolzen Götter der Heiden gegen den Gekreuzigten! Einzelne arme, wehrlose Männer und Frauen von jenseits des Meeres, von dem grünen Erin, von dem felsigen Scotien, kamen herüber an den Rhein, predigten die Lehre des Weltheilandes und besiegten die Herzen des Volkes. Freilich erhoben sich verruchte Hände gegen die Frommen und röteten mit deren Blute den heimatlichen Boden. Aber die Grabstätten der Märtyrer verherrlichten sich durch heilige Wunder; gläubig wallfahrte das Volk zu ihnen und überbaute sie mit Kirchen und Klöstern[4].

Wo war jetzt die alte Götter- und Genienwelt? Hatten sie die Berge verlassen, und die Felsgrotten, die Haine, die See'n und Flüsse? Nein; aber ein vernichtender Krieg aus der Zelle des Mönchs, aus der Höhle des Waldbruders erhob sich gegen sie. Sein Fluch verwandelte ihr einst heilbringendes, dann gefallenes Wesen in die Natur des Bösen, und von dem an spuckten aus ihnen überall teuflische Künste zur Verlockung und zum Verderben des Menschen. Verdrängt und gestürzt hausen sie seither im Schacht der Berge, im Grunde der See'n — als heidnischer Hofhalt, als Gnomen und Zwerge, Mummler und Nixen[5].

So ist im Rheinthal die Welt des Kelten und des Römers untergegangen. Nur Namen sind noch übrig von ihr und Burgtrümmer und verschüttete Städte und vergrabene Schätze, die ein mißgünstiger Dämon hütet, bis etwa der Pflug des Landmanns sie erreicht und zu Tage fördert. Reich und gewaltig war diese Welt; aber die neue des christlichen Deutschen wurde herrlicher.

---

4) Siehe die Sage vom heiligen Fridolin, Trudpert, Landolin, Ulrich 2c.

5) Siehe z. B. die Sagen vom Venusberg bei Uffhausen und von der Haselhöhle, sodann jene der Stadt Baden und die von Schiltach und Schappach, vom Mummel- und Wildsee.

Wer weiß es nicht, wie die Klöster geblüht an Gelehrsamkeit und frommer Zucht? Wie die Ritter geglänzt an Ehre und Tapferkeit, ihre Frauen und Töchter an Schönheit und keuscher Sitte? Wer hat nicht von den Liedern gehört, die auf Burgen, an Fürstenhöfen, an Kaiserlagern die Harfe des Sängers begleitete, von der prangenden Waffenkunst des Turniers und von den kühnen Heldenthaten der Fahrten ins heilige Land? Ja, die Begeisterung für den Gekreuzigten und seiner unbefleckten Mutter inbrünstige Verehrung — sie schufen eine Welt voll reinen, hocherhabenen, wunderherrlichen Lebens!

Aber der Böse mit den gestürzten Göttern und Genien der alten Welt vergiftete dies Leben bald genug. Sie schlichen umher nach Opfern ihrer Rache. Da vergaß ein Mönch sich in den frevlerischen Gelüsten geheimer Wissenschaft[6], ein anderer dort mit der gottgeweihten Schwester in den Fesseln unreiner Liebe[7] und büßte dann dafür auf dem Scheiterhaufen oder lebendig eingemauert; mancher auch ward herab von der Felsspitze in den wogenden Strom gestürzt! Noch bezeichnet schauerliches Gestöhn zur Mitternachtsstunde die Todesstätten dieser Verführten.

Von den Klosterzellen aber schlich der Böse auf die Burgen der Ritter, in die Schlösser der Fürsten. Er fand Eingang, leider fast überall. An wie manchen dieser stolzen, kühnen Bauten klebte das Blut und der Schweiß des armen, gepeinigten Volkes! Habt ihr nie die Ketten gesehen mit den vermoderten Knochen in aufgegrabenen Burgverließen, wo einst die gefangene Unschuld verkümmerte? Oder nie die blutbespritzte Stelle, wo die verfolgte Jungfrau, freiwillig sich stürzend in die rettende Tiefe, ihren Geist verhauchte?

Ja, von Sünden und Lastern genug sind diese Burgen und Schlösser Zeuge gewesen. Noch sucht der Schatzgräber die Stellen auf, wo einst ein hartherziger Burgherr den Raub

---

6) z. B. Berthold Schwarz.

7) Siehe z. B. die Sagen vom Höllenhacken, Nonnenmattweiher, von Tiefenau 2c.

von Witwen und Waisen in eiserner Kiste unter das Erdreich seines Kellers verbarg. Noch zeigt man die dunkle Hohlgasse, wo einst der freche Junker mit seinen Gesellen auf Beute gelauert[8]. Keine Gegend könnt ihr nennen in unserem schönen Heimatlande, wo die Hand des Landmannes dem Wanderer nicht von einem Raubschlosse die Trümmer weist. Und überall in finsterer Mitternacht gehen sie noch um, die Burggeister, denen der strafende Himmel keine Ruhe des Grabes gönnt.

Und die zarte, keusche, milde Frauenwelt in den Burgen und Schlössern? Den Ruhm der Sittsamkeit, der Frömmigkeit, der Treue, der Armenpflege hatten Frauen und Töchter in reichem Maß erworben, und er hatte sie verklärt wie ein Heiligenschein. Aber wie bald verblendete der eitle Stolz das junge Gemüt der Maid, wie bald der süße Reiz verbotener Liebe das Herz des Weibes! Vom Hunger verzehrt flehte der Arme — vergeblich, er ward mit Hunden von der Pforte getrieben. Und fand nicht der gläubige Gatte, heimgekehrt vom fröhlichen Waidwerk, sein Gemahl, zum Entsetzen — in des Buhlen Arm? Traf nicht der ahnungslose Ritter, zurückgekehrt von den Mühen der langen Kreuzfahrt, — einen neuen Herrn seines Weibes auf der heimischen Burg? Noch kennt der Landmann die Stelle, wo das treulose Weib, getroffen vom Schlage der rächenden Hand, jammervoll unterging.[9]

So war auch diese Welt, die einst hochgelobte und herrliche der Klöster und Burgen, dahin gesunken in ein trauriges, schmachbedecktes Verderben. Aber eine neue hatte sich jetzt aufgethan, eine reiche, kräftige, strebende — die Welt der Städte. Diese, oft das Asyl des gedrückten, gehetzten Landmanns, immer die Freistätten des Handels, des Gewerbes, der Wissenschaft, der Kunst, die Festen des Rechts und der Freiheit, — erzogen Bürger, welche stolz neben dem Ritter stunden, Männer, welche ruhmvoll kämpften für die geliebte Heimat auf dem Felde der Schlacht, wie im

---

8) Siehe z. B. die Sage vom Falkenstein.

9) Siehe z. B. die Sage von der Frau von Bosenstein, das Edelfrauenloch.

Rate der Fürsten. Mut und Fleiß, sie belohnten sich auch hier.[10] Was Prälat und Ritter seit Jahrhunderten eingebüßt, das gewannen die Städte.

Auch den deutschen Städten, wie vielen, wie herrlichen im schönen Rheinthal! auch ihnen lächelte Merkur, wie einst den keltischen und römischen. Ihre Schätze häuften sich, aber verblendet dadurch vergaßen sie ihrer Brüder — des Landvolks, welches im Joche der Knechtschaft schmachtete. Der Böse verschloß ihr Herz, — der wimmernde Klagelaut des Armen, er erscholl vergeblich. Da drückte die Verzweiflung dem Verlassenen das Schwert, die Brandfackel in die Faust, — und durch ganz Deutschland wälzte sich eine schwere, schwarze, verderbenschwangere Wolke des Aufruhrs!

Wo am Rheine ist ein Gau, dessen Bewohner dir nicht zu erzählen wissen von den Gräueln des Bauernkriegs? Da und dort zeigt man die Trümmer noch von einst stolzen Burgen, welche durch die Faust der Empörung in Schutt und Asche versanken. Und noch traurigere Stellen — wo der arme Besiegte seine Verzweiflung büßte unter dem Henkerschwert.

Und die Frucht dieses Sieges — war es eine bessere, friedlichere Zeit? Der Böse grinste höhnisch über den Schauplatz des Menschentreibens hin, und unsere schöne Heimat ward ein Tummelplatz räuberischen, mordbrennerischen Gesindels. Der obdachlose Zigeuner, der gardende Landsknecht, der fahrende Adept, der hausierende Krämer, alle im Dienste des Bösen und ausgerüstet mit höllischen Kräften und Künsten, trieben da ihr heillos Spiel.

Noch mehr aber übte Satan seine Tücke. Zu Mädchen und Frauen schlich er und lockte die Bethörten in seinen Bund. Da, bei stürmischen Nächten, auf Besen reitend, mit gelöstem Haar und Gewand, flogen sie hinauf, wo die Orgie raste, —

---

10) Unser Buch enthält zahlreiche Sagen von den Ursprüngen badischer Städte, von tapferen Thaten ihrer Bürger (z. B. „der Fleischer von Konstanz," „Freiherr von Fahnenberg" „Die vierhundert Pforzheimer" rc., von originellen Charakterzügen ihrer Bewohner; von derben Kerngesellen, (wie z. B. Romaias) u. s. w.

nach des Blocksbergs qualmender Kuppe! Und gesättigt alsdann von diabolischen Genüssen, kehrten sie heim, um den Brei zu kochen, der mit Sturm und Hagel des Landmanns Hoffnung darniederschlug — die blühende Saat, die sprossende Rebe.

Aber das Volk schrie Rache über den verderbenschwangern Hexenzauber. Der Folterstuhl erpreßte die Geständnisse des teuflischen Bundes, und nun fort zur Strafe mit den armen Besessenen, die der Böse zu Werkzeugen seines Menschenhasses gemacht — zur unerbittlichen Strafe! Da loderten durch alle Gaue der Heimat die Scheiterhaufen, um halbentseelte, folterbrüchige Leiber zu verzehren [11].

Endlich schmetterte durch das Prasseln dieser Sanbenito-Flammen hindurch die Trompete des schwedischen Reiters. Eine andere Mordgeschichte rollte sich auf. Vom wilden Heere des Schweden erzählt das Landvolk noch mit Grausen, und vom Schwedenkrieg und Schwedentrunk [12]. Der Böse hatte sein Meisterstück vollbracht; es schließt sich damit die heimische Sagenwelt, welche mit den Werken guter segenbringender Götter und Genien so herrlich begonnen.

---

[11]) Hexentürme findet man noch in mehreren unserer Städte, z. B. in Burkheim, Bühl &c. und Hexensagen überall in Menge.

[12]) Siehe z. B. die Schwedensagen im Albgau, in der Baar &c

Josef Bader.





Vorspiel.

Kennt ihr den Wundergarten,
Den Götterhände warten,
Wo alles grünt und blüht
Und kaum den Gärtner müht?
Gesäumt vom Silberbande,
Vom Stolz der deutschen Lande,
Vom königlichen Rhein,
Ins fernste Blau hinein;

Und rechts von Berg und Thalen
Voll goldner Segensstrahlen,
Hercynias Hügelreih'n,
Voll Frucht und edlem Wein!
Wo Erwins Dom uns winket,
Wo fern der Rheinstrom blinket,
Zieht Zug und Kahn durchs Land,
Gefüllet bis zum Rand.

Und vom Gebirge wieder
Wie jubelnd klingt hernieder
Des Hirtenknaben Sang!
Gelehnt auf grünen Hang;
Die Burgruinen schauen
Mit heiterem Vertrauen
Ins Aug' der neuen Zeit,
Voll Friedensseligkeit!

In sommerlicher Schwüle
Wie labt der Wälder Kühle!
Wie lacht der Matten Grün
Mit glänzend fetten Küh'n!
Wie tröstlich wehn die Tannen,
Aus kranker Brust zu bannen
Mit ihrem Balsamhauch,
Was sie mag quälen auch!

Dort laden die Najaden
Zum Trinken oder Baden
An der Genesung Born
Aus ihrem Wunderhorn.
Es strotzen Felsenquadern
Von reichen Erzesadern,
Kein schlimmer Gnom verlacht
Des Knappen Fleiß im Schacht.

Und Städte rings voll Leben
Und schmucke Dörfer weben
Zum Himmel von Saphir
Die schönste Teppichzier.
Landbau, Gewerbe, Handlung,
In immer höherer Wandlung
Und Kunst und Wissenschaft
Voll reger Triebe Kraft!

Des Volkes Herzen flammen
In Liebesglut zusammen
Für Freiheit Licht und Recht;
Ein kerniges Geschlecht! —
Sei's auf den glanzumgebnen,
Goldährenvollen Ebnen,
Sei's, wo der Wasserfall
Sich stürzt mit Donnerhall:

Millionen Reize laden
Zum Paradies von Baden
Der Gäste buntes Meer
Aus Nah und Ferne her.
Doch ganz es zu genießen,
Laßt euch nun auch erschließen
Durch Sängers Zauberwort
Der Sagen Wunderhort!

Die Märchen und Balladen
Aus den geheimsten Pfaden,
Die Geister der Natur
Aus Berg= und Thalesflur;
In Liedern und Romanzen
Umgaukeln und umtanzen
Sie jedes Sonntagskind,
Das nicht für Wunder blind.

Von steiler Klippe Stufen,
Aus tiefen Stromeskufen,
Aus felskristallnem Schacht,
Aus grüner Waldesnacht;
Aus blauen See's Wellen,
Aus stillen Klosterzellen,
Zerfallner Burgen Wall —
Sind sie berufen all'.

Sie singen Freud' und Schmerzen
Tief aus des Volkes Herzen,
Und halten wach darin
Den kindlich frommen Sinn;
Mit Poesie durchweben
Sie manches arme Leben,
Und bieten ihm Ersatz
Für einen andern Schatz.

Die Gnomen und die Elfen,
Sie kommen gern und helfen
Dem braven Bauern aus
In Feld und Hof und Haus.
Die Riesen und die Zwerge
Durchwandeln noch die Berge,
Die Nixen blühn im See;
Doch thun sie Niemand weh.

Ein heilger Gottesfrieden
Hat allen Haß geschieden,
Und gute Geister nur
Umschweben unsre Flur! —
Drum lauscht nur gern den Sagen
Aus den vergangnen Tagen;
Dann erst im wahren Glanz
Erblickt ihr Badens Kranz!

A. Schnezler.



Sagen des Bodensees und seines Geländes,

des oberen Rheinthals

und der Waldstädte.



Der Bodensee und sein Gelände.



Die Schöpfung des Bodensees!

Die Schöpfung ist vollendet. Wasser und Grund hat sich geschieden, Fluß und Strom beginnen ihren Lauf und suchen sich Bahn durch zerklüftete Felsbette. Auch der Alpen Riesenkette entsendet nach allen vier Himmelsrichtungen ihre frisch lebendigen Kinder. Mit freudigem Schreck bricht da der junge Rhein aus seinem Eispalaste los und wallt ungestüm ins Thal hernieder.

Dort sammelt er sich muntere Genossen und stürmt „von Gottes Geist getrieben" hinab ins offene Land; da rastet er, um sich zu bereiten für die große Reise nach den endlosen Wassern. Ein weites Becken füllt er aus, und rings um seinen Ruhesitz schafft er ein herrlich Gartenland. Ein grünsamtner Teppich, geschmückt mit bunten Edelsteinen, umzieht den diamantenen See.

An Stelle dunkler Urzeit-Nacht trat hell verklärend Sonnenlicht und beleuchtete in prächtigem Farbenspiel die wogenden Wasser.

Mit besonderem Wohlgefallen ruhte des Schöpfers Auge auf diesem herrlichen Bild, und als des ersten Sabbats Ruhe die Lüfte durchzitterte, da ertönte weitschallend des Himmelsbooten mächtige Stimme:

„Gesegnet seist du, stille Fläche,
Vor vielem Land und vielem Meer!
Ja rieselt fröhlich nur, ihr Bäche,
Ja ströme, Fluß, nur stolz einher!
Ihr füllet euch in einen Spiegel,
Der große Bilder bald vereint,
Wenn Einer, der der Allmacht Siegel
Trägt auf der Stirn, — der Mensch, erscheint.

Erst lebt ein dumpf Geschlecht, vergessen
Sein selbst, im Walde mit dem Tier,
Dann herrscht ein Fremdling stolz, vermessen,
Ein Sieger mit dem Schwerte hier;
Er zimmert sich den Wald zu Schiffen,
Er öffnet Straßen, baut das Haus;
Dann hat ihn Gottes Hand ergriffen,
Und schlendert ihn zum Land hinaus.

Und führt den Stamm mit goldnen Haaren,
Mit blauem Aug' an's Ufer her;
Er hat noch nichts vom Herrn erfahren,
Sein Gott ist Eiche, Fluß und Meer.
Doch schläft im tüchtigen Gemüte,
Noch unerweckt des Ew'gen Bild;
Ein Strom der höchsten Kraft und Güte
In seinen vollen Adern quillt.

Der Himmel wird ihm Boten senden,
Die sagen ihm von Gottes Sohn,
Die bauen mit getreuen Händen
In dichten Wäldern seinen Thron.
Dort wird das Licht des Geistes leuchten,
Von dorther der Erkenntnis Quell
Der Erde weites Feld befeuchten,
Dort bleibt's im tiefem Dunkel hell.

Dann werden sich die Haine lichten,
Wie sich der Menschen Herz erhellt,
Dann prangt ein Kranz von goldnen Früchten
Um dich, du segenreiches Feld,
Die Rebe strecket ihre Ranken
In deinen hellen See hinein,
Und schwerbeladne Schiffe schwanken
In reicher Städte Häfen ein.

Und die des Höchsten Krone tragen,
Statthalter seiner Königsmacht, —
An diesen Ufern aufgeschlagen,
Sonnt oft sich ihres Hofes Pracht,
Und Völker kommen aus dem Norden
Und aus dem Süden, See, zu dir!
Du bist das Herz der Welt geworden,
O Land, und aller Länder Zier!

Drum sind dir Sänger auch gegeben,
Zween Chöre, die mit deinem Lob
Die warme Frühlingsluft durchbeben,
Wie keiner je sein Land erhob:
Das eine sind die Nachtigallen,
Auf Wipfeln jubelt ihr Gesang,
Das andre sind in hohen Hallen
Die Ritter mit dem Harfenklang.

Wohl ahnst du deinen Ruhm, du wallest
Mit hochgehobner Brust, o See!
Doch daß du dir nicht selbst gefallest,
Vernimm auch deine Schmach, dein Weh!
Es spiegeln sich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Flut,
Und deine grünen Ufer traufen
Von lang vergoßnem Bürgerblut.

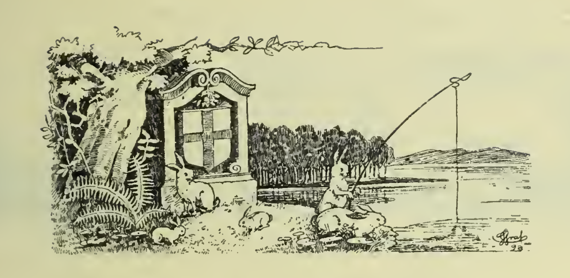
Sei nur getrost! Du blühest wieder,
Du wischest ab die Spur der Schmach,
Und große Sagen, süße Lieder,
Sie tönen am Gestade nach.
Zwar dich verläßt die Weltgeschichte,
Sie hält nicht mehr am Ufersand
Mit Schwert und Wage Weltgerichte,
Doch still Genügen wohnt am Rand.

Der Hauch des Herrn treibt deine Boote,
Dein Netz soll voll von Fischen sein,
Dein Volk nährt sich vom eignen Brote,
Und trinkt den selbstgepflanzten Wein.
Und unter deinen Apfelbäumen,
Wird ein vergnügt Geschlecht im Glück
Von seinem alten Ruhme träumen;
Wohlan, vollende dein Geschick!"*

Wieder bricht der Schöpfung Werktag an. Wild rauscht der See im übervollen Becken. Die Wassermassen suchen wühlend einen Ausgang. Vom Sturm gepeitscht schlagen die Wogen in's Sumpfland hinaus; geteilt und mühsam sich durchwindend sucht der trübe Strom seinen Weg hinab ins Thal. Und mächtiger, immer mächtiger speit der See und bald giebt es keinen Widerstand mehr dem wogenden, stoßenden Wasserschwall — er zieht nach des Schöpfers Bestimmung befruchtend durch die Lande.

*) Baders Einleitung zu unserer Sagensammlung erläutert dieses herrliche Gedicht „Gustav Schwabs."





Etwas vom Seehasen.

Reich an Sage und Geschichte ist das „schwäbische Meer" und sein Gebiet. Ein kräftiges, freies Geschlecht bewohnt seine Gestade, das Volk der Seehasen.

Die Bezeichnung „Seehase" ist eine uralte und hat wohl ihren Ursprung in dem Umstande, daß schon die römische Besatzung des alten Kastells „Constantia" einen laufenden Hasen im Wappen führte. Dieses Tier soll nicht sowohl ein Sinnbild der Furchtsamkeit sein, als vielmehr ein schlimmes Omen für den Feind. —

Unglück bedeutet's noch heute, läuft dir ein Hase quer über den Weg — und Unglück und Verderben ist's dir, wenn ein Seehase als Feind deinen Pfad kreuzt; 's ist dir ein schlimmer Ausgang!

Daß auch in späterer Zeit diese Bezeichnung keinen Schimpf enthielt, beweist uns eine Stelle des „Tristan", wo Gottfried von Straßburg im 13. Jahrhundert den trefflichen Sänger Hartmann von Owe, einen Dienstmann des Abtes von Reichenau und seine Gesellen, in edler Bedeutung Hasen nennt.



Die Prinzessin vom Bodensee.

Auf dem Bodensee wohnte vor vielen, vielen Jahren ein Fürstenkind von wunderbarer Schönheit. Ein schaumweißer Gürtel hielt ihr wallendes Kleid zusammen, das ringsum mit Perlen und Diamanten besetzt war. Ueber ihrer Stirne tronte ein smaragdner Stein, dessen Glanz gleich einem strahlenden Auge leuchtete. Viele reiche Gaben und Kostbarkeiten aber lagen noch roh und unverarbeitet in den mächtigen Schatzkammern ihres Schlosses.

Längst hätte die herrliche Maid einen Freier gefunden, doch das dichte, verschwiegene Gehölz ringsum und die neidischen Wasser hielten sie strenge verborgen.

Da kam aus dem fernen Süden über der Alpen himmelragende Höhen ein Jüngling nach dem See, rodete dort mit seinen Leuten ein Stück Wald aus und baute sich ein herrliches Schloß. Bald hatte sein Auge die Jungfrau erschaut, und als der Bau vollendet war, warb er um sie. Zwischen den Zähnen brachte sein Hund das Täfelchen hinüber zur Inselburg der Fürstin mit dem Antrage: Gerne wolle er seine Barke rüsten, sie zu holen, falls sie wahr und tief zu lieben vermöge.

„Dein Leib sei Deiner Hoffnung Kahn,
Dein Segel sei die Lieb' alleine,
Dann will ich folgen als die Deine."

Das war die Antwort der Schönen, die dem Werber gar nicht recht passen wollte. --

„Nimm einen Fisch zum Bräutigam", rief er spottend hinüber und verschwand bald aus der Gegend. —

Auf der grünen Alm oben hatte den freien Alpensohn längst ein stilles Sehnen nach der holden Jungfrau erfaßt. Oft schon hatte er von seinen Bergen aus die Reize der Prinzessin bewundert, warum sollte er nicht den Versuch machen, seinen Herzenswunsch zu erreichen? Die flinke Taube brachte der Fürstin einen Busengürtel als Zeichen treuer Huldigung. Doch ungnädig ward sie aufgenommen:

„Was sucht der Hirt den Fürstenlohn?
In meinem grünen Wellengrund
Magst Du die Bundeshütte finden!"

Voll Verzweiflung über diese Botschaft und voll Weh im Herzen stürzte sich der Jüngling in den See. —

Lange wagte da kein Freier mehr sich zu melden. — Plötzlich erscholl Kriegslärm in der Gegend, und als sich dieser wieder gelegt hatte, begann ein emsig Leben um den See. Bäume wurden gefällt, der sumpfige Boden urbar gemacht und zahlreiche Hütten gebaut. Der Fürst des fleißigen Volkes aber sprach zu sich: „Mein ist das Land rings umher, mein soll auch der See werden und sein köstlichstes Kleinod." In ritterlicher Weise sandte er seinen Edelfalken mit einem kostbaren Ringe nach der Insel, dem Lieblingssitze der Jungfrau. Erstaunt sah diese den Vogel auf sich zufliegen und war ganz überrascht und verwirrt, als der Falke den Brautring zu ihren Füßen niederfallen ließ. Zögernd hob sie ihn auf und steckte ihn sinnend an die Hand, während sie errötend nach dem

Lande schaute. — Dann sprang sie auf und eilte zum heimischen Palaste, um alles zu bereiten, ihren Bräutigam würdig zu empfangen.

Dieser aber vertraute sich den Wassern an, die ihn sicher zur Insel geleiteten.

Dort erhob sich großer Jubel und ein prunkvolles Hochzeitsfest ward auf der Insel gefeiert. Das Fürstenpaar aber that viel für sein Land und Volk. Die Schatzkammern wurden geöffnet, und was ehedem wertlos und nutzlos da lag, wurde verarbeitet, und bald war ein Segen und Wohlstand im Land, wie nirgends weit und breit.

(Nach Georg Rapps Gedicht.)

Das Märchen versinnbildlicht die Besitznahme des Bodensees und seiner Reize durch verschiedene Völkerstämme. Erst hatten in der Steinzeit die Pfahlbauern den See besiedelt, die sich später aber vollständig aufs Land zurückzogen. Im Ausgang des 5. Jahrhundert v. Chr. wohnten dort Kelten oder Gallier, nachher Sueben und zur Zeit Christi die Römer.

Im 3. Jahrhundert nach Christus wurden diese durch die **Alemannen** verdrängt, die mit den Franken das Gebiet behaupteten. — Jenen Namen leitet man ab von: Alle mannen — allerlei Volk. — Neuerdings sucht man auch die Erklärung zu verteidigen, daß er so viel heißt als: Leute des Alah, ein als gemeinsames Heiligtum der Sueben bekannter Götterhain an der Spree.



Das Blühen des Sees.

Wenn von dem Himmel nieder die Abenddämmrung steigt
Und sich das Haupt der Blume zu sanftem Schlummer neigt,

Da fängt, wenn Alles feiert, wenn Schiffer ruht und Kahn,
Im See ein andres Leben, ein andres Blühen an.

Die Welle, die so fröhlich das Ufer erst bespült,
Sie legt sich leise nieder, vom Abendwind gekühlt.

Und dunkle Purpurröte steigt aus der Tiefe Quell
Und macht die Seeflut glänzen, gleich einer Rose hell.

Gleich einer Rose duftig, von zart gewobnem Schein,
Es strahlen die Zauberfarben weit in die Nacht hinein. —

Das ist ein Werk der Feen tief in des Wassers Grund;
Die treiben da ihr Wesen in stiller Abendstund!

Beim hellen Sonnenschimmer kann nicht ihr Werk gedeih'n,
Der Mond in stillen Nächten begünstigt sie allein.

Da springen auf die Pforten des Schlosses von Kristall,
Es heben sich aus den Tiefen die leichten Wesen all;

Laut jubeln sie und schlingen den Reigen strandentlang
Und freuen sich des Zaubers, der ihnen gut gelang;

Kaum aber ruft den Morgen der muntre Wächter an,
Da fängt die schimmernde Rose sich zu entfärben an;

Und wenn der Alpen Stirne im Morgenstrahl erglüht,
Da feiern die Nixen wieder, da ist der See verblüht.

(Friedrich Otte.)

Das Blühen des See's hat der Bodensee wohl mit mehreren Landseen gemein. Im März sind oft ganze Strecken seines Wassers mit einem gelben Staube bestreut, der erst nach tagelangem Umherschwimmen verschwindet. Diese Erscheinung kann nicht vom Blühen der Wasserpflanzen herrühren, da der See deren nur wenige hat; es ist vielmehr nichts anderes, als der männliche Samenstaub der an den Ufern wachsenden Obst- und Waldbäume.





Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf's Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

Er reitet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Will heut' noch erreichen den Bodensee;

Noch heut' mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben noch landen vor Nacht er an.

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus, in's ebene Land,
Weit sieht er sich dehnen das Schneegewand.

Weit hinter ihm schwindet so Dorf wie Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;

So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht andere Laute vernimmt sein Ohr;

Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's wie auf Samt, auf dem weichen Schnee,
Wann rauscht denn das Wasser? wann glänzt denn der See?

Da bricht der Abend, der frühe herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.

Die Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.

„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, — wie weit mag's sein?"

Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.

Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."

Der Fremde schaudert, er atmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!"

Da recket die Magd den Arm in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See!

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepochet des rasenden Hufes Stoß!

Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Du warst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?"

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr,
Es stellen die Knaben sich um ihn her;

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!“

Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinset noch die Gefahr.

Es sieht sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Im Geiste versinkt er im schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnerts, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.

Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein — trocken Grab. —

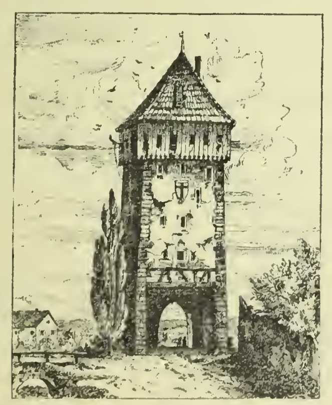
Gustav Schwab.

Bekanntlich ist der Bodensee bei all seiner großen Tiefe schon mehrmals in strengen Wintern gänzlich zugefroren. Man berichtet solches von den Jahren 1070, 1108, 1277, 1379, 1435, 1565, 1573, 1587, 1624, 1695, 1788 und 1830. Diese Gelegenheiten benützte man oft zu ausgedehnten Lustpartieen auf dem Eise; so hielten 1573 zweihundert Konstanzer Bürger zu Fuß und zu Pferd die Aschermittwochschlacht auf dem See. Heinrich Hansjakob berichtet uns aus dem gleichen Jahre, daß die Leute des ehemaligen Benediktinerklosters Münsterlingen in der Schweiz nach dem badischen Oertchen Hagnau ein Bildnis Johannes des Evangelisten drei Stunden Wegs über den gefrorenen See brachten. — Seit dieser Zeit besteht zwischen beiden Gemeinden die Uebung, daß — so oft der See zugefriert — das Bild da abgeholt wird, wohin es bei der vorhergehenden Seeprozession getragen und belassen worden war. — Ein Glasgemälde im Rosgarten, von Wolfgang Spengler zu jener Zeit verfertigt, stellt dar, wie man 1624 auf dem See Entenjagden abhielt. — Im Jahre 1695, wo die Stadt Arbon ein Freischießen auf dem See gab, scheint letzterer nicht überall überfroren gewesen zu sein, auch nicht im Jahre 1796, wo das obenerwähnte Bildnis wieder nach Münsterlingen zurückkam. — Viel weiß man zu erzählen vom Jahre 1830; da waren Krämerbuden und Schenkzelte aufgeschlagen, Musikbanden spielten zum Tanze auf, Kegel

wurden geschoben und im sausenden Galopp flogen Roß und Schlitten über das trügerische Eisfeld. — Nach Dr. Hansjakob's Schneeballen 3. Reihe kündete sich dieses seltene Ereignis der Ueberfrierung des Sees damals an durch ein fürchterliches Tosen und Donnern auf dem Wasser. Die Bewohner des obengenannten Oertchens Hagnau fanden nach der unheimlichen Nacht oberhalb ihres Dorfes ungeheuere Eishügel aufgeschichtet und einen mächtigen Felsblock am See, der aus der Tiefe des Wassers herausgeschleudert worden war. — Ein Tag darnach war der See gänzlich zugefroren, so daß zwei Hagnauer darüber weg nach dem drei Stunden entfernten schweizerischen Altnau gehen konnten. Als am nächsten Tage die gesamte Schuljugend von drei thurgauischen Dörfern Gegenbesuch machte, da beschloß der Hagnauer Gemeinderat, die herkömmliche Seeprozession auszuführen und das Bildnis in Münsterlingen wieder zu holen; das war am 6. Februar 1830.

Obgleich damals die Klosterfrauen zu Münsterlingen das Bildnis nur mit schwerem Herzen auslieferten, dachte doch im Jahre 1880, wo der See wieder zu war, niemand mehr daran, dasselbe wieder zu holen. — Neun Hagnauer Bursche aber gingen hinaus auf den See, holten den erwähnten Block ins Dorf herauf und setzten ihn als Denkmal an die Eiszeit von 1830 und 1880 an die Straße, nachdem sie ihre Namen im Stein eingegraben hatten. Münsterpfarrer Brugier aber mußte ein Verslein dazu machen des Wortlauts:

„Als anno dreißig brach das Eis,
Entfloh ich meinem Wassergrab
Ruht' aus am Dorfbach fünfzig Jahr. —
Wer jetzt den Ehrenplatz mir gab?
Lies hier die Neun, die Unverzagten,
Die heuer übern See sich wagten.



„Emmishoferthor“ zu Konstanz, abgebrochen 1855.

Konstanz und Umgebung.



Wappen des Bistums Konstanz.
(rotes Kreuz im weißen Feld.)

Konstanz' Ursprung.

Es ist zwar freylich kein Kinderspihl, wann ein altes Weib tantzet! Allein wann ein alter Mann nicht von älteren Sachen, als er selbst ist, zu reden weist! so stehet er gleichsamb noch in Kinder-Schuechen." —

So beginnt der Chronist Speth seine Geschichte von Konstanz, in der er uns berichtet, daß die Stadt die älteste in deutschen Landen sei und ihr Ursprung auf des biblischen Noes Enkel zurückzuführen. Harudopolis sei sie genannt worden im Jahre 3820 nach Erschaffung der Welt, nach den alemannischen Nachbarn, den Haruden, dann Moëjopolis nach dem Moësischen See und „Valeria" und „Vitodurum" später. —

Wir sehen, der Chronist ist über die Kinder-Schneche hinaus, er weiß fast noch mehr zu erzählen, als die dort am See gefundenen, versteinerten Riesensumpftiere und die vorhandenen Gewaffen und Geräte aus grauer Vorzeit. —

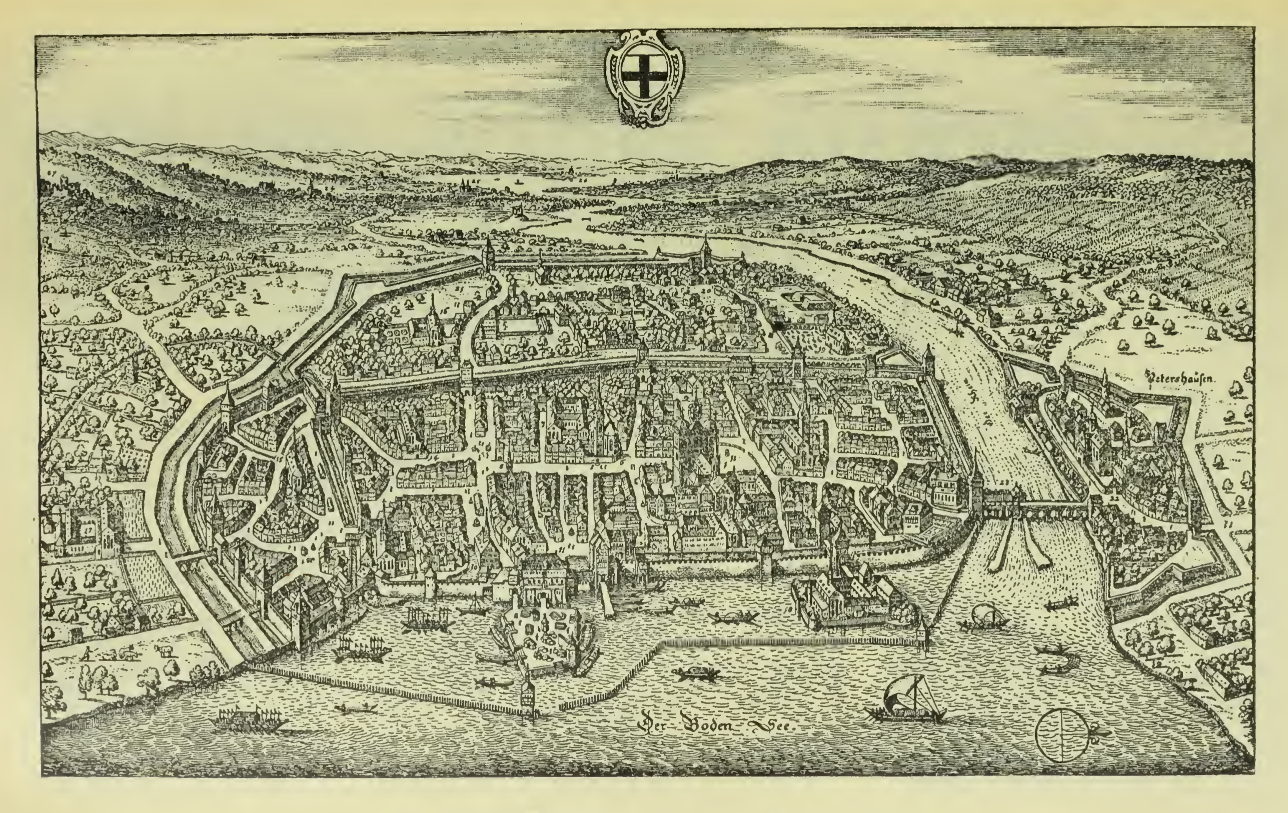
Mit den Römern erst beginnt die eigentliche Geschichte von Konstanz. Sie hatten eine Heerstraße über den Rhein angelegt,die sie durch ein Kastell schützten. Bei dieser Hochburg entstanden niedergelegene Ansiedelungen, die sogenannte Nieder- oder Wasserburg. —

Am Ende des 3. Jahrhunderts kam es am Oberrhein zu heftigen Kämpfen zwischen Römern und Germanen. In einer bei der Niederburg stattgefundenen Schlacht blieben 60—70 000 Deutsche auf dem Felde, das ganz besät war mit Leichen. Heute noch werden dort bei Grabungen zerspaltene Menschenschädel und Knochen gefunden, und römische Münzen künden uns deutlich die Zeit jener Ereignisse. — Der siegreiche Kaiser Constantius Chlorus nannte zur Erinnerung die römische Niederlassung „Constantia" und widmete dem jungen Gemeinwesen besondere Sorgfalt. —

Unser Plan nach Merian zeigt Konstanz nach der Zeit seiner höchsten Blüte. An der Stirne trägt es das noch heute giltige Stadtwappen. — Eine ganze Menge alter Turmgesellen halten treue Wacht. Heute sind sie fast alle gefallen als Opfer einer nüchternen, pietätlosen Zeit. —

Das älteste Siegel der Stadt Constanz war eine Burg; im 14. Jahrhundert brachte man in der Thoröffnung das Stadtwappen (ein schwarzes Kreuz im weißen Feld) an, das auf einem späteren Siegel aus dem 16. Jahrhundert von einem Engel gehalten wird. Nachdem Kaiser Sigismund den Konstanzern im Jahre 1417 einen roten „Swanz" an ihr Banner verliehen hatte, wurde von nun an auch im Stadtwappen ein rotes Schildhaupt geführt.





Die Stadt Konstanz im 16. Jahrhundert
nach Merian.

Der heilige Konrad.



Stadtpatrone der Stadt Konstanz, die unter der Himmelskönigin besonderem Schutze steht, sind Pelagius und Bischof Konrad.

Von letzterem berichtet uns der Chronist*): „Daß Bischof Cunradt nit hab fasten können, das ihm sehr leid gewesen sei." Da, an einem Fasttage, fuhr der Bischof einst mit einigen Fischern nach dem Eichhorn hinaus, um sich zu zerstreuen und nicht in Versuchung zu kommen, wenn er andere essen sehe. —

Doch bald plagte ihn der Hunger so entsetzlich, daß er plötzlich aus dem Schiff aufs Wasser trat und geraden Wegs der sogenannten Fischbrücke zueilte. Trockenen Fußes schritt er über das Wasser weg, als ob es Balken hätte. —

*) Der Name des obgenannten Chronisten ist „Schulthaiß." Die beiden Bearbeiter hoffen, für eine etwaige neue Auflage des Sagenbuchs dessen geschriebene Chronik besser ausbeuten zu können.

Es ist wirklich zu bedauern, daß diese umfangreichen Aufzeichnungen noch nicht zum Druck gegeben werden konnten.

Seit dieser Zeit nennt man die Fischbrücke*) auch St. Konradsbrücke und zeigt einen weißen Strich im Grunde des Sees vom Eichhorn nach der Fischbrücke.

Den ließ sich auch der Chronist von einem alten Fischer zeigen, meint aber vorsichtig in seinem Bericht: „Ob aber derselbig wiß strich von St. Cunradts gang herkumme, das weiß ich nit anderst, den das es der Fischer mir gesagt.“ —

Viele Wunderzeichen bewirkte der heilige Mann, der voll prophetischen Geistes war und vergiftete Wesen ohne Schaden genoß. —

Einst am Osterfeste, als eben der Bischof die Worte der hl. Wandlung gesprochen, fiel ihm eine abscheuliche Giftspinne in das hl. Blut. Trotzdem der Genuß eines solchen Tieres damals für todbringend galt, leerte er doch voll Gottvertrauen den Kelch in tiefer Ehrfurcht.

Beim Mittagsmahle stützte er sein Haupt mit der Hand und zeigte keine Lust, zuzugreifen. Besorgt frug man ihn, ob er denn krank sei. Doch Konrad antwortete, man möge sich keine Sorge machen, er erwarte noch einen Gast. Als bald darauf die Spinne munter aus des Bischofs Mund hervorkroch, und er dann die Thatsache berichtete, war das Erstaunen groß und es herrschte hohe Freude ob der wunderbaren Rettung.

---

*) Noch heute bezeichnen Fischer eine Lücke in den Pallisaden, die sich zwischen der Fischbrücke und der Dominikanerinsel so ziemlich in der Mitte befindet, als die Konradslucke. Dort soll der hl. Konrad durchgeschritten sein, und die Fischer behaupten, man könne an jener Stelle keinen Pfahl schlagen. —

**) Im Münster zu Konstanz befindet sich noch eine Reliquie vom Haupte des hl. Konrad, die andern Teile seines Körpers sind überall hin zerstreut worden.

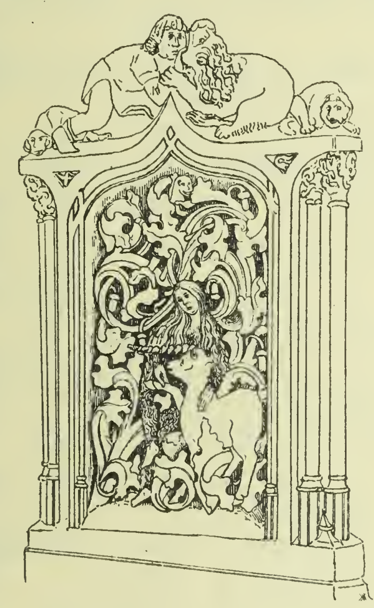


Die Sage vom Einhorn.

Ein fabelhaft Tier, halb Hirsch, halb Pferd, in der Mitte der Stirn ein schraubenartig lang gezogenes, spitzes Horn tragend, ist das Einhorn. Indien soll seine Heimat sein, und schon im Altertum kannte man Bildnisse dieses geheimnisvollen Tieres, das im Mittelalter Symbol der Jungfräulichkeit war. —

Heinrich Suso, der berühmte Mystiker des Konstanzer Dominikanerklosters berichtet über diese Tiersage etwa so:

„Wenn die Jäger das Einhorn jagen gehen, heißen sie eine Jungfrau an den Platz sitzen, wo das Einhorn seine Nahrung zu suchen pflegt. Sobald nun das Tier ihrer ansichtig wird, geht es auf sie zu, legt sein Haupt in ihren Schooß und fällt alsbald in tiefen Schlaf. Jetzt giebt die Jungfrau ein Zeichen und die Jäger eilen herbei und bemächtigen sich ihres Fanges.



Einhorn am Chorgestühl des Konstanzer Münsters.
(Nach Schober, Das alte Constanz.)

In Baden ist noch ein solches Einhornbild bekannt; am alten Universitätsgebäude zu Freiburg. — Man wollte durch diese Bildnisse das Geheimnis der Menschwerdung des Gottessohnes aus der Jungfrau darstellen. —

Graf Gero von Montfort.

Von Montfort war's der greise Graf,
Gesättigt von dem Leben,
Der sah den blauen See im Schlaf,
Und stille Kähne schweben,
Auf Wasser, Erd' und Himmel Ruh';
Da flog sein Herz dem Frieden zu.

Und als vom Traum er aufgewacht,
Da ruft er seine Knechte,
Hat sie belobt und gut bedacht,
Nimmt Abschied vom Geschlechte,
Verläßt die Herrschaft und das Schloß,
Und zieht zum fernen Strand zu Roß.

Wie er nun an das Ufer trabt,
Hört guten Wind er sausen,
Und trifft am Strand den frommen Abt
Vom heiligen Petershausen,
Dazu ein Schiff, die Segel voll;
O wie sein Herz von Sehnsucht schwoll!

Sankt Peters Haus, die stille Stadt,
Von Wellen leis bespület,
Sein Geist sich auserseheu hat
Vom Ird'schen abgekühlet;
Dort will er dienen Gott dem Herrn,
Von Lust und Pracht der Erde fern.

Den Abt erquickt der heil'ge Sinn,
Er hebt in's Schiff den Grafen;
Wohl bringt dem Kloster d a s Gewinn
Sie stoßen ab vom Hafen.
Schon schwimmt das Schiff auf blauer Flut —
Wie wird dem Greise da zu Mut!

Er spricht gerührt: „O fühlet Ihr
Herr Abt, was ich empfinde!
Es blickt das Wasser auf zu mir,
Wie Mutter nach dem Kinde!
Denn wißt, bei jenes Hornes Riff
Geboren ward ich einst im Schiff.

Und wenn ich in dem Nachen drin
So sanft geschaukelt liege,
Wird mir wie einem Kind zu Sinn,
Als ruht' ich in der Wiege;
Die Mutter lispelt in mein Ohr
Und singt ein Schlummerlied mir vor.“

Derweil sie segeln frisch nach vorn,
Da übermannt's den Grafen;
Sie sind nicht ferne mehr vom Horn,
So hebt er an zu schlafen,
Und bei der Ruder gleichem Schlag
Er schlummernd auf dem Schiffe lag.

Und wie das Schiff vorüberzieht,
Dort wo er ward geboren,
Da tönt das süße Wiegenlied
So hell in seinen Ohren;
Er schlug die Augen auf und rief:
„O Mutter, wie so tief ich schlief!“

Er schließt die Augen wieder zu,
Noch tiefer fortzuschlafen:
Steh, Nachen, still! nicht eile du!
Dein Gast ist schon im Hafen.
Der Abt zu seinen Füßen kniet,
Ihn mit dem letzten Trost versieht.

Bringt ihn zum heil'gen Haus hinab,
Legt in den Chor den Frommen;
Dort rauscht die Flut, die einst ihn gab,
Und die ihn jetzt entnommen;
In süßem Frieden, frei von Harm,
Ruht er der Welle dort im Arm.

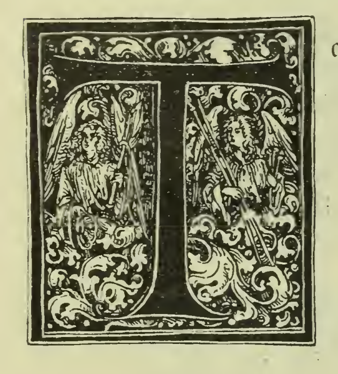
Gustav Schwab.

Graf Gero, der Familie von Montfort angehörig und Herr von Pfullendorf, beschloß im höheren Alter, der Welt zu entsagen und in dem Kloster Petershausen dem Himmel zu leben. Voll Sehnsucht nach dieser Ruhestätte entdeckte er am See, auf einer Reise begriffen, sein Vorhaben dem Abte jenes Klosters, setzte sich mit ihm zu Schiffe und segelte dem Hafen zu; aber ihn sollte noch eine stillere Ruhestätte aufnehmen. Er ward noch auf der Fahrt schwer krank, und an der schmalen Landzunge, die unweit Konstanz sich in's Wasser streckt und schon damals das Eich-Horn hieß, starb der Greis im Schiffe, das jetzt den Toten wiegte, wie es einst den Säugling gewiegt hatte; denn er war zu Schiff auf dem Bodensee geboren. Seine Hülle ward an der Stätte seiner Sehnsucht, zu Petershausen, bestattet.

(Siehe Gustav Schwab: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale 2c.")



Die diebischen Maler zu Petershausen.



ausende gab Bischof Gebhard der zweite, Graf von Bregenz, aus zur Ausschmückung des nach seinem selbst entworfenen Plane ums Jahr 983 erbauten Klosters Petershausen. Gold und Ultramarin, eine damals sehr teuere Farbe, wurden dabei nicht gespart, und unter jeden Eckstein wurde beim Bauen ein Goldstück gelegt. —

Als der kunstsinnige Bischof eines Tages plötzlich auf Reisen mußte, gab er den Malern die nötigen Farben und ermahnte sie zur fleißigen Arbeit.


Kirchen-Portal
des
Klosters Petershausen
gez. v. H. Graf. 98.

Kaum war er abgereist, so vergruben die diebischen Maler die besten Farben im nahen Walde und streckten sich faul am Arbeitsplatze hin.

Wie sich Bischof Gebhard nach seiner Heimkehr wieder im Bau sehen ließ, verlangten die Maler neue Farbe, da ihnen die erhaltene ausgegangen sei. Dieser führte sie schweigend nach dem Wäldchen und sprach dort angekommen: „Lasset sehen, ob uns Gottes Gnade nicht giebt, was wir brauchen." Darauf stieß er seinen Stab in den Waldboden und befahl, dort aufzugraben, und, siehe da, die verheimlichten Farbentöpfe kamen zum Vorschein.

Beschämt und verwirrt schwiegen die Maler; Gebhard aber hieß sie wieder an die Arbeit gehen, indem er meinte, sie möchten sich durch das Wunder zu erneutem Fleiße stärken und aufmuntern lassen. — Das aufgegrabene Loch im Walde füllte sich bald mit Wasser, und es dauerte nicht lange, da sprang ein klarer Quell am Orte auf! Noch heutigen Tages steht am Weg von Konstanz nach dem Eichhorn das sogenannte „Gebhardsbrünnele."

Als der Bischof andern Tags beim Essen saß, wurde ihm gemeldet, die Maler lägen tot in der Kirche. — „Laßt sie in Frieden ruhen," sprach gelassen der Wundermann, indem er sich auf den Weg zur Kirche machte. Dort angekommen, berührte er die für tot Gehaltenen und rief: „Nicht geb' ich euch den Lohn, daß ihr hier liegt auf der faulen Haut!" — Da rieben sich die Maler die Augen und schauten sich verwundert um. Dann aber erhoben sie sich, ergriffen ihre Pinsel und Farbtöpfe und begaben sich emsig an die Arbeit, als ob nichts geschehen wäre. —

Das alte Gebhardskirchlein am Bodensee steht noch zur Erinnerung an den heiligen Bischof. —

Dieser Gründer des Klosters war vor Vollendung des Baues nach Rom gereist, um für seine Kirche Reliquien vom Patron derselben zu erbitten, und schon im Jahre 989 hatte er die Gebeine des hl. Gregor in Rom für seine Kirche zugesagt bekommen. 996 starb er selbst und wurde im Kloster begraben. —

Unter Abt Conrad I. zeigte sich eine Restaurierung als notwendig; nachdem diese ausgeführt, eine Orgel gebaut und ein Altar über dem neuen Grabe des Stifters und Erbauers, da brannte das Kloster ab. —

Im Jahre 1162 wurde der Grundstein zum Neubau gelegt und aus jener Zeit dürfte der Hauptsache nach das abgetragene Portal stammen, das wir in Abbildung bringen werden. Wezilo, der aus einem Geistlichen ein Baumeister wurde, hat sich als Verfertiger auf dem Thürsturz bezeichnet.

Nachdem das Kloster durch die Spanier schwer gelitten, wurde es 1769 wieder aufgebaut und stehen noch einige Flügel als ältere Teile der Petershauser Kaserne.

Nach Abbruch der Kirche wurde das genannte Portal im Jahre 1831 nach dem Schlosse Neu-Eberstein bei Gernsbach gebracht und von da nach Karlsruhe. In den letzten Jahren wurde das Rundbild auch durch Aufnahme in die Kunstdenkmäler Badens weiteren Kreisen zur Anschauung gebracht. —

Die Hand an Christi Nase.

Anno Christi 1384 gingen etliche arme Knaben aus der Konstanzer Vorstadt Stadelhofen in den eine Stunde davon entfernten Bernrainischen Wald, um Abfallholz zu lesen. Als sie nun mit den gesammelten Reisigbündeln bei dem auf der Bernrainer Höhe stehenden Christuskreuz ausruhen wollten, griff der Mutwilligste unter ihnen, namens Schappeler, dem Bilde unseres Heilandes unter die Nase und sprach mit spöttischen Gebärden: „Herr Gott, laß dir die Nase schneuzen, so küß ich dich desto lieber!“ worauf ihm augenblicklich die Hand erstarrte und also fest an der Nase des Christusbildes angeheftet blieb, daß er unbeweglich mit aufgestrecktem Arme allda stehen mußte. Voll Entsetzen eilten die anderen Kinder in die Stadt zurück und erzählten es den Leuten, worauf sogleich eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Personen sich in Prozession an jenen Ort verfügte und Gott den Allmächtigen um Gnade und Barmherzigkeit anrief, bis die Hand

des Knaben sich wieder von der Nase des Bildes ablöste. Trotz dieser fürchterlichen Warnung aber blieb der Junge so gottlos und leichtfertig wie vor, namentlich war ihm das Fluchen und Lästern so zur zweiten Natur geworden, daß ihm zwei Jahre später, durch Urteil des Magistrats, die Zunge aus dem Hals geschnitten wurde. Das wunderbare Christusbild aber ist noch heutigen Tags (1733) in der zum Andenken dieser Begebenheit, auf städtische Kosten, auf dem Bernrainer Hügel erbauten Kirche zu sehen und wird von zahlreichen Kranken und Notleidenden, an denen es fortwährend Wunder thut, besucht und verehrt.

Dr. **Speth.**

„Bernrainer Kind“ nennt man heute noch da und dort am Bodensee einen ungeratenen Burschen; eine Bezeichnung, die wohl auf obiges Ereignis zurückzuführen ist. —

Zur Geschichte der Judenverfolgung in Konstanz.

Die ersten Anfänge einer jüdischen Niederlassung in Konstanz führen in die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts zurück. Aus Frankreich waren wenige Jahre vorher die Juden vertrieben worden; da ist es wohl möglich, daß manche von diesen sich der Bodenseegegend zugewandt haben, weil ihnen der dortige blühende Handel Aussicht auf reichen Gewinn bot. Nach einer alten Nachricht sollen sie gegen das Recht der „Unterschloffung“ sich erboten haben, in Konstanz einen Turm zu bauen, wohin man wolle. Als die Stadt auf den Vorschlag einging, hätten die Bittsteller den festen Turm am Ziegelgraben in den Rhein gebaut, welcher deshalb lange Zeit der Judenturm genannt worden sei. In grausamer Ironie des Schicksals diente in den nur zu bald hereinbrechenden Zeiten

der Verfolgungen gerade dieser Turm als Gefängnis für die Juden; der Name Judenturm könnte daher auch diesem Umstande sein Entstehen verdanken.

Bald gelangten die neuen Bewohner zu großem Reichtum, da ihnen gestattet war, Zins zu nehmen, was nach damaliger Anschauung den Christen als nicht ehrenvoll gegolten und ihnen verboten war. Ihre Privilegien erlaubten den Juden, 50 und mehr Prozent zu berechnen, dem dann allerdings eine sehr hohe Judensteuer gegenüberstand. Wenn so mancher sein „Hepp, Hepp!“, womit man die Juden verfolgte, schreien mochte, um auf diese radikale und bequeme Weise die oft drückenden Schuldverpflichtungen los zu werden, so wäre es doch sicher ungerecht, als Ursache der Verfolgungen nur den Haß und die Habsucht der Christen anzusehen; denn die Gerüchte von Entheiligung des Altarsakramentes durch Juden wurde allgemein geglaubt und führten auch in Konstanz im Jahre 1333 (1334) zur ersten Verfolgung. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, ein Christ habe die heilige Hostie an Juden verkauft und eine Magd, an welche die im Hause des Juden verbrannte Hostie heraussprang und an ihrem Arme hängen blieb, schrie öffentlich: „Der Leib Christi wird von den Juden entsetzlich gemartert!“ Sogleich ergriff das Volk die nächsten besten Hebräer und schlachtete sie wie Ochsen mit dem Beile; etliche wurden verbrannt oder in den Rhein geworfen. Einige angesehene Bürger hatten den Mut, sich der Unglücklichen anzunehmen und sie zu retten. Man schalt sie von den Juden bestochen, und es wird erzählt, es sei ihnen im Leben nichts mehr geglückt, und der Himmel habe ihre Verteidigung der Verworfenen mit einem frühen Tod bestraft.

Noch schlimmere Zeiten sollten für das gedrückte und verachtete Volk mit dem Wüten der Pest in der Mitte des 14. Jahrhunderts hereinbrechen. Infolge größerer medizinischer Kenntnisse waren die Juden vielfach von der Krankheit verschont geblieben. Das bestehende Mißtrauen aber gab ihnen schuld, die Brunnen und Quellen vergiftet und so schreckliches Unheil über die Christenwelt gebracht zu haben. Eine große

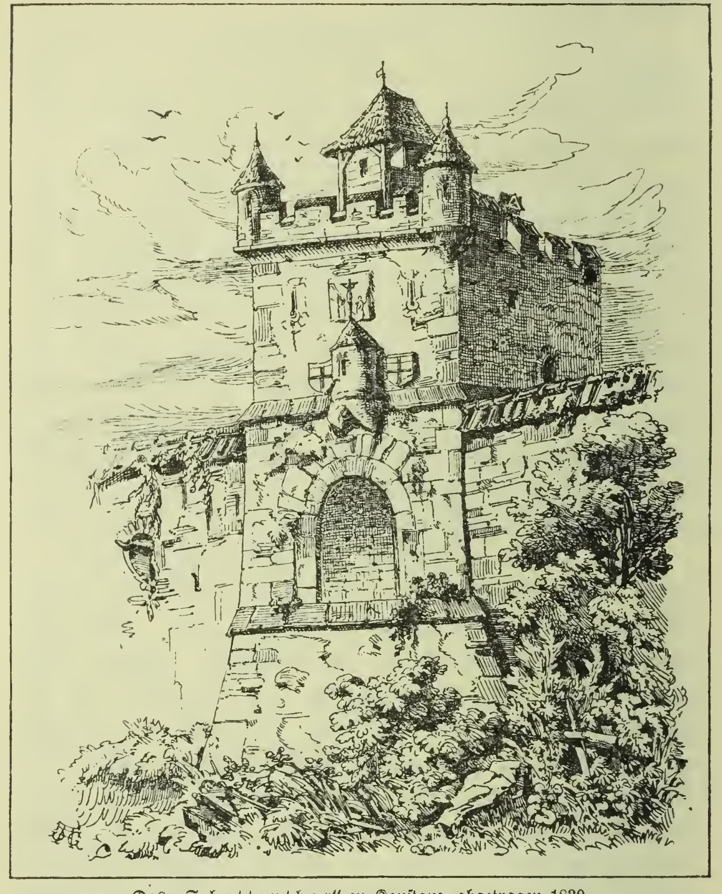
Zahl der Unglücklichen wurde verbrannt oder gezwungen, sich taufen zu lassen. Einer der letzteren soll anno 1348 sein Haus in der sog. Mordgasse in Brand gesteckt und während ihn und seine zwei Kinder die Flammen umlodert hätten, zum Fenster hinausgerufen haben, er sei entschlossen, als frommer Jude zu sterben. In kurzer Zeit sollen bei 40 Bürgerhäuser vom Feuer verzehrt worden sein. (Siehe Stumphius, Helvetische Chronik von 1546).

Gegen Ende des Jahrhunderts hören wir von einer Beschuldigung, die, wie es scheint, zu allen Zeiten den Juden zur Last gelegt worden ist, und noch in den achtziger Jahren unseres Jahrhunderts in Xanten von sich reden machte; es ist das die Anklage des Mordes von Christenknaben, deren Blut nach der allgemein geglaubten Ansicht zu gewissen Feierlichkeiten gedient haben soll. Eine grausame Verfolgung brach herein, infolge deren viele Juden zur Taufe gezwungen wurden. Darüber empfand einer der Getauften solche Gewissensbisse, daß er zur Sühne seiner Glaubensverleugnung begehrte, zum Feuertod verurteilt zu werden. Weil er seine Bitte öfters wiederholte, wurde er auf der gewöhnlichen Richtstätte vor dem Kreuzlinger Thor verbrannt, nachdem man ihn auf der Fahrt dahin zuvor am Rücken, der Brust und der Stirn mit glühenden Zangen gezwickt hatte, um ihm die Taufe auszuziehen.

Im Jahre 1430 kam neue Bedrängnis über das gequälte Volk der Hebräer, wenn es auch dies Mal weniger auf das Leben der Verfolgten abgesehen war. Viele Juden wurden in dem Judenturm am Rheinthor gefangen gesetzt oder in ihren Häusern eingesperrt und erst gegen das Gelöbnis, weder Leib noch Gut von der Stadt zu entfremden, in Freiheit gesetzt. Bald darauf kaufte der Bürgermeister Hans Andras in Nürnberg und Regensburg mit 20 000 Gulden vom Kaiser die Freiheit, die Juden, oder wie sie genannt wurden, die Kammerknechte des Königs, der sie und ihr Gut schützte und schirmte, brandschatzen zu dürfen. Als diese Finanzspekulation fehlschlug und kaum die Hälfte des ausgelegten Geldes zu bekommen war, wurden die Israeliten mit dem

Tode bedroht und erst auf Bürgschaft der Schaffhauser und Zürcher Juden hin freigegeben.

Nach abermaligen Mißhandlungen in den 40er Jahren des 15. Jahrhunderts wurden die Konstanzer Juden von Herzog Albrecht von Oesterreich nach Wien versetzt. Damit war den Verfolgungen gründlich ein Ende gemacht. —



Das „Schottenthor" zu Konstanz, abgetragen 1839.

Bachus schützt die Seinen.

Anno domini 1290 an unser Frauen Tag zur Abendzeit, da waren vier Ledergerber von Stadelhofen außerhalb der Stadt Konstanz Ringmauern; die waren also trunken in der Stadt worden, daß sie alle vier in den Galgenbrunnen fielen, der da vor St. Paulskirchen stund, keine Einfassung hatte und über 25 Schuh tief war. Der eine hieß Jakob Langwiler, der andere war sein braver Sohn, der dritte sein lieber Tochtermann und der vierte sein getrewer Nachbar. Sie fielen alle ganz auf den Grund und übereinander auf den Eimer, ohne daß sich einer beschädigte, und wurden endlich von den auf ihr Geschrei herbeigeeilten Leuten heraufgezogen.

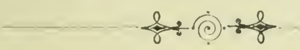
Nach einer handschriftlichen Konstanzer Chronik, mitgeteilt von Julius Leichtlin im Freiburger Wochenblatt 1825. Schnezler brachte obige Erzählung unter dem Titel: Wundergeschichte von vier Gerbern.



Ein seltsamer Streich des Teufels.

Es haben die Prediger einen alten Torgel (Kelter) mit einem bösen Haus hinter dem Aichhorn. Bei demselben sind zu Zeiten die Fischer, so in's Wetter gekommen, untergestanden; die haben viele ungeheuerliche Sachen gehört. Einstmals hat aber der Teufel den Torgelbaum aus dem Geschirr und Haus genommen und hinaus in den See an die Halden geführt, daselbst er noch liegt, und ich (Schulthaiß) hab vor Jahren noch die eine Scheer gesehen, aber den Baum hat ganz der Sand verdeckt.

Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Stadtarchivars Leiner zu Konstanz aus der Schulthaißschen Chronik.





Das Konzil zu Konstanz.

Konstanz, behaupten viele, sei einst eine große, unermeßlich reiche Stadt gewesen, aber seit der Zeit des Konzils sei sie sehr zurückgegangen. —

Johannes Hus, der vom Konzil als Ketzer verdammt wurde, war ein ernster, sittenstrenger Mann, der freilich auch bei Gelegenheit die schwärmerische Natur des Czechenvolkes nicht verläugnete. So soll er in seiner Jugend einen Fuß ins Feuer gehalten haben, um seine Standhaftigkeit zu erproben. —

Die Kirchenversammlung wurde im Münster abgehalten und durch Anstimmen des Liedes „Veni Creator Spiritus“

eingeleitet. Da zeigte sich nach dem Chronisten eine große Eule in der Kirche, die man nur mit Mühe töten konnte. Die Versammlung soll sich nun zugeflüstert haben: „Ecce spiritus sanctus in effigie bubonis.“ —

Johannes Hus, der nicht bestimmt werden konnte, seine als Irrtümer bezeichneten Sätze zu widerrufen, wurde als Ketzer verurteilt und nach den damals geltenden Gesetzen durch die weltliche Macht dem Flammentod überantwortet. Er starb sehr gefaßt und in der Ueberzeugung, nur das Rechte gewollt zu haben (1415). Die Sage berichtet von einem Bäuerlein, der in seiner Wut über den Ketzer sich beim Weggehen von zu Hause mit einem Scheit Holz versehen habe, um den Scheiterhaufen damit zu speisen. —

Hus selbst läßt sie die prophetischen Worte rufen: „Heute bratet ihr eine Gans (so heißt Hus auf böhmisch), über hundert Jahr aber wird ein Schwan kommen, den ihr nicht werdet töten können!“ Später brachte man diese Worte in Verbindung mit Luther. —

Vnd do er aller ding ver
brunnen was da mocht
was die Insel in dem für
gantz do zerstieß sy der
henker vnd do verbran
sy ach vnd ward der böst
schmackt den man schmeck-
en möcht wan der Cardin-
al pangratius hett ain ross

mul dz starb an der statt
von esti dz ward da vor
da hingegrabn vnd von
der hitz tett sich dz ertrich
uff dz der schmak heruß
kam Darnach fürt man
äschen gentzlichen was
dalag in den Rin .

Wie wir oben angegeben haben, fanden die Sitzungen der Kirchenversammlungen im Münster statt, nicht im sogenannten Konziliumssaale, wo nur das Conclave bei der Wahl Martins V. war. Der Chronist berichtet uns darüber: ein seltsam Zeichen von Vögeln, bei der Wahl des Papstes:

Als der Zug der Fürsten und Kardinäle bei der Wahl des neuen Papstes Martin in das Kaufhaus sich begab, da geschah ein großes Zeichen von den Vögeln. Vorher, ehe die Herren in das Kaufhaus gingen, anno 1417, da war die ganze Nacht das Kaufhausdach besetzt mit Raben, Krähen, Dohlen, Elstern und mit anderen solchen Vögeln, und sowie die Herren hineintraten, da kam derselben Vögel keiner mehr. Und als der Papst war erwählt worden, da lag ein Nebel, der ging auf zu Mittag, da kamen so viel kleine Vögel von Meisen, Zeisigen, Buchfinken, Disteln, Rotkelchen und Blaumeisen und allerlei andern kleinen Vögeln, immer eine Schar nach der andern, wohl an die zweitausend, und flogen auf das Kaufhausdach, so daß das Dach sogleich bedeckt ward mit lauter kleinen Vögeln, das viele sahen und sich sehr darüber wunderten.

Aus der Chronik von Ulrich von Richenthal.





Im Jahr 1432 fand ein merkwürdiger Kampf zwischen Hans Roth, oder wie andere ihn nennen, Hans Ratenberg und einem gewissen Hans Riem statt. Ersterer hatte nämlich diesen als einen gefährlichen Zauberer, Wettermacher und Giftmischer ausgeschrieen und ihn auch bezichtigt, daß er



sogen. Konziliumsaal. — KONSTANZ. — Münster.

seinen Schwager vergiftet habe. Darauf hin forderte Hans Riem, auf Anraten des Konstanzer Landsvogts, des Grafen Bruno von Tettighofen, der ihm wohlwollte, den Hans Roth vor das Konstanzer Landgericht. Dieser stellte sich wirklich ein, erhärtete durch mehrere Zeugen seine Aussage von begangener Zauberei u. s. w. und erbot sich, die Vergiftungsgeschichte hinsichtlich dessen Schwagers durch einen Zweikampf zu beweisen. Darauf wurden beide Gegner von dem Landgericht in gefängliche Verwahrung gebracht und der letzte Juli 1432 als der Tag festgesetzt, an welchem das Gottesurteil durch einen Zweikampf entscheiden sollte. Zugleich erging durch öffentlichen Straßenausruf der Befehl, daß weder Frauen, noch Kinder unter zwölf Jahren, noch Geistliche, noch Bewaffnete sich zu dem Kampfplatze begeben und zuschauen dürften. Alsdann ließ man auf dem freien Felde, dem sogenannten großen Bühl, wohin später die St. Leonhardskapelle gebaut wurde, einen mit Sägemehl aufgeschütteten Kreis zurichten und um diesen eine starke, 120 Schritte weite und breite Schranke mit Sitzen ziehen, auf welchen der obengenannte Landgraf, der Landrichter und die Urteilssprecher Platz nahmen. Außerhalb dieser Schranken befand sich der Raum für die Zuschauer, deren etwa 20000 herbeiströmten. Als nun der bestimmte Tag erschienen, wurden die beiden Gegner, jeder besonders, von einem Schneider, so vorher eidlich angeloben hatte müssen, nichts Nachteiliges in seiner Arbeit anzubringen, in einen gleich verfertigten grauen, einem jeden durch das Loos zugeteilten Rock gekleidet. Nachdem darauf ihr Haar kurz abgeschoren und jedem ein, ebenfalls von beeidigten Meistern geschmiedeter, hoher, bis über den Kopf reichender Schild und ein gleiches Schwert übergeben war, ließ man beide unter Begleitung von Bewaffneten in die Schranken führen. Jeder erhielt einen Sekundanten; Hans Roth den sogenannten Trommer von Tugen, und Hans Riem den Molle Truchseß von Dießenhofen, indessen Junker Schilter, als Erster Ratsherr und Landrichter zu Konstanz, durch die Stadtknechte ausrufen ließ, daß niemand, bei Lebensstrafe, ein Wort bis zu

Ende des Kampfes reden, sonst ein Geräusch machen oder die Schranken überschreiten solle.

Als nun tiefe Stille im Volke herrschte, rief Ulrich Schilter: „Wohlauf in Gottes Namen. Zum ersten, zum anderen, zum dritten Mal! Beginnet euren Kampf!" Auf dieses Losungswort gingen beide Kämpfer auf einander los, stachen, schlugen, hieben und trieben einander eine gute Weile in dem Kreis herum, bis endlich der Riem den Roth oberhalb des Schildes mit dem Schwert in die etwas entblößte Achsel traf und demselben so in den Arm hieb, daß er kaum noch an der untern Haut hing. Riem trat sogleich nach diesem Hiebe einige Schritte zurück, strauchelte aber und fiel auf den Rücken; Roth jedoch stürzte trotz seiner schweren Wunde auf ihn zu und warf sich auf seinen Leib, um ihn zu erstechen. Allein die Kräfte waren ihm durch den großen Blutverlust entschwunden, so daß es Riem gelang, ihm das Schwert aus der Hand zu winden und es ihm unter der linken Achsel in die Brust zu stoßen, sich wieder aufzuraffen und auf den bewußtlosen Roth zu knien. Dessen Ohnmacht nicht bemerkend, rief er ihm nun zu: „Ergiebst du dich und willst du jetzt bekennen, daß ich unschuldig bin?" — Roth aber, wahrscheinlich bereits tot, gab keine Antwort mehr, worauf Riem in blinder Wut ihm die Klinge durch das Herz bohrte, dann niederkniete und Gott für den Sieg dankte. Seine Unschuld ward nun öffentlich anerkannt und hergestellt; die blutige Leiche Roths wurde auf derselben Stelle beerdigt.

Nicht lange hernach gebar eine Frau in der Vorstadt Paradies ein Kind, welches nur einen Arm hatte. Diese hatte nämlich während ihrer Schwangerschaft heimlich vom Göltinger Thor aus dem Zweikampfe zugeschaut und sich an dem abgehauenen Arme Roths versehen.

(Auszug aus J. F. Speth's, des Konstanzer Syndikus „Dreibogige Konstanzische Ehrenporte." Konstanz 1733 bei Konrad Waibel, S. 297 ff.)

Gottesurteil (angelsächsisch ordal) ist eine indogermanische Einrichtung, findet sich indes in irgend einer Form wohl bei allen Völkern.

In der Urzeit ist bei den Germanen quellenmäßig bezeugt nur das Urteil des Loses, durch dessen günstigen Ausfall der schon der Schuld Ueberführte und Verurteilte von der Gottheit gewissermaßen Begnadigung erlangen konnte. Als Orakel diente den alten Germanen insbesondere der Zweikampf, der den Rechtsstreit unmittelbar zur Entscheidung brachte. Jeder der beiden Kämpfer verpfändete sich dem andern für den Fall des Unterliegens mit Leib und Gut. In der christlichen Zeit machte die Kirche, da es ihr unmöglich war, die allgemein verbreitete Einrichtung, die zudem im Prozeß eine so wichtige Rolle spielte, gänzlich zu verdrängen, den Versuch, derselben ein christliches Gepräge zu geben, mußte ihn aber aufgeben, da der allen Gottesurteilen zu Grunde liegende Gedanke, daß der wahrhaft Unschuldige unter göttlichem Schutze auch das sonst aller Erfahrung nach Verderbliche unternehmen dürfe, die Gottheit versuchen hieß, von der man stets ein Eingreifen durch Wunder provozierte. Trotzdem bildete sich eine eigene Liturgie für die Gottesurteile aus. Der Angeschuldigte, der sich demselben unterwerfen wollte, mußte sich durch Fasten und Gebet, Empfang der Sakramente vorbereiten oder nach der hl. Messe den Unschuldseid leisten. Dann wurde über die für das Urteil bestimmten Gegenstände der Exorzismus (beschwören der bösen Mächte) und über dieselben und den Beschuldigten die Adiuratio gesprochen. 1215 untersagte die Lateransynode unter Innozenz III. indes jede Teilnahme der Kirche. —

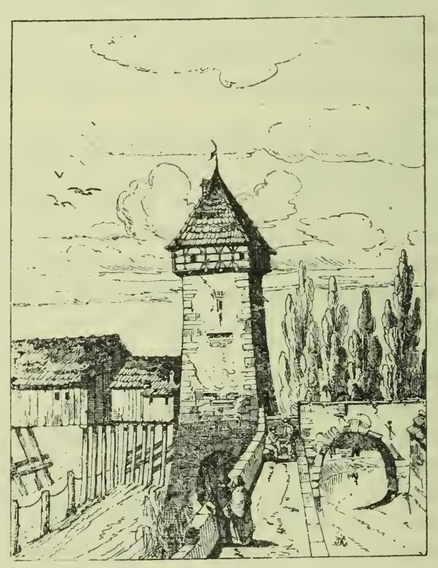
Freie reinigten sich von einer Beschuldigung durch Eid und Eideshelfer, die die Glaubwürdigkeit des Angeklagten zu beschwören hatten. Wer keine Eideshelfer hatte, wie Unfreie, Hilflose, Frauen, auch Geistliche, unterwarf sich der Entscheidung durch das Gottesurteil. Dabei war Stellvertretung gestattet. Da der alte Prozeß dem Beschuldigten den Beweis der Unschuld auferlegte, so befand sich dieser dem Ankläger gegenüber auf jeden Fall in einer ungünstigen Lage. Denn es gehörte schon ein starker Sinn dazu, sich von den schrecklichen Mitteln der Urteile nicht abschrecken zu lassen, was schon als Zeichen der Schuld gegolten hätte. So mußte der Angeklagte die Hand ins Feuer halten, oder im bloßen Hemde durch einen entflammten Holzstoß gehen. Auch das kam vor, daß er glühendes Eisen eine Strecke weit tragen mußte, oder über neun glühende Pflugscharen, die in bestimmtem Abstand gelegt waren, zu schreiten hatte. Bei der Wasserprobe mußte ein Ring oder Stein aus einem Kessel mit siedendem Wasser mit bloßem Arm unversehrt herausgeholt werden, oder der Angeschuldigte wurde mit einem Seil um den Leib in kaltes Wasser geworfen. Dabei galt es in der älteren Zeit als Beweis der Schuld, wenn der Angeklagte nicht untersank, weil man von dem Glauben ausging, daß das Wasser Unreines nicht aufnehme. Gegen Zauberinnen und Hexen wurde das Wasserurteil im 16. und 17. Jahrhundert häufig angewandt. — Beim Kreuz=

urteil mußten beide Teile, der Ankläger und der Angeklagte, mit erhobenen Händen unbeweglich vor einem Kreuze stehen; wer zuerst die Hände rührte oder niederfallen ließ, hatte verloren. Am verbreitetsten war indes der Zweikampf, von dem das heutige Duell herstammt. Er war auf Freie beschränkt. Wie es bei einem solchen zuging, ist oben ausführlich erzählt worden.

Viel seltener ist die Entscheidung durch das Bahrgericht. Blieb bei einem Todschlag der Schuldige unentdeckt, so mußte der Verdächtige an die Bahre treten und den Leichnam berühren; man glaubte, bei Annäherung des Schuldigen werde der Tote anfangen zu bluten.

Endlich ist noch zu erwähnen der geweihte Bissen. Ein Schnitt Brot oder Käse wurde dem Angeschuldigten in den Mund gesteckt; konnte er ihn leicht und ohne Schaden essen, so galt er für unschuldig.

War bei allen diesen Urteilen die Entscheidung für den Angeklagten ungünstig ausgefallen, so wurde die auf seinem Verbrechen stehende Strafe sofort an ihm vollzogen.



Der „Rheinthorturm" zu Konstanz.



Wohl wehrt sich die alte,
die freie Stadt;
Den herrlichen römischen
Namen sie hat,
Und römischen Mut
Und deutsches Blut
Und Christenglauben,
Den soll ihr der spanische Henker nicht rauben!

Drum kämpfen die Bürger vom Turm und am Thor
Und drängen zur hallenden Brücke hervor;
Es hört es der Rhein,
Da rauschet er drein,
Es ruft die Söhne
Der See mit der tosenden Wellen Getöne.

Wer streitet am kühnsten für Ehr' und für Heil?
Das ist der Fleischer mit hauendem Beil;
Sonst schlug er den Stier,
Das brüllende Tier,
Heut muß er sie schlachten,
Die ihm nach der Metzig, der blutigen, trachten.

Vergleiche dazu: „Der Fleischer von Freiburg". — „Heldentod der Bürger von Kirchhofen" und „Die vierhundert Pforzheimer."

Er steht auf der Brücke zuvörderst im Schwarm,
Den Aermel gestülpet, mit nervigem Arm,
Und jeder Streich
Schlägt einen bleich,
Da kommen die Andern:
Zur Schlachtbank läßt er sie spöttisch wandern.

O weh, ihr Brüder! verlasset ihr ihn?
Es doppelt das spanische Heer sich, sie fliehn,
Sie rufen ihn mit;
Doch keinen Schritt
Weicht von der Stelle,
Alle Feinde bekämpfet der kühne Geselle.

Vorn Einer und hinten da nahet ein Paar,
Die wildesten Knechte der stürmenden Schaar,
Sie packen in Eil,
Des Fleischers Beil —
Er ist verloren;
Da denkt er: es soll sie nicht frommen, die Thoren!

Zween Arme ja hat er, die fassen die Zwei:
„Und wollt ihr ein Leben, so geb ich euch drei!"
Er hält sie umspannt,
Er drängt sie zum Rand',
Er sendet die Blicke
Hinab zu dem schäumenden Rhein von der Brücke.

Und schnell an's Geländer, eh Andere nah'n,
Drückt er sie, die Ringenden, kräftiglich an;
Mit ihnen hinein
Kopfüber zum Rhein
Mit keckem Schwunge
Sieht man ihn stürzen in tötlichem Sprunge.

Die klagenden Feinde verschlinget die Flut,
Lang wiegt sie, lang trägt sie den Bürger gut,
Jetzt zeigt sie den Fuß,
Den Arm, wie zum Gruß,
Die Schultern, die blanken,
Das lockige Haupt und den Nacken den schlanken.

Da sucht ihn der Feinde Geschoß; doch der Rhein
Hüllt fromm in den Mantel, den grünen, ihn ein;
Er zieht ihn hinab
In's festliche Grab,
Dort ruht er geborgen
Vor feindlicher Schmach bis zum ewigen Morgen.

Dort schläft ohne Traum er den süßesten Schlaf,
Er weiß nicht das Loos, das die Heimat ihm traf:
Man trügt, man raubt
Ob seinem Haupt —
Freiheit und Glauben
Die Märtyrerkrone wird keiner ihm rauben!

Gustav Schwab.

Im August des Jahres 1548 belagerten spanische Söldnertruppen unter Anführung des Obersten Alphons de Vives Konstanz, um die Stadt für ihre reformationsfreundliche Haltung zu bestrafen. Der spanische Anführer wußte, daß die Konstanzer gewohnt waren, den Anfang der Wochenarbeit Montags früh mit einem Gottesdienst zu eröffnen, an welchem Jedermann Anteil nahm; darauf baute er seinen Plan, die Stadt zu überrumpeln. Während es am Morgen des 6. August, einem Montag, in der Stadt mit Tagesanbruch zu jenem Gottesdienste läutete, rückten die Feinde in aller Stille über Bodmann gegen Petershausen, die Vorstadt auf dem rechten Rheinufer. Zwar waren auf die Warnung durch den Bannwart des nahen Wollmatingen alle Wachen beträchtlich verstärkt; aber trotz heftigster Gegenwehr, und obwohl der Oberst de Vives gleich zu Beginn des Kampfes durch eine Kugel fiel, mußten die Verteidiger, etwa 200 Mann, vor der Uebermacht zurückweichen. So schnell drängten jedoch die Feinde nach, daß sie fast gleichzeitig mit den Bürgern auf der Rheinbrücke, welche Petershausen mit Konstanz verbindet, anlangten. Hier postierte sich eine tapfere Schar, die nur Schritt für Schritt vor dem übermächtigen Feind zurückwich.

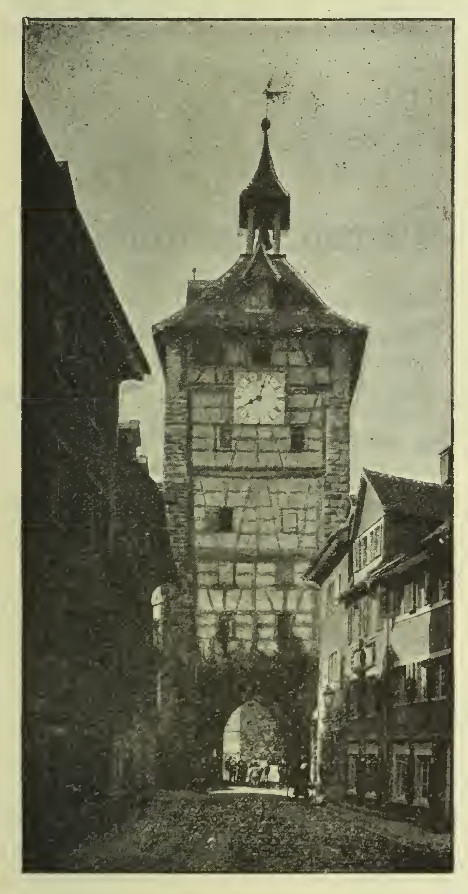
Noch war weder das Stadtthor geschlossen, noch das Fallgitter herabgelassen. Man befürchtete sogar Verrat, da die Zugbrücke vernagelt war und deshalb nicht aufgezogen werden konnte, und die Thorschlüssel nicht zu finden waren. Unter den heldenmütigen Verteidigern auf der Brücke ragte besonders ein Metzger hervor, der zuletzt allein noch den Zugang verwehrte; denn als es endlich gelungen war, das Thor zu schließen und das Brückendach zu durchlöchern, so daß vom Turme herab die Brücke mit Geschütz bestrichen werden konnte, war eine kleine Zahl durch ein kleines Einlaßpförtchen in die Stadt gelangt, und eine größere Zahl hatte sich durch Schwimmen über den Rhein gerettet. Da drangen zwei Spanier zugleich auf den wackeren Meister ein. Rettung war nimmer möglich, fest entschlossen faßte der Todesmutige in jeden Arm einen der Spanier und stürzte sich mit ihnen in hohem Sprunge in den tiefen Rhein, der ihn mit den Feinden verschlang. — Obwohl die Feinde nicht in die Stadt gelangt waren, blieb die Gefahr immer noch groß. Da man das Schlimmste befürchten mußte, gab der Stadtrat Befehl, die Thore auf der Schweizer Seite zu öffnen, damit die Kinder und Frauen sich retten könnten. Dann eilten die wackeren Ratsherren, die alle Waffenfähigen um sich gesammelt hatten, dem bedrohten Thore zu. Dort verließen gerade die Spanier die Brücke, die sie in Brand gesteckt hatten und wandten sich nach Petershausen, um dort zu sengen und zu brennen. Es war morgens 9 Uhr. Die Stadt war gerettet; denn auch ein gleichzeitig zur See versuchter Angriff war den Feinden mißlungen. Ein heftiger Wind hatte den 13 Ueberlinger Schiffen, die mit spanischem Kriegsvolk bemannt waren, nicht gestattet, wie beabsichtigt, an der Dominikanerinsel zu landen.

Die Vorgänge auf der Rheinbrücke werden auch noch in anderer Weise überliefert. Schulthaiß, ein Augenzeuge des Kampfes, berichtet: Und als die Bürger sahen, daß sie nicht siegen konnten, nahm jeder einen oder zwei Spanier und sprang mit ihnen über die Brücke, damit sie nicht ungerochen starben. — Von einem Metzger erwähnt Schulthaiß nichts. Eine andere Chronik nennt statt des Metzgers einen Bürger, namens Custor, aus der Fischerzunft; ein solcher Fischer aus Petershausen wird in der That in der Liste der Gefallenen bei Schulthaiß aufgeführt; Metzger werden daselbst drei genannt: Ruprecht Maier, genannt der Bechtle, Gabriel Wurster und Ruprecht. Nach Gustav Schwab wäre die Brücke von 40 bis 50 Metzgerburschen verteidigt worden, von denen einer die tapfere That vollbrachte.



Die Jungfrau Maria als Schützerin Konstanz'.

Als die Stadt durch den schwedischen Feldmarschall Horn 1633 bestürmt wurde, sah man am vierten Tage der Belagerung, da der Feind mit Feuer- und Granatkugeln der Stadt zugesetzt, bei heller Mittagszeit ob der heil. Augustinerkirchen die Mutter Gottes in Gestalt eines schönen Frauenbildes, mit einem strahlenden Glanz umgeben, in Lüften schwebend. Es sei auch von etlichen Feinden bekannt worden, daß sie in währender Belagerung eine himmlische Gestalt einer Weibs-Person, so ihnen, den Feinden, ganz erschrecklich, öfters vom Rheinegger Turm hinauf gegen das Kreuzlinger Thor hart an der Stadtmauer neben den Schußlöchern vorbeigehend gesehen haben. —



Wolf, Photogr.

„Schnetzthor."

(Dr. Speth.)

Am Kreuzlinger Thor befand sich ein darauf bezügliches Bild der Jungfrau, den Mantel ausbreitend und die Kugeln darin auffangend.

Im Jahre 1682 fertigte der Konstanzer Allgäuer das Marienstandbild auf der Granitsäule in der Mitte des oberen Münsterplatzes, wovon einige sagen, es sei aus den aufgefangenen Kugeln gegossen, andere aber behaupten, das Metall dazu sei von den bei einem Brande geschmolzenen Glocken herrührend, wo bei jener Feuerbrunst (im Jahre 1511) die Metallmasse vom Münster bis hinab in die Fischmarktgasse gelaufen sei. —



Bestrafte Kirchenentheiligung.

Wo jetzt das katholische Vereinshaus ist, stand einst die St. Johanniskirche, die, als sie eingegangen, eine Zeit lang als Stall benützt wurde. —

Aber alles Vieh ging darin zu Grunde, namentlich wurden den Geißböcken nachts von unsichtbarer Hand die Hälse umgedreht.

Da wollte niemand mehr sein Vieh dort einstellen und so stand die Kirche ziemlich unbenützt, die schon 1819 in Privatbesitz übergegangen war. — **B. B.**



Das hohe Haus.

Gut fundamentiert ist halb gebaut. — Diesen Satz muß einer erfunden haben, der vom Häuserbauen nicht viel verstand; in nie lügenden und widerrufenden Zeitungen wenigstens stand schon einigemal zu lesen, daß es heute in Deutschland mehr als einen Baumeister geben soll, der auch ohne Fundament auszukommen meint. Früher mußte diese Art des Häuserbaues etwas Ungeheuerliches gewesen sein; denn wie hätten sonst die guten Konstanzer Bürger so treu an der

Sage festhalten sollen, daß einmal im Jahre 1294 zwei der ihrigen auf den seltsamen Einfall gekommen seien, ein Haus ohne Fundament zu bauen? Bischof Heinrich II. von Klingenberg und sein Bruder Albrecht, Reichsvogt von Konstanz, waren's. Natürlich bauten sie gleich recht hoch, fünf Stockwerke! Und erst als das Haus fertig war, wurde das Fundament darunter gelegt und zugerichtet. Das war das „Hohe Haus" in der Fischmarktstraße, das heute noch zu sehen ist.

In diesem Haus hat während des Konzils einer gewohnt, der, klüger als jene beiden, den Grundstein zu einem Fundament legte, so stark und fest, daß der darauf stehende stolze Bau nimmermehr erschüttert werden kann.

Das war der Burggraf Friedrich von Nürnberg, und der Bau, der sich auf dem von ihm gelegten Fundament erhebt, ist das große deutsche Reich. — (Dr. Speth.)

Mit 400 Pferden und ebensoviel Personen und 4 Wagen, so berichtet Ulrich von Richenthal in seiner Chronik des Konzils, kam der Burggraf im Jahre 1414 nach Konstanz und zog in Heinrich von Tettikovens Haus am Fischmarkt, genannt zum hohen Haus. Von hier ging am 18. April 1417 der feierliche Zug zum Belehnungsplatze an dem oberen Markte, wo der Zoller mit der Markgrafschaft Brandenburg belehnt wurde.

In Konstanz ist gut stehlen.

S'war zur Winterszeit des Jahres 1450, daß zu Konstanz ein Krämer feil hatte. Dieweil es schier Nacht geworden, packte er die Waren und zog frohen Sinnes Meersburg zu. Stund damals zwischen Staad und Konstanz ein Brücklein. Unter dem ist ein Landstreicher vorgesprungen und hat den Welschen elendiglich erschlagen. In einer Geschwinde barg er den Entseelten unter die Brücke und ging darauf im Schnee mit hinterfür angelegten Schuhen auf ein Haus, so in

der Nähe stand. Darinnen wohnte mit zwei Söhnen ein Witling. Das that der Mörder, damit jedermann glauben sollte, die Söhne wären am Morde schuldig.

Andern morgens fand man den Erschlagenen. Der Rat von Konstanz, der eiligst herzukam, gab und nahm auf die vorgemerkten Fußtritt fein Achtung. Sah im Schnee nit anders aus, als wären zwei mit einander aus dem Hause der Brücke zugegangen und wiederum heim. Derohalb wurden der Vater und die zwei Söhne gefänglich eingezogen. Gestanden zuletzt die Söhne, als ihnen der Scharfrichter härter zusetzte, ob großer Pein, nit allein Mörder zu sein, sondern gaben selber ihren alten Vater schuldig. Darum wurde auch dieser mit der Folter gefragt. Er aber blieb standhaft und sagte: „Haben meine Söhne, die ich alleweg gerecht und fromm erfunden, diesen Mord begangen, so ist mir das ganz und gar unwissend. Kann auch mir nicht gedenken, wie sie bei Gott verschuldet haben, daß Er sie so hat sinken lassen.“ Auf ihr Bekenntnis legte man beide Brüder auf's Rad. Mit Geduld erlitten sie den unverschuldeten Tod. Noch gute Zeit blieb der Vater, zerrissen an allen Gliedern, im Gefängnis. War ein recht armer Mann.

Nach dem allem fügte sich, daß ein Bote von Verona kam und Briefe brachte, wie man vor kurzem bei ihnen einen Mörder gerichtet, welcher bekannte, einen Krämer zwischen Konstanz und Staad ermordet und unter die Brücke geschoben zu haben. Wäre dann im Schnee auf ein nahgelegenes Haus zugegangen, damit man denken sollte, diese Leute hätten den Mann erschlagen.

So die von Konstanz die Briefe verlasen, sind sie arg erschrocken und haben wohl vermerkt, wie unweislich sie handelten. Baten darum den Vater im Gefängnis um Verzeihung und versprachen ihm die fettste Herrenpfründ. „Eurer Pfründ“, sagte er, „bedarf ich nit. Wann ihr die ganze Stadt mir schenken wolltet, nie könntet ihr meinen unschuldigen Söhnen das Leben, mir die Gesundheit geben. Dieweil aber Gott so über mich verhängte, daß ihr meinen Söhnen Unrecht gethan und mich zu einem lahmen Menschen gemacht, dulde

ich sie wie mein Fegfeuer.“ Nach diesem wollte der Rat dem Witling 10 000 Gulden reichen, so er von Konstanz wegginge. Das wies er mit glimpfigen Worten ab, ließ sich ein Kärrlein machen und bestellte einen, so ihn alle Tage in den Gassen herumführte, das Almosen zu sammeln. Als elender Mann bettelte er bis an sein Lebensende.

Und ist zu wissen: bis zum jüngsten Tage haben die von Konstanz an und in ihrem Rathaus papierene Fenster ob dieses Vorfalls, damit männiglich erkenne, wie blind sie an diesem Witling und an den Seinen gehandelt. Dürfen auch fürderhin jeglichen Uebelthäter, welcher das Rad verdient hat, nur zum Strange erkennen, den aber, welcher dem Strange verfallen wäre, nur zum Schwerte, wer endlich das Schwert verdiente, nur zum Pranger. Ging daher lange Zeit unter Dieben das Sprichwort: „In Konstanz ist gut stehlen, denn der Rat darf den Schelm nit hängen.“

Aus Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 1870. S. 228.

Bemerkenswert ist hier: Der Entschädigungsversuch eines unschuldig Verurteilten.

Die Lichter am Münsterturm.

Kurze Zeit bevor nach dem schmalkaldischen Krieg die Klerisei, die durch die reformatorische Haltung der Stadt vertrieben war, wieder zurückkehrte, hat man zu Konstanz helle Lichter auf dem Münsterturm ganz heiter gesehen; desgleichen haben auch die Wächter etliche Nächt im Chor im Münster singen gehört, wie wenn man psaltierte (Psalmen sänge), wiewohl niemand in der Kirche oder im Chor gefunden wurde. Bald darauf ist im Jahre 1565 die Klerisei wieder zurückgekommen und der Gottesdienst wieder eingerichtet worden. In diesem Jahre, an einem Mittwoch, war Allerheiligen Abend, haben die Wächter abermals etliche Lichter auf dem Münsterturme gesehen, sieben an der Zahl; die haben hell gebrannt

und sind eine gute Weile von ihnen und anderen ehrbaren Leuten bemerkt worden. Man verhoffte, es soll was Glückhaftes und Gutes bedeuten; was aber das sein werde, das wird seiner Zeit offenbar werden, wie denn ein altes und wahrhaftiges Sprichwort sagt: Gott und die Natur schaffen oder thun nichts ohne Ursach.

Zimmern'sche Chronik I. 298.

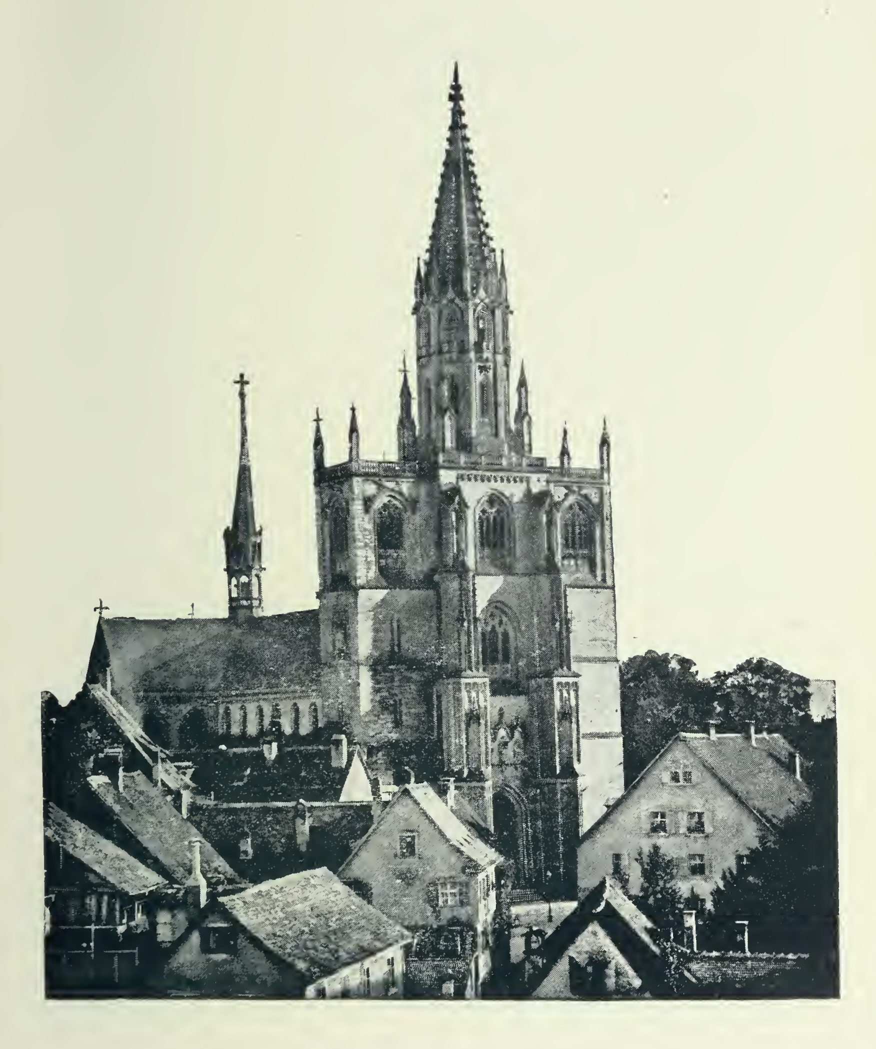


Der wiedergefundene Domschatz.

Als die Stadt Konstanz vor Jahren vom katholischen Glauben abgefallen und den Zwinglischen angenommen, da haben sie nach Abweichen des Domkapitels den Dom eingenommen, alle Kleinodien und Kirchenzierden in ihre Gewalt gebracht und alle heiligen Geräte in eine Truhe zusammengeschüttet, doch zuvor alle Urkunden heruntergezerrt und alles durch Uneingeweihte heimlich an einen verborgenen Ort im Kreuzgang begraben. Das lag nun bei zwanzig Jahren und mehr daselbst so verborgen, daß kein Mensch etwas davon wußte. Nun ist ein Domherr daselbst gewesen, Herr Melcher von Bubenhofen, ein ehrlicher Herr, dem ist in einer Nacht der Ort im Kreuzgang, wo die Heiligtümer begraben lagen, ganz deutlich im Traume vorgekommen. Das hat er im Kapitel vorgebracht und auch durchgesetzt, das man gesucht hat. Hat man die Truhe, wie oblaut, gefunden, und ist das Heiligtum im Stift noch vorhanden, gleichwohl die Zettel und Geschriften davon. —

Zimmern'sche Chronik III. 146.





Das Münster zu Konstanz.

Die alte Domkirche, zu der Karl der Große den Grundstein gelegt hatte, stürzte bald zusammen und wurde 1054 mit dem Bau des **heutigen** Münsters begonnen. —



Domherrengespenster.

Ungeheuer Wesen ist in den Domherrenhäusern zu Konstanz nit seltsam und ungewohnt, denn als Herr Albrecht von Landenberg, ein gar alter Domherr anno 15 . . zu Konstanz gestorben, haben etliche ehrbare Personen des Morgens früh, als sie zur Messe gehen wollten, vor dieses Domherrn Hof an der Mauer einen langen, schwarzen Mann sitzen sehen; der hat sich aufgethan und ist so lang geworden, daß er über die Mauer in den Hof gesehen. Das ist bei zehn oder 12 Tagen vor seinem Absterben geschehen. —

Als der Domdechant zu Konstanz, Herr Friedrich von Hinweil, tötlich krank gelegen, hat sich gleicher Gestelt begeben, daß man etliche Tage vor seinem Tode, als das Münster oder der Dom abends, wie gebräuchlich, geschlossen wurde, ein solch Getümmel, Klopfen und Schlagen gehört, als ob man alle Schlösser und Thüren aufbreche und große Gewalt anwende, dermaßen, daß alle Nachbarn, auch etliche Domherrn, als Herr Melchior von Bubenhoffen und andere mit bewehrter Hand zum Dom eilten.

Da haben sie das große Gebrech noch gehört, derohalben nit anders vermeint, denn es hätten sich Leute in den Dom verschlagen, die über alles brechen. Wie nun der Meßner und andere, so hierzu beschieden waren, geweckt waren und kamen, ward die Kirche aufgeschlossen. Sobald man hinein drang, war alles Getümmel vergangen. Man sah und hörte nichts, es lag alles an seinem Ort. —

Zimmern'sche Chronik, VI- 88.



Wie Graf Gottfried Christoph Zimmern einen Geist zu Konstanz getroffen, auch von andern ungeheuren Sachen, die sich hin und wieder verlaufen.

Es hat sich in dieses Grafen Behausung zu Konstanz ein Gespenst vielmals hören, auch zu Zeiten sehen lassen, darob der Graf nicht wenig Beschwerde getragen. Insonderheit aber ist ihm das Gesinde oftmals erschreckt worden, und hat mit Poltern und Getümmel eine wilde Weise gehabt. Wann es sich sehen lassen, so ist eine lange, weiße und außerhalb des Hauptes eine unmenschliche Form gewesen, hat ihm Unruhe gemacht, sonderlich aber in einer Nacht, als er in seiner Kammer geschlafen und sonst niemand außer einem Diener bei ihm gewesen. Ist der Geist zu seinem Bett kommen und hat ihn geweckt, darob er über die Maßen übel erschrocken. Weil ein Nachtlicht in der Kammer und ganz hell gewesen, hat er den Geist zu allernächst zu Häupten gesehen, also daß der Geist den Kopf an des Grafen Haupt ganz nahe gehabt. Hatte ein weißes Leinentuch, wie die Abgestorbenen gemeiniglich in solche eingenäht werden, über und angehabt, ein weiß Angesicht und grüne, glitzerige Augen, als ob es grüne, helle Gläslein wären und brennten. That der Graf wohl, als ob er lachete, fing aber gleichwohl an mit den Zähnen zu klappern. Dieweil aber der Graf so plötzlich aufgeweckt, ist er dermaßen erschrocken, daß er dem Geist, der auch nicht gleich weichen wollte, nicht zuhörte, sondern im Schreck im Bett auffuhr und den Diener im Bett anschrie. Derselb schlief aber so hart, daß er unverhindert des vielen Schreiens nichts gehört. Der Geist ist von solchem Geschrei doch etwas zurückgewichen, richtete sich langsam auf und that, als ob er geschwind rede und geberdete sich erschrecklich. Wie er aber letztlich doch weichen mußte, hat er den Grafen groß und fürchterlich angesehen, auch ein groß Seufzen gelassen. Damit ist er abgewichen und ist es nit anders gewesen, als ob der Geist durch die Bank vor dem Bett wäre gefallen.

Der Graf ist derselbig Nacht erregt gewesen, daß er wenig mehr geschlafen. Dieweil er aber vermeint, es sei vielleicht eine Seele, die zur Buß umginge, hat er keine Kosten gescheut mit Almosengeben und Betenlassen.

Der Chronist berichtet nun weiter, daß der Unruhe kein Aufhörens gewesen sei. Jacob Holzer, ein Schwarzkünstler aus dem Thurgau, habe nun in einer Nacht um die Elfe den Geist in ein Kämmerlein beim Roßstall beschworen. Der Geist ist erschienen in einer rechten menschlichen Gestalt, hat ein graues Haar und eine ansehnliche Gestalt gehabt, wie ein Priester in einer Alben, und hat ihm auf seine Fragen mit heller und verständlicher Stimme geantwortet: „Ich bin Graf Hans von Lupfen und hab' diese meine Pein verschuldet des Stifts halber allhie, das durch mich und Doktor Botzheim höchlichst vernachteilt worden ist. —

Es ist auch Doktor Botzheim gleichfalls gepeinigt, der muß alles zu seiner Zeit an einem andern Ort büßen. Mir kann auch zu dieser Zeit niemand helfen, sondern muß meine Schuld also in dieser allhie, auch in meiner Behausung in Engen ablegen und diese beiden Häuser zu meiner Pein haben und begehr niemand kein Leids zu thuen, damit ich in sechs oder acht Jahren gebüßt habe und wiederum zur Seligkeit komme. —

Den Geist hat man später noch öfter gehört, ließ ihn aber gewähren. Nach dem Chronisten sollen der Graf Hans von Zimmern und Dr. Botzheim, die beide Domherren waren, durch ihr wüstes Leben viele veranlaßt haben, zur neuen Lehre Luthers sich zu wenden. —

Zimmern'sche Chronik IV. 83.



Ein Wogengrab.

Nicht weit von dem altersgrauen Schlosse Gottlieben, in welchem zur Zeit der Konstanzer Kirchenversammlung Papst

Johann XXIII. und der der Ketzerei angeklagte Hus gefangen saßen, lag auf einer schmalen Erdzunge, die sich in den Untersee hinaus erstreckte, die einsame Hütte eines Fischers, der zwar arm, aber doch im Besitze einer Perle war, um deren Schönheit ihn viele reiche Junker beneideten. Das Kleinod war sein einziges Töchterchen Anna; die Leute in der Gegend flüsterten sich aber in die Ohren, das Mädchen, welches sich durch seltenen Liebreiz und einen gewissen Adel in ihrer ganzen Erscheinung vor allen andern Jungfrauen ihres Standes auszeichnete, sei nicht seine rechte Tochter, sondern das Kind einer vornehmen Dame, die, nachdem sie es nebst einer bedeutenden Summe Geldes unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses dem Fischer zur Erziehung übergeben, sich als strenge Büßerin in ein Kloster zurückgezogen habe, wo sie jedoch kurze Zeit darnach gestorben sei.

Einer der einsamen Spaziergänge, die der jüngere, für das Klosterleben bestimmte Sohn des bischöflichen Vogtes, der das Schloß Gottlieben bewohnte, öfters am Strande des Sees unternahm, führte den in düsteren Gedanken über seine Zukunft versunkenen Jüngling zu der Fischerhütte, gerade an einem Abend, wo die holde Anna auf der Bank vor der Thüre die Netze ihres Vaters mit ihren feinen, weißen Händchen ausbesserte.

Sie sehen und in glühender, aber reiner Liebe zu der Jungfrau entbrennen, die als Verkünderin eines ganz andern Himmels, als des, dem er im Kloster entgegen gehen sollte, ihm erschienen, war das Werk eines Augenblickes. Die erste Bekanntschaft war, schon gelegentlich der Netze, bald angesponnen; Erwin von Salenstein, so hieß der junge Mann, ließ keinen Abend vorübergehen, ohne seine Besuche zu wiederholen, so daß Anna's Herz bald auf's innigste mit dem seinigen verwoben ward. Er verschwur, eher alles andere, denn ein Klosterbruder zu werden und die geliebte Anna sobald als möglich als seine Gattin heimzuführen.

Eines abends, als er eben wieder hinausziehen wollte zu dem Ankerplatz seiner Liebe, ließ ihn sein Vater, der alte

Vogt Jost von Salenstein, vor sich rufen. „Unglücklicher!" sprach er mit finsterer Miene zu dem bestürzten Jüngling, dem seine Bestimmung zum Mönche schon frühe eine gewisse Schüchternheit eingeprägt hatte, von der er sich nimmer ganz zu befreien vermocht, „Unglücklicher, was muß ich von dir vernehmen? Statt dein Herz zu deinem großen Berufe vorzubereiten, ließest du es von den Netzen einer jungen Dirne umstricken. — Still! Kein Wort zur Entschuldigung! Der alte Fischer hat mir — Gott sei gedankt, noch nicht zu spät, um einem entsetzlichen Verbrechen vorzubeugen, alles entdeckt, ja sogar dein Gelöbnis, dich heimlich mit seiner Tochter zu vermählen. So wisse denn, welchem Abgrunde des Verderbens deine Seele nahe war: Anna ist deine leibliche Schwester, das Kind meiner Jugendverirrung mit der Freiin von Wolfsberg."

Im tiefsten Mark erschüttert, taumelte Erwin der Thüre zu. „Wohin, Unbesonnener?" ruft ihm der Vater ängstlich nach. „Auf ewig von der Schwester Abschied nehmen!" antwortete der Jüngling mit tonloser Stimme und stürzt unaufhaltsam hinaus.

Als der letzte Scheidekuß der Sonne auf dem Busen des Sees glühte, brannte auch Erwins von allem Irdischen geläuterter Flammenkuß auf Annas Lippen. Bruder und Schwester hatten keine Worte mehr. Sie halten sich lautlos fest umschlungen. Plötzlich wallt der See mit dumpfem Schäumen empor; mit donnerndem Getöse beginnt das Ufer zu beben, es wankt, und mit furchtbarem Krachen versinkt Erdzunge, Hütte und das unglückliche Paar in das gähnende Wogengrab. —

Es geht die Sage, die Fische hätten allmählich den lockeren Grund jener Erdzunge unterhöhlt und so deren Einsturz vorbereitet, den ein Erdbeben vollends ausgeführt.

Noch zeigen die Bewohner der Umgegend die Stelle, wo die Fischerhütte gestanden und erzählen ihre traurige Geschichte.

A. Sch.

Am 24. Februar 1692 versanken zu Gottlieben 3 Häuser in den Rhein, der hier eine beträchtliche Tiefe hat. Da die Halde nahe am

Ufer ist, wich dasselbe plötzlich und zog das Wirtshaus zum Aal am untern Ende des Fleckens, dann bald nachher das weiter oben gelegene Gasthaus zur Krone und dessen Nebenhaus in die Tiefe. Es scheint doch, daß die Gefahr einer größeren Ueberschwemmung bevorstand; denn Konstanz schickte sofort seine besten Werkleute mit Flößen und Materialien, und Zürich, der Bischof, thurganische Gemeinden, sowie selbst ferne Schweizerstädte steuerten reiche Gaben bei. Aus mehr denn 700 Eichen- und Fichtenstämmen wurde ein Rost und Damm hergestellt, der für lange Zeit Festigkeit versprach.



St. Katharinen bei Konstanz.

Gegen Wollmatingen stand einst das Kloster St. Katharinen, dessen Stelle noch jetzt ein dem Großherzoge gehöriger Hof im Walde zwischen der Mainau und Wollmatingen bezeichnet. Hierher zogen einst die Schweden oder Franzosen, um zu plündern. Aber als sie endlich an Ort und Stelle kamen, da erhob sich da, wo das Kloster zuvor auf ebenem Gebiete gestanden, ein Berg. Das Kloster selbst war verschwunden.

Nach mündlichem Bericht.

Unfern von St. Katharinen herwärts der Stadt Konstanz soll ein Roßbub dieselbe That begangen haben, wie der Knabe von Bernrain.

Zimmern'sche Chronik I. 453.





Gottlieben allernächst bei Costantz an dem Rheyn,
Im Thurgow – lieber GOtt! kan nun ein Beispil seyn.
Wie bald unglük und fahl auf Erd es könne geben,
Drey Häuser an dem strand, durch unterirdisch beben,
Ab unterfreßnem fuß, in hier bemerkter stund,
Kläglich versunken seyn in tieffen Stromes grund.

a. Mitwochen 24 Febru. 5 Mart

Umb neun uhr morgens sank das Wirtshaus zu dem Aal,
Von dannen riße sich der boden, daß der fahl,
Die Kronen und ein Haus darneben hingerißen,
Das vierte ward aus sorg des sinkens abgeschlißen,
Ihr Menschen förchtet GOTT und lernt zumahl hierbey,
Zum Leib und Seele Schutz, was recht Gottlieben sey.

b. zu mittag umb 12 Uhren. c Nº 5. d Nº 7.

(Durch freundl. Vermittlung des Herrn O. Leiner wurde uns die Wiedergabe dieser Abbildung ermöglicht.)

Des Fischers Haus.

Sein buntes Haus hat der Fischer gebaut,
Es steht dicht an den Wellen;
In der blauen Flut es sich beschaut,
Als spräch es: wer kann mich fällen?

Die Mauern, die sind so dicht;
Voll Korn und Wein sind die Räume;
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blütenbäume.

Und Reben winken herein
Von grünen, schirmenden Hügeln,
Die lassen den Nord nicht ein,
Die umhaucht nur der West mit den Flügeln.

Und am Ufer der Fischer steht,
Es spielt sein Netz in den Wellen;
Umsonst ihr euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, ihr zarten Forellen!

Sein frevelnder Arm euch zieht
Im engen Garn an's Gestade;
Kein armes Fischlein entflieht,
Das kleinste nicht findet Gnade.

Auch hebet kein Wasserweib,
Euch zu retten, ihr Stillen, ihr Guten,
Aus den Tiefen empor den Leib,
Und lockt ihn hinab in die Fluten.

„Ich bin der Herrscher im See,
Ein König im Reiche der Wogen!“
So spricht er und schnellt in die Höh'
Die schwere Angel im Bogen.

Und euer Leben ist aus;
Der Fischer, mit frohem Behagen,
Er tritt in das stattliche Haus,
An den harten Stein euch zu schlagen.

Er legt sich auf weichen Pfühl,
Von Gold und Beute zu träumen;
O Nacht, so sicher und kühl,
Wo Hamen und Angel säumen!

Da regt sich das Leben im Grund,
Da wimmelt's von Karpf' und Forelle,
Da nagt's mit geschäftigem Mund
Und schlüpft unter's Ufer im Quelle.

Und frühe beim Morgenrot,
Der Fischer kommt mit den Flechten;
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache schafft in den Nächten.

Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen,
Bis daß die schweigende Flut
Ist unter das Haus gedrungen.

Bis daß in sinkender Nacht,
Wo der Fischer träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Versinkt in der Wogen Gewühle.

Aus gießet sich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen;
Er schlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder;
Es spielen im freien Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder.

Gustav Schwab.



„Es ist nit allweg gut, die Jungfer zu küssen!“

Stolz und fest steht heute noch das Schloß Gottlieben am Ufer des Rheins, der rauschend mit seinen nieder- und aufwogenden grünen Wassern die Mauern bespült. Ueberaus lieblich ist die Gegend, wenn die schweren, weißen Mittagswolken am Horizont stehen, und die Sonne warm vom blauen Himmel über den schnellfließenden Rheinstrom, auf das Schloß und die Hügel des Ufers strahlt. Wenn aber der Abend kommt, und die Türme des Schlosses breite, lange Schatten über den Fluß werfen, und wenn in der dunklen Nacht der Mond hinter den Wolken hervor seinen unruhigen Schein über die rauschenden Wasser wirft, und die Türme schwarz am Himmel sich abheben, dann regt sich schaudernd die Erinnerung an die Unglücklichen, welche der Sage nach im Schlosse einen furchtbaren Tod erlitten haben. Noch raunt man sich im Volke allerlei zu von einem Jungfernkuß zu Gottlieben. —

Schwere Verbrecher, auch Geistliche, die ihren Stand vergaßen, mußten im Schlosse zum Kusse an ein schön gemaltes Jungfernbild herantreten. Stand der dem Tod Geweihte auf der Fallklappe vor dem Bild, so öffnete sich diese, um ihn in die Tiefe gleiten zu lassen, wo er durch scharfe Schwerter und Dolche stürzend, zerschnitten unten ankam und vom Wasser weggespült wurde. —

Man berichtet von mehreren solcher Jungfrauen, die man als „Spanische Jungfrau,“ „Mater dolorosa“, „Wegschnapp“ 2c. in allen möglichen blutigen Geschichten erwähnt findet. — Vergl. auch dazu den Bericht vom „Femgericht und Jungfernkuß“ im neuen Schloß zu Baden 2c.

Die Sage vom Schloß Tegelstein. Schnetzler bringt bei Konstanz noch die schöne Sage von Tegelstein und bemerkt dabei, man wisse nicht genau, wo dasselbe gestanden habe. — Nach Schnars, Bodensee ist Tegelstein bei Lindau zu suchen, also außerhalb unseres Gebietes. —



Schnee schmilzt nicht auf Fußspuren.

Zwischen Wollmatingen und Allensbach findet man am Weg Fußtritte, darauf kein Unwetter kommt, weder von Regen noch von Schnee. Daselbst soll einer vor vielen Jahren ermordet worden sein.

Zimmern'sche Chronik I. 453.



Insel Reichenau.

Reichenau.

Die jetzt so liebliche Insel Reichenau war ehemals noch ein von schädlichem Gewürm bewohntes, wildes Eiland, das

in dem Gebiete eines Austrasischen Landvogtes, namens Sintlas, lag, der auf der nahen Burg Sandeck, oberhalb Bernang am Untersee, wohnte. Von ihm hieß die Insel die Aue, auch die Sintlas-Au.

Sintlas war ein frommer Mann und eifrig um die Verbreitung des Christentums in seinem Gebiete besorgt. Seinen Bemühungen gelang es, den hl. Pirmin als Apostel für seine Heimat zu gewinnen.

Im Jahre 724 kam jener in das Gebiet des Sintlas, und wo er auftrat, da wurde sein Eifer mit glücklichem Erfolge gekrönt. Als dies Sintlas erfuhr, bat er ihn, zum Heile der Gegend auch noch ein Haus der Andacht in der Gegend zu gründen. Der Heilige wählte dazu die nahe Insel, die der See von allen Seiten umfloß; weil sie aber voll gräulicher Würmer waren, riet ihm Sintlas ab; Pirmins Entschluß blieb jedoch fest; von einem Schiffer begleitet, fuhr er auf die Insel hinüber, die damals nur finstere Wälder, dorniges Gebüsch und Sümpfe enthielt, worin eine Unzahl Kröten, Schlangen, giftige Insekten und anderes Getier hausten.

Als der Heilige südlich von Deichmanns Schlößchen ans Land stieg, siehe, da entstand wunderbarer Weise an der Stelle, wo sein Bischofsstab die Erde berührte, eine Quelle.*) Die häßlichen Tiere aber flohen und schwammen über den See. Drei Tage und drei Nächte soll nach der Sage ihre Flucht gedauert haben. Als nun die Insel für immer von den Tieren befreit war, reinigte Pirmin mit vierzig seiner Genossen das Eiland von dem wildverschlungenen Gesträuch, und bald war die Insel zu einer Wohnstätte für Menschen zubereitet.**)

*) Sie besteht jetzt noch und wurde lange Zeit vom Volke gegen Fluß (Rheumatismus) angewandt. Später wurde hier von der Familie Farrel in Konstanz eine Statue des Heiligen aufgestellt. Seit 100 Jahren befindet sich der Brunnen, den man gefaßt hatte, im nördlichen Eck des sogenannten Wasserkellers im Honsell'schen Gut.

**) Am Pirminfeste ist es jetzt noch Sitte, Trauben, Obst und Getreide in der Münsterkirche zum dankbaren Andenken an die Befreiung von giftigem Gewürm aufzuhängen.

In kurzer Zeit erhob sich durch den Fleiß des heiligen Mannes und seiner Brüder ein Kloster, freilich anfangs nur von kleinem Umfange, das aber bald die Zierde der ganzen Seegegend werden sollte. Leider mußte Pirminus schon nach drei Jahren infolge der Streitigkeiten der Alemannen und Franken die Insel verlassen. Bevor er abreiste, setzte er seinen Schüler Heddo oder Etto als Vorsteher seines Stifts auf der Sintlas-Au ein. Dieser führte die Ordensregel des heil. Benedikt ein.

Ungewöhnlicher Segen begleitete die Stiftung. Könige und Kaiser wetteiferten in ihren Schenkungen an das Kloster. So kam es, daß die Reichenau in den ersten Jahrhunderten nach ihrer Stiftung das begütertste Kloster weit und breit war und mit allem Rechte ihren Namen Reichenau führte. Heute noch geht die Sage, wenn der Abt von Reichenau nach Rom reiste, konnte er jede Nacht auf eigenem Grund und Boden zubringen. Das ist freilich nur Sage und mag durch den Umstand entstanden sein, daß das Kloster bedeutende Besitzungen am Comosee in Italien hatte.

Wie auch in St. Gallen wurden bald in das Gotteshaus, drei oder vier Jahrhunderte her und länger, so schreibt Gallus Ohem in seiner Chronik des Klosters, allein Fürsten, Herzoge, Freie und Grafen zu Kapitelherren, außer denen auch etliche Amtherrn als Probst, Dekan, Kustos, Spitalherrn aufgenommen, die alle ihre eigene Rent und Gült, Höf und Kapellen hatten; erst im Jahre 1436 kam die Aufnehmung auch an den gemeinen Mann. Durch die reichen Besitzungen, welche das Kloster durch die Eintretenden erhielt, waren eine Menge Vasallen dem Kloster verpflichtet. 4 Erzherzöge von Oesterreich, 10 Pfalzgrafen und Markgrafen, 27 Grafen und 28 Freiherrn und Ritter trugen von dem Kloster zu Lehen.

Gar oft weilte vornehmer Besuch auf der Insel. Für gut Essen und Trinken, ja sogar für herrliches Schlafen war bestens gesorgt.*)

*) Um das Schlafen den hohen Gästen recht ungestört möglich zu machen, mußte der Lehensmann vom sogenannten Froschlehen, so oft

Wenn der Abt von Reichenau Tafel hielt, da kredenzte der Ritter vom nahen Salenstein als Schenk der Au seinem geistlichen Lehensherrn den köstlichen Trank aus den Rebhügeln, welche das Kloster umgaben, und der edle Ritter von Krähen stellte als Truchseß den Braten auf.

Weithin drang der Ruhm des Klosters, das für Jahrhunderte neben St. Gallen eine der ersten Bildungsstätte des südlichen Deutschlands wurde. Aus der Reichenauer Schule gingen 14 Erzbischöfe und 60 Bischöfe hervor. Hier wurde der alemannische Adel in den Wissenschaften unterrichtet; zu Zeiten sollen in der Schule, wohl Mönche und Schüler zusammengerechnet, über 600 Menschen im Kloster gewesen sein. Die berühmtesten Gelehrten ihrer Zeit lehrten in der Schule mitten im See: Abt Walafried Strabo, zugleich ein gefeierter Dichter der Karolingischen Epoche, und besonders Hermann der Lahme, 1013—1054, von dem die herrliche Antiphon, das Salve Regina, herrühren soll.

Zum Ruhme der Insel trugen die vielen kostbaren Reliquien, die ihr im Laufe der Zeit geschenkt wurden, nicht wenig bei. Das mag auch der Grund sein, weshalb die Insel für heilig gehalten wurde. Gallus Ohem, der gegen Ende des XV. Jahrhunderts lebte, sagt: Man hält die Insel auf heutigen Tag ehrlich und heilig; darin wird kein ungetauftes Kind begraben, sondern daraus getragen zu einem Bildhäuslein. Das war die Kapelle auf dem Weg von Schopfeln nach Konstanz, welche das Kindlebild genannt wird. Ohem berichtet weiter: Auch wird nit mehr denn an einem Ort der

---

das Kloster es verlangte, nachts den quackenden Fröschen am Seeufer mit langen Stangen auf die Köpfe schlagen. Seinem Auftrage mußte der Lehensmann zufolge Leheneid entsprechen; das Lehen selbst bestand bis auf die neueste Zeit. Der Froschlehenbesitzer hatte das Gut Rosenstauden mit Umgebung auf der nördlichen Seite der Insel, unweit des Klosters an der Hauptstraße zum Genuß. Nach Aufhebung des Klosters wurde das Lehen in eine jährliche Abgabe von 6 Gulden umgewandelt und zuletzt im Jahre 1830 vollends abgelöst.

Staiger, Reichenau 61.

Insel, das ist auf dem Dieb-Weidlin*), über das Blut gerichtet; wenn einer zu dem Tode verurteilt ward, so wurde auf der Pfalz die Sterbeglocke geläutet — eine andere, namentlich eine Kirchenglocke, durfte nicht dazu verwendet werden —, dann wurde der Verurteilte, dem ein Hausbesitzer in Weiler auf seinem schweren Gang noch den letzten Labetrunk reichen mußte, über den See nach Allensbach geführt, wo das Todesurteil vollzogen wurde. Auch Waffentragen war auf der Insel verboten. —

Jahrhunderte lang, in der Zeit der Karolinger und Ottonen, erhielt sich das Kloster Reichenau in Glanz und Herrlichkeit. Später und besonders unter den Hohenstaufen aber ging es mit dem Wohlstand immer mehr abwärts. „Die Wahrheit ist", sagt Ohem, „daß dem Gotteshaus den größten Fall geboren hat: Uneinigkeit der Päpste und Kaiser, auch der Fürsten Mißhelligkeit, da Jeglicher das Kaisertum mit Gewalt, Krieg, Raub und Brand erobern wollte." Einen großen Teil der Schuld trug sicher auch die schlechte Haushaltung mancher Aebte. So kam es schließlich, daß gegen Ende des 14. Jahrhunderts der Abt des Klosters, das einer alten Sage nach zu Zeiten 50 bis 60 000 Gulden Einkünfte bezogen haben soll, sich in den Tisch zu einem Leutpriester zu St. Peter in Niederzell verdingen mußte, wohin er täglich auf einem weißen Rößli ritt, den Imbiß und Nachtmahl zu genießen. Die Renten des Klosters betrugen damals nicht mehr als 3 Mark Silbers.

Als Friedrich II. von Wartenberg im Jahre 1427 Abt wurde, waren in dem Gotteshaus nicht weniger denn zwei junge Herren, die noch nicht einmal das Gelübde abgelegt hatten. Unter diesem Abt kamen wieder bessere Zeiten für das Kloster; aber seine Nachfolger verdarben wieder, was er geschaffen. Immer ungestümer wurden die Annektionsgelüste der Bischöfe von Konstanz, die schon seit Jahrhunderten darnach strebten, die reiche Insel ganz in ihre Gewalt zu bekommen.

Im Jahre 1540 endlich erfolgte die Vereinigung mit dem Bistum Konstanz, mit dem das Kloster 1805 an Baden kam.

Kraus, Kunstdenkmäler I. Staiger, Reichenau. Schönhut, Chronik von Reichenau.

*) Der Platz heißt jetzt beim Volke das Dieweidle.





Die Ruine Schopfeln auf der Insel Reichenau

Die Ruinen dieses Schlosses stehen als Wahrzeichen im Untersee am Ostende der Insel, die von hier durch einen langen, fahrbaren Damm mit dem festen Lande verbunden ist. Man kennt sie in der Gegend unter dem Namen „der Schopfeler Mauerstock.“ Die Ruinen bilden ein längliches Viereck; die Umfassungsmauern sind aus unbehauenen Rheinwacken aufgeführt. Wegen dieser Bauart aus Findlingen wollen viele in lokalpatriotischem Bestreben, das alle alten Traditionen der Heimat retten möchte, der Burg, wie auch dem Dagobertsturm in Meersburg, ein sehr hohes Alter zuschreiben. — Gewiß ohne Berechtigung; denn es ist natürlich, daß man auf der Insel das nächstliegende Baumaterial, eben die Rheinwacken, verwendete, und daß sich deshalb die Uebung, besonders Keller und Grundmauern mit Findlingen zu bauen, hier länger als an andern Orten erhielt. Manche halten den Teil der Insel, wo Schopfeln liegt, für künstlich aufgeführt, während umgekehrt nach einer alten Sage Reichenau mit der Landzunge von Radolfzell zusammengehangen haben soll. (Roth v. Schreckenstein, Mainau S. 3. 4.) Es heißt auch, daß Schopfeln auf Pfeilern ruhe. —

In Urkunden wird die Burg schon seit dem 11. Jahr-

hundert genannt. Sie diente namentlich zur Bewachung des Eingangs. Später sollen eigene Ritter darauf gehaust haben. Gallus Ohem erzählt: „Es ist ein Red, daß Ritter darauf gesessen, die nach St. Jörg in Kirche (zu Oberzell) gingen. Ich selbst habe einen Schild (Wappen) gefunden, welcher den Namen Schoppula, Soffla (Scopela) führte." Unbekannt ist, ob die Burg vor 1312, in welchem Jahre Abt Diethelm sie wieder herstellen ließ, zerstört wurde oder zerfiel. Diethelm, der wegen seiner Liebe zur Ordnung mit seinen Conventherrn nicht im besten Einvernehmen stand, soll der Sicherheit halber seinen Aufenthalt hier und später bis zu seinem Ende im Jahre 1342 in dem festen Turm von Steckborn genommen haben.

In die Zeit — 30 Jahre später — fällt die Zerstörung der Burg. Feindseligkeiten des Bischofs von Konstanz, Heinrich von Brandis, mit den Bürgern der Stadt gaben die erste Veranlassung. Sieben Jahre dauerte die Fehde, in die auch die Vettern des Bischofs auf der Reichenau, Abt Eberhard und Probst Mangold von Brandis, hineingezogen wurden.

Eines Tages unternahm der letztere mit 2 Begleitern eine Lustfahrt auf den See. Beim sogenannten Einhorn trafen sie einen Fischer von Petershausen, der die Grenze überschritten hatte und auf dem Gebiete des Klosters fischte. Sogleich befahl Mangold, auf ihn zuzufahren, ihn zu ergreifen und dem Unglücklichen die Augen auszustechen. Der Geblendete wurde von seinen Freunden in die Ratsstube zu Konstanz gebracht, wo sein Anblick die Bürger so sehr erzürnte, daß sie mit Macht in die Reichenau zogen und viele Gebäude zerstörten. Das war ums Jahr 1366. Seit dieser Zeit sollen die auf der Reichenau von der Burg Schopfeln bis nach Agestenbach unter dem See verborgene Ketten gezogen haben, um beliebig die Schiffe ihrer Widerparte auf- und anhalten zu können.

Vier Jahre später wurden wieder fünf Fischer von Mangold geblendet. Abermals fielen die Konstanzer in die Au ein und zerstörten Schopfeln.

Seitdem ist die Burg Ruine und mochte es auch schon deshalb geblieben sein, weil die Eidgenossen fürder keine Befestigungen auf der Insel duldeten.

Auf der westlichen Seite ist das Mauerwerk der Ruine durchbrochen und zeigt bedeutende Risse. Von der Wasserseite im Süden her führt ein kleiner Eingang in das völlig zerstörte Innere.

Vgl. Kraus, Kunstdenkmäler, I. 374. Staiger, Reichenau 119. Schönhut Chronik v. Reichenau 219 ff. ders. Badens Burgen. 60 ff.



Karl der Dicke am Bodensee.

Dieser Kaiser war einer der größten Wohlthäter der Reichenau. Er beehrte oft die Insel mit seinem Besuche und wurde mit den Klosterherren derart vertraut, daß er mit ihnen spielte und sich in ihre Scherze einließ. Im Jahre 881 schenkte er dem Gotteshaus den Flecken und Kloster Zurzach, und 2 Jahre später die Orte Jonen und Kembraten im Zürichgau; ja zuletzt ließ er alles, was diesen im Laufe der Zeit entzogen und wieder zur kaiserlichen Kammer gebracht worden war, zurückstellen.

Bei seinem Aufenthalt in der Bodenseegegend wohnte der Kaiser indes meist auf seiner Pfalz zu Bodman. Allen Anzeichen, sagt die Zimmern'sche Chronik, ist die Pfalz, die König Konrad I. habe abbrechen lassen, nit weit vom Bodensee und der Kirche daselbst im Flecken gestanden und in der Ebene gelegen. Hier soll er sich einen Rebberg angelegt haben, wofür er die Reben aus Burgund bezogen habe. Seit vielen Jahrhunderten heißt dieser Rebberg, der heute noch besteht, Königsweingarten. Aber der arme Kaiser mußte viele traurige Tage erleben. Er ward krank und mußte sich in Bodmann einer Operation am Kopfe unterziehen. Ein ungewöhnlich großer Zahn, der lange, in Gold gefaßt, aufbewahrt wurde,

soll die Ursache von heftigen Kopfschmerzen gewesen sein. Die Operation hatte aber leider keinen Erfolg. Der arme Kaiser wurde zuletzt geistesschwach und unfähig, das Reich in den stürmischen Zeiten der Normanneneinfälle zu regieren. Zu alledem kam häusliches Unglück über ihn. Seine Gemahlin Richardis war verbotenen Umgangs mit dem Kanzler Luitward beschuldigt, den der Kaiser vom einfachen Hufschmiedssohn so hoch erhoben hatte. Wohl reinigte sich die Kaiserin durch ein Gottesurteil von dem Verdacht, doch ward sie geschieden und ging ins Kloster Andlau im Elsaß. Luitward aber spann verräterische Pläne gegen seinen Herrn, so wird erzählt, und brachte es in Verbindung mit vielen weltlichen und geistlichen Großen des Reichs dahin, daß der Kaiser auf dem Reichstag zu Tribur abgesetzt wurde.

Der verlassene Kaiser zog sich jetzt in die Einsamkeit zurück. Zu Mariahof, im Dorfe Neidingen, wählte er seinen Wohnsitz und führte ein schlichtes Leben. Wollte er sich einmal recht unterhalten, so ging er auf die Entenjagd bei Pfohren. Bei einer solchen, geht die Sage, erstickte der Kaiser im Sumpfe. Eine alte Urkunde (Pertz, Mon. II. 203.) erwähnt dagegen eines alten Gerüchtes, daß der Kaiser von seinen Feinden erdrosselt worden sei. Wir wissen aber, daß Karl am 13. Januar 888 in Neidingen eines natürlichen Todes starb.

Weil der Verstorbene ein besonderer Wohlthäter der Reichenau gewesen war und sich schon zu Lebzeiten Ort und Stelle für sein Grab gewählt hatte, so wurde der Leichnam des verstorbenen Fürsten von den treuen Mönchen nach ihrer Insel gebracht. Auf dem Wege schien sich der Himmel zu öffnen, und ein Lichtstrahl fiel auf die Bahre. Eine sagenhafte Ueberlieferung berichtet, daß ein Flämmchen den Weg über das Wasser vorausgezogen sei. —

Der Tote wurde neben dem Altar der allerseligsten Jungfrau Maria zur Erde bestattet. Zu seinem Andenken ward vom Bruder Luitwards ein Jahrestag gestiftet, zu dessen feierlicher Begehung das Dorf Ersingen gegeben wurde.

Das Grab des Kaisers liegt jetzt am Eingang der

Sakristei; im Jahre 1728 ließ der Bischof Schenk von Staufenberg die Gebeine des Kaisers an dem Orte, wo sie jetzt sind, beisetzen. Im Jahre 1842 scheint eine Eröffnung des Grabes stattgefunden zu haben; darnach war dasselbe auf dem Boden und auf den Seitenwänden mit blaßroten, durch Kitt verbundenen Backsteinen oder Ziegeln ausgelegt. Unter einem Gemälde über der Sakristeithüre, das Karl den Dicken in Lebensgröße darstellt, liest man die Worte, welche vielleicht auf sein früheres Denkmal gesetzt waren:

Karl der Dicke, König von Schwaben, Urenkel Karls des Großen, drang mit Macht in Italien ein, überwand es und nahm das römische Reich, wo er zum Kaiser gekrönt ward, in Besitz. Nach dem Tode seines Bruders erhielt er als Erbe ganz Deutschland und Frankreich. Schließlich ward er, der an Geist, Verstand und Körper schwach war, durch die Tücke des Schicksals aus seinem Reiche verstoßen, und von all den Seinen verachtet an diesem unscheinbaren Orte begraben. Er starb den 13. Januar im Jahre 888.

Kraus, Kunstdenkmäler; Staiger, Reichenau.

Die Sage, daß Karl der Dicke Bewohner der Heidenhöhlen bei Sipplingen gewesen sein soll, ist wohl von Scheffel selbst (vergl. Ekkehard) erfunden.



Insel Mainau.



Nachdem die Schweden die Insel Mainau im Bodensee eingenommen hatten, luden sie das Kreuz und die beiden Schächer von Erz, welche nächst der Insel im See standen, auf einen Wagen mit zwei Pferden und fuhren davon.

Am Berg von Lützelstetten hielt der Wagen und war nicht mehr von der Stelle zu bringen, obgleich die Schweden zuletzt zwölf Pferde daran gespannt hatten. Sie ließen ihn nun mit seiner Ladung, aber ohne die Bespannung, stehen, worauf Bauern ihn mit zwei Pferden ganz leicht zurückführten und das Kruzifix nebst den Schächern am vorigen Platz wieder aufstellten.

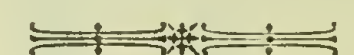
B. B.

Nach Kraus, Kunstdenkmäler I. 304 wäre das Kreuz der Sage nach von den Schweden umgeworfen und dann wieder aus dem See hervorgezogen worden.

Auf beiden Seiten des mittleren Kreuzes ist die Jahreszahl 1577. Eine Inschrift, in römischer Mojuskel gehalten, meldet:

† Zue . dem . Lob . Und . Ehr . Unsers .
Heilandts . † Und Erlösers .
Jesu . Christ . Hawe . ich . Wherner .
Schenckh . Von . Stauffenberg .
Theutsch . Ordens . Konenthur .
Zen (zu) Mainaw . Dises .
Gegenwertige . Gebulgnus . Machen .
Und . Auf . Richten . Lassen.

Wernher war von 1569—83 Komthur der Kommende Mainau.



Der Dammtrügel von Konstanz.

Einer der letzten Komthure der Mainau lud einst einen Lastträger aus Konstanz zu Gast, der ob seines riesigen Durstes bekannt war. Damit diesem ja nicht der Stoff ausgehe, ließ er ein Gefäß, 25 badische Maß haltend, neben dessen Stuhl aufpflanzen, die der auch ruhig während des Mahles so nebenbei austrank. —

Ohne zu wanken, kehrte er dann über den schmalen Steg nach Hause zurück; im Sternen zu Petershausen, der ihm gar einladend entgegenblinkte, kehrte er noch ein und beklagte sich bitter, daß der Komthur seinen eingeladenen Gästen nicht einmal genug Wein zu trinken gebe. —

Nach einem anderen Berichte war der Eingeladene der Küfermeister des Komthurs, welch' letzterer in seinen Kellern eine übermäßige Schwanung des Weines feststellte. Da man den großen Durst seines Küfers als die Ursache davon angab, beschloß er, die Probe zu machen und lud den Küfer zu Gast an seine Tafel, was sich dieser zur höchsten Ehre anrechnete. Die mit ihm gemachte Probe bestand er ritterlich, und der Komthur war überzeugt von der Richtigkeit der ihm gemachten Mitteilung. (Lucian Reich, Insel Mainau).



Die Herren von Bodman, so berichtet uns die Sage, hatten einst am Bodensee viele Besitztümer, unter denen eines der schönsten die M a i n a u war. Ein Fräulein von Bodman, die einem jungen Ritter, Hug von Langenstein, in treuer Liebe zugethan war, gelangte zu jener Zeit durch den Tod ihrer Eltern in den alleinigen Besitz aller dieser Güter. —

Schon war die Zeit nahe, die sie mit ihrem Verlobten verbinden sollte, als plötzlich der Vater desselben von seinem Lehensherrn, dem Abte von Reichenau, zu einem Kreuzzuge nach dem hl. Land aufgefordert wurde. Da er aber wegen seiner Gebrechlichkeit diesem Rufe keine Folge mehr leisten konnte, so trat sein Sohn für ihn in das Heer der christlichen Kämpfer. —

In einem Gefecht mit den Sarazenen wurde er verwundet, gefangen und tief ins Land der Araber geschleppt. Jahrelang hatte er schon alle Leiden einer harten Sklaverei ertragen und fast alle Hoffnung auf Befreiung aufgegeben,

als ihm einstmals im Traum der Gedanke kam, sich und seine Geliebte Gott aufzuopfern. Sogleich that er bei sich selbst das Gelübde, in einen der drei geistlichen Orden*) einzutreten, wenn ihm das Glück zu teil würde, das Vaterland wieder zu sehen.

Sein Wunsch erfuhr eine schnelle Erfüllung, denn schon am folgenden Abend fand er seine Gefängnisthüre offen. Mit wenigen Lebensmitteln versehen, flüchtete er unter namenlosen Entbehrungen durch die Wüste, dem Ufer des Meeres zu, wo ihn ein christliches Schiff aufnahm, und an dem heimatlichen Strande ans Land setzte. —

Jetzt kannte er keine heiligere Pflicht, als zum Landeskomthur von Altshausen zu eilen und um Aufnahme in den Orden zu bitten, dessen vorzüglichste Aufgabe der Kampf gegen die Heiden war. — Als gebildeter und tapferer Ritter ward er gerne aufgenommen und auf sein eigenes Verlangen mit mehreren jüngeren Ordensbrüdern nach dem heidnischen Preußenlande gegen ein tapferes, seinen vaterländischen Boden verteidigendes Volk geschickt. —

Als die Kunde von Langensteins Rückkehr auch zu seiner früheren Braut gedrungen war, kehrte diese aus dem Kloster wohin sie sich vor den Liebeserklärungen vieler Bewerber geflüchtet hatte, in ihre Burg Bodman zurück, mit der süßen Hoffnung einer baldigen Verbindung mit dem Auserwählten ihres Herzens. Aber sie sollte bitter enttäuscht werden. Ein Jugendfreund ihres Geliebten überbrachte ihr den letzten Gruß desselben. —

Für sie hatte nun das Leben keinen Reiz mehr. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ging fortan nur noch dahin, dem einst so heiß Geliebten ein Zeichen ihrer Anhänglichkeit zu geben. Sie begab sich deshalb zum Landkomthur nach Altshausen und stellte an ihn die Bitte, Hugo von Langenstein

---

*) Die drei geistlichen Ritterorden waren: Die Johanniter oder Malteser, gestiftet 1104, die Tempelherren 1118, und die deutschen Ordensritter 1191.

zum ersten Hauskomthur auf der Insel Mainau zu ernennen, welche sie dann dem Deutschen Orden schenken wolle.

Dieser wies sie mit ihrem Gesuche an den Obersten des Ordens, da er nach den strengen Regeln ihrem Gesuche nicht zu entsprechen vermöge. Was ihr dort für ein Bescheid geworden, wissen wir nicht. —

(Nach Meister S e p p von Eppishausen.)

Obige Sage ist ohne allen historischen Wert. Nach der Geschichte erscheint die Abtei Reichenau als älteste nachweisbare Besitzerin der Insel Mainau, welche vom Kloster den Edeln von Langenstein als Ministerialen gegeben wurde. Im Jahre 1272 kam Mainau nicht als Lehen, sondern als Eigen durch Vertrag, in dem die von Langenstein jedenfalls nicht als Schenkende erscheinen, an den Deutschorden. Hiermit ist die Angabe der Sage, wonach die Maid von Bodman als Besitzerin der Insel erscheint, völlig widerlegt. Ueberdies sind auch die übrigen Züge derselben völlig unhaltbar. Zwar hören wir um das Jahr 1319 von einem Ordensbruder, nicht Comthur, von Langenstein mit Namen. Aber es ist kaum anzunehmen, daß dieser bei einer Fahrt ins heilige Land beteiligt war. Das letzte derartige Unternehmen der Gegend fällt vor das Jahr 1250. Jener Langenstein vom Jahre 1319 hätte also um diese Zeit ein Alter von 80—90 Jahren haben müssen Auch der Verfasser des Gedichts über die Märtyrin Martina, der sich am Schlusse seines Werkes als Hug von Langenstein bezeichnet, kann nicht der Held unserer Sage sein, wie Schnezler, Schönhut u. a. meinen. Vergl. darüber Roth v. Schreckenstein S. 8 ff.

Vor 1826, in welchem Freiherr v. Laßberg zuerst die Sage veröffentlichte, ist dieselbe nicht nachzuweisen. Die Zimmern'sche Chronik, die doch sonst alle alten Geschichten der Bodenseegegend berichtet, erwähnt unsere Sage nicht.

Zu einer weiteren Sage, die in Verbindung mit der Mainau steht, hat ein im Jahre 1816 in St. Gallen erschienenes Buch: Wendelgard oder Glaube, Hoffnung und Liebe von F. G. Appenzeller, Anlaß gegeben. Was der Verfasser von dem häufigen Aufenthalt des Bischofs Salomo III. von Konstanz und seines Freundes, Abt Hatto III. von Reichenau auf der Mainau mitteilt, ist alles Erfindung, wie auch das meiste, was über die Schicksale der Gräfin Wendelgard berichtet wird. Wahr daran mag etwa sein, was Scheffel in Ekkehard, 3. Kapitel, über Wendelgard erzählt.

Vgl. hierüber Roth von Schreckenstein, Mainau S. 8 ff. aber auch Ekkeh. IV. casus Sancti Galli cap. X bei Pertz, Mon. II 120.

Das Schwäbische Meer.

Der Ochs am Bodensee.

In Oberschwaben fütterten die Bauern ehedem ihre Ochsen dergestalt, daß sie eine ungeheuere Größe erreichten. Da behagte es einmal einem solchen Ochsen nicht mehr in seinem Stalle; er brach aus und lief fort, bis er an den Bodensee kam. Da stutzte er zwar eine Weile, besann sich aber nicht lange, sondern spazierte in das Wasser hinein und nahm bei jedem Schritt einen Schluck zu sich, und das ging so fort, bis er durch den ganzen See hindurchgegangen war, und er auf der andern Seite am Schweizerufer wieder herauskam. Da hatte er so nebenbei im Gehen den ganzen See ausgetrunken. Nun dachte der Ochs, er wolle sich doch auch die Schweiz ein wenig ansehen und ging hinein. Wie er nun einmal stille stand, und sich die fernen Berge ansah, kam ein mächtiger Vogel und setzte sich auf das eine Horn des Ochsen. Nach einer Weile schüttelte der Ochs ganz ruhig nur ein wenig seinen Kopf, worauf der Adler fortflog und sich auf das andere Horn setzen wollte. Bis er dies aber erreichte, brauchte er nicht weniger als zwei volle Stunden. Da kann man sich wohl denken, was das für ein großer Ochse gewesen sein muß.

Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben. 108.



Die Gangfische im Bodensee.

Der Sage nach sollen die Gangfische ihren Namen von dem Bischof Gebhard erhalten haben. Als derselbe einmal

nach dem Kloster Petershausen fuhr, das er gestiftet, wurde sein Schiff dermaßen von kleinen Fischen umgeben, daß es kaum durchkommen konnte. Der heilige Mann aber hatte Eile, denn es war schon Abend, und er wollte nachher wieder nach Konstanz zurück. Um nun seine Fahrt zu beschleunigen, rief er zum Schiff hinaus: „Gang Fisch!", und plötzlich waren alle verschwunden.

Staiger in J. Bader. Badenia 1862. S. 366.



Der feurige Fischer.

Früher sah man auf dem Bodensee zur Nachtzeit oftmals einen feurigen Mann, den man nur den „feurigen Fischer" nannte. Derselbe lief auf der ganzen Fläche des Sees umher und neckte die Fischer, welche bei Nacht fuhren und setzte das oft so lange fort, bis sie ihm ein Band oder ein gewobenes Seil zuwarfen und dabei riefen: „Fischer, hier hast du ein Bändel!" Dann kam er sogleich an's Schiff und nahm das Bändel oder Seil und zündete es an. Dabei soll er manchmal gesagt haben: „So lang dies Bändel brennt, so lang darf ich ruhen von meinen höllischen Qualen."

Man hat ihn an allen Orten, die am Bodensee liegen, gesehen. Da geschah es denn wohl, daß die Spinnerinnen, die den feurigen Fischer auf dem See erblickten, ihm zuweilen einen lang und dick gesponnenen Faden zum Fenster hinaushielten und ihm zuriefen. Augenblicklich stand er hinter dem Fenster und nahm den Faden, und wenn derselbe recht lang war, so schlug er ein helles Freudengelächter an, begab sich wieder auf den See und zündete den Faden an.

Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben. I. S. 135.

Das Läuten der Türkenglocke.

Auf dem Reichstage in Augsburg im Jahre 1566 wurde ein großer Türkenzug beschlossen und zugleich vorgeschlagen, auf diesem die Reichssturmfahne zu gebrauchen. Herzog Christoph von Württemberg machte sogar das Anerbieten, mit dieser seinen Sohn, den Prinzen Edward, nach Ungarn zu schicken, und ließ in seinen Landen noch im gleichen Jahre die erste Türkenglocke läuten.

Zu gleicher Zeit verordnete auch Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, daß seine Unterthanen in Vorderösterreich gehalten sein sollen, auf ein gegebenes Zeichen Gott um den Sieg der Waffen zu bitten. Bey allen Pfarrkirchen, werde Täglichen zur Mittagzeit umb zwelf Ur, mit der grossen Gloggen, ein besonder zaichen geleut, darunter ein Yeder Mensch, Jung und Alt, es sey zur Kirchen, oder Straß, zu Hauß, oder auf dem Veld, Wo unnd welcher Enden, die solches leuten begreyfft, mit gepogenen Knyen, in erkandtnus Rew und absteen der Sünden, mit aller andacht und innigkeit, dem Allmechtigen umb seines geliebten Sohnes leyden danckh sagen, und Verrer (ferner) mit andechtigem Christenlichen gebet, zu Gott rüeffen, das sein Allmechtigkait seinen gerechten Zorn von seiner Christenhait gnedigklichen abwenden, Auch der Kay. May., als die mit Irer selbs aignen Kayserlichen Person, Leyb, Leben und Pluet, sambt vilen ansehenlichen Fürsten, gegen ermeldten grewlichen Erbfeindt den Türggen, der gantzen Christenhait zur Troß, in solchen gefährlichen Zug und gegen Rüstung begeben. (Mandat des Erzherzogs Ferdinand.)

Das tägliche Läuten der Türkenglocke blieb als frommer Brauch selbst dann noch bestehen, nachdem jede Türkengefahr, in deren Abwehr die weltgeschichtliche Bedeutung der Habsburger großenteils besteht, längst verschwunden war. Von der Angst aber, welche die Türken im Volke erregt hatten, zeigt die bis heutigen Tags erhaltene Sage, daß der Türke einmal noch sein Rößlein im Bodensee tränken und in dessen

Nähe eine große Schlacht schlagen würde. Diese ende jedoch glücklich für die Deutschen und führe zu ewigem Frieden.

Inspektor Schilling in Freiburger Diöz. Arch. XXIV. 305.



Warumb die Schwaben und die von Ulm (Ulam, Ulm) mit den Fröschen gefatzt (verspottet) werden.

Bis auf Kaiser Friedrichs Zeiten war zu Ulm nie ein Hering gesehen oder erkannt worden. Da begab es sich, daß ein frommer, biedrer Mann gen Ulm kam, der ein Kaufmann gewest, und unter anderen Waren, so er mit sich gebracht, waren auch Heringe, welche der Kaufmann laut angepriesen, wie es eine so gute Fastenspeise und gar leicht ohne alle Unkosten zu bereiten, und wenn sie nur das Feuer gesehen hätten, wären sie schon gekocht.

Da wurden die Herren von Ulm sehr erfreut, ließen die Heringstonne alsbald auf das Feld hinausführen und machten ein groß Feuer an. Da stand der weise Herr Bürgermeister von Ulm, nahm einen Hering heraus und hielt ihn ans Feuer; aber leider entwischt er ihm aus der Hand, dieweil er schlüpfrig gewesen. Der Bürgermeister nicht langsam, greift ins Gras, daß er ihn erwisch. Er erwischt aber einen Frosch, und weil er drückte, schrie der: „Kwäck! Kwäck!" Alsbald sagt der Bürgermeister: „Kwäck hin, Kwäck her, du hast das Feuer gesehen!", und wisch! damit ins — Maul.

Alem. IX. 103.

Ein swabe hett ein frosch gefangen. Den fraget ein ander swabe: Losa, wanna, gastha? Jch gang aus dem haga. Was hasch gefängen? Ein fegele. Wie sind im die ougen als (so) root? Da hatz vil gewonet. Wie sind im die

fieß als broaytt? Da hatz nye kein schuch angeloaytt. Wie ist am bouch als gell? Do istz ein eyfol schmer. Wirffs ouff, laß fliegen! Got noain, ich wils unter ein Krut versieda.

Alem. IX. 104.



Die sieben Schwaben.

Es waren einmal sieben Schwaben, die wollten große Helden sein und auf Abenteuer wandern durch die ganze Welt. Damit sie aber ein gut Gewaffen hätten, ließen sie sich einen Spieß machen, sieben Mannlängen lang, den faßten sie zu siebend an, und gingen in einer Reihe hintereinander. Voran ging der Herr Schulz, der Allgäuer, als der Mannlichste unter ihnen; dann kam der Jackli, genannt der Seehas, hierauf der Marli, genannt der Nestelschwab, dem folgte der Jergli, war der Blitzschwab geheißen; hernach ging der Michel, Spiegelschwab zubenamset, dann kam der Hans, Knöpfleschwab, und zuletzt kam Veitli, das war der Gelbfüßler. Diese Beinamen hatten alle ihre gute Ursach. Der Herr Schulz wurde der Allgäuer geheißen, weil er aus dem Allgäu gebürtig war; der Seehas hatte am Bodensee gesessen; der Nestelschwab führte darum seinen Namen, weil er statt den Knöpfen Nesteln an den Hosen hatte, und letztere fast immer mit der Hand in die Höhe hielt, dieweil die Nesteln oftmalen abgerissen waren. Der Blitzschwab hieß also, weil er sich die Redensart: Potz Blitz! angewöhnt hatte. Der Spiegelschwab hatte die Gewohnheit, seine Nase allzeit an den Vorderärmeln seines Jankers*) abzuputzen, der davon einen gewissen Spiegelganz annahm, das schaffte jenem den sauberen Namen. Knöpfleschwab war ein Mann, der verstand, gute Knöpfle oder Spätzle zu kochen, das ist im bairischen Deutsch Knötel und im sächsischen Deutsch

*) Jacke.

Die sieben Schwaben



Das Original ist eine bemalte Gruppe in der Freiburger Altertumssammlung.

Gang, Jackli, gang, gang du voran!

Klöse. Der Gelbfüßler endlich war aus der Bopfinger Landschaft, deren Einwohner die Umwohner Gelbfüßler schimpfen, darum, daß sie einstmals einen Wagen voll Eier, den sie ihrem Herzog als Abgabe hatten bringen müssen, recht voll stampfen wollten, und die Eier mit den Füßen fest getreten, davon denn die Eier etwas wenigs zerbrochen, und die Füße der Bopfinger gegilbt hätten. --

Zogen nun die Sieben allesammt guten Mutes mit ihrem Spieß dahin, kamen eines Heumondtages in der späten Dämmerung über eine grüne Wiese, da hob sich eine Hurnauspe nicht weit von ihnen mit feindlichem Gebrummel hinter einer Dornhecke hervor und flog vorüber. Darob erschrack der Schulz, der Allgäuer, mächtiglich und begann Angstschweiß zu schwitzen, konnte auch kaum noch den Spieß halten, und schrie seinen Kriegsgesellen zu: „Horcht! horcht! Der Feind trommelt schon!“ Da schmeckte der Jackli, der dicht hinter dem Schulzen ging, einen üblen Geruch und rief: „Wohl, wohl! Etwas ist vorhanden! Ich schmecke schon das Pulver!“ Da nahm der Herr Schulz Reißaus, ließ den Spieß fahren und sprang über einen Zaun, kam aber gerad auf die Zinken eines Rechens zu springen, und da fuhr ihm der Stiel ins Gesicht und gab ihm einen ungewaschnen Schlag. Schulz vermeinte, der Feind haue auf ihn ein, und schrie: „Gieb Gnade! Ich ergeb' mich!“ Die andern Sechs waren nachgesprungen über den Zaun, und da sie ihren Anführer also schreien hörten, so schrieen sie alle: „Giebst du dich, so geb' ich mich auch! Giebst du dich, so geb' ich mich auch!“ Aber es war niemand vorhanden, der die sieben Schwaben gefangen nehmen wollte, und da sie das merkten, schämten sie sich ihrer wenigen Herzhaftigkeit, und verschwuren sich, diese ihre erste Heldenthat nicht weiter zu erzählen.

Weiter so kamen die sieben Schwaben auf ihrem Zuge in einen Hohlweg, und wie sie so tapfer darauf los marschierten, merkten sie nicht, daß ein großmächtiger Bär im Wege lag, bis der Allgäuer ganz nahe an ihm war. Als er den Bären sah, war er hin vor Schreck, stolperte und stieß mit dem Spieße geradezu auf den Bären los, wozu er aber

nichts konnte, und schrie dazu gottsjämmerlich: „Ein Bär! ein Bär!" Vermeinte, sein letztes Brot wäre gebacken und bereits verzehrt. Doch rührte sich der Bär nicht, dieweil er mausstot war. Deß war der Allgäuer hocherfreut, schaute um nach seinen Brüdern, und sah mit neuem Schreck, daß alle für tot mäusleinstill auf dem Boden lagen, meinte, er habe sie gar mit dem Spieße hinterrücks erstochen und erhub ein Wehegeschrei. Als die am Boden Liegenden vermerkten, daß der Bär den Allgäuer nicht aufgefressen, denn sie waren nur vor Schreck dahin gepurzelt, lugten sie vorsichtliglich in die Höh, und wie sie sahen, daß der Bär tot war, erhoben sie sich frisch und gesund, traten um dem Bären herum und auf ihn, und untersuchten, wie tief wohl die Wunde sei, die der Spieß ihm beigebracht, fanden aber keine, und der Blitzschwab sagte: „Potz Blitz! Der Bär ist kaput und schon lange tot!" — „O ja," sprach der Jackli, „man schmeckt den Braten." Wurden eins, dem Bären das Fell abzuziehen, und als Siegeszeichen mit zu führen, das Aas aber liegen zu lassen. „Mögen den Bären nun die Schafe fressen, wie er zuvor die Schafe gefressen hat!" sprach einer unter ihnen, und so zogen sie fürbaß mit ihrem Bärenfell und ihrem Spieß.

Und da geschah es, daß die guten Gesellen auf ihrer Weiterfahrt an einen weiten blauen See kamen, so dünkte es ihnen, denn es war alleweil etwas dämmerig geworden; der schlug Wellen im Wind, und droben an seinem Abhang standen die sieben Schwaben und lugten hinunter, wie sie wohl am geschwindesten über diesen See kommen möchten. Es war aber kein Wasser da drunten, sondern ein Feld voll Flachses, der so recht in seiner schönsten blauen Blüte stand.

„Potz Blitz!" rief der Blitzschwab, „was ist da zu thun? Ueber das wilde Wasser müssen wir!"

„Allgäuer, du tragst uns hinüber, wie weiland St. Christoph die Pilgrimsleute!" sagte der Seehas. — „Bygost!" antwortete der Allgäuer: „in's Wasser ging ich wohl, wenn's nicht tiefer ging als an den Hals." Der Nestelschwab griff mit der Hand an seinen Hosenbund, das edle Kleidungsstück

fest zu halten, daß es ihm nicht entfalle, während er mit der einen Hand schwimmen thäte; dem Knöpfleschwab war das Ding gar nicht einerlei; er lugte scharf, ob kein Haifisch, Walfisch oder Krokodil im Wasser brause; und so standen auch die andern ganz verlegen da, bis der Blitzschwab sich hinter ihnen herum drückte und ein Paar hinunter stieß, indem er ausrief: „Frisch gewagt, ist halb geschwommen!" Da die nicht untersanken, faßte sich auch der Gelbfüßler ein Herz, und that einen Hupf hinunter, ihm folgte der Blitzschwab und der Nestelschwab mit besserem Vertrauen, und zuletzt ritt der Allgäuer auf dem Spieße hinab, und plumpste drunten einer auf den andern, bis sie merkten, daß sie mit der Nase in ein grünes Gras gefallen waren, und allgemach mit etwas gequetschten Rippen sich wieder aufmachten und an dem Spieße wiederum fürbaß schritten.

Nach mehr als einem andern Abenteuer, das zu lang wäre, zu erzählen, gelangten die sieben Schwaben an einen wirklichen großen See, und da sagte der Seehas, der ihn gleich erkannte: „Das ist der Bodensee." An dessen Ufern sollte, wie die Sage ging, ein gefährliches Ungeheuer hausen, welches zu bekämpfen und zu erlegen die sieben tapfern Schwaben sich fest vorgenommen hatten. Da sie nun des Sees ansichtig geworden und zugleich des Waldes, in dem das Ungeheuer sich aufhielt, man wußte nicht, war's ein gräulicher Lindwurm oder ein feuerspeiender Drache, so fiel ihnen zumeist das Herz in die Kniekehle; sie machten Halt und zündeten ein Feuerlein an, auf daß der Knöpfleschwab noch zu guter Letzt, (denn wer konnte wissen, ob das Untier sie nicht allesamt mit Haut und Haar verschlingen werde, mit oder ohne ihren Spieß) eine Mahlzeit Knöpfle und Spätzle bereite, und stellten während dem Essen Todesbetrachtungen an. Und nach diesen begannen sie ihre Schlachtordnung herzurichten, dabei gab es aber allerlei Span und Zwietracht. Der Allgäuer sagte, er sei nun bislang immer der Vorderst gewesen, wäre Zeit, daß er nun auch einmal der Hinterst sei, und es solle der Blitzschwab voran. Der meinte aber: „Kuraschi hab' i gnueg im Leib,

aber nit Leib genueg für die Kuraschi und das Beest von Ungeheuer.“ Der Spiegelschwab wischte sich die Nase am Aermel und that den Vorschlag, es solle doch wohl besser sein, wenn einer für alle sterbe, und meinte, der Knöpfleschwab könne ihnen diesen kleinen Gefallen thun; der aber schrie Zetermordio, als habe das Ungeheuer ihn schon am Schlafittig. Und so sprachen und stritten sie noch eine Weile hin und her, bis sie sich friedsam einigten und hurtiglich mit ihrem Spieße vorwärts schritten, gerade auf den Wald zu, wo das Untier hausen sollte. Ehe sie den erreichten, kamen sie an einen Rain davor, da saß ein Has und macht' ein Männlein, und streckte die langen Löffel in die Höh', das war den Schwaben grauslich anzuschauen, hemmten darum ihren Schritt, hielten Rat und besannen sich, ob sie vorwärts rücken und auf's Untier eindringen sollten mit lang vorgestrecktem Spieß, oder ob sie sich zur Flucht wenden sollten; doch hielt jeder fest am Spieß. Da nun das Veitli hinten zumeist in Nummero Sicher war, schwoll ihm der Kamm und er schrie dem Schulzen zu, der voran stand:

„Stoßt zue in aller Schwabe Nama,
Sonst wünsch ich, daß ihr mächt erlahma!“

Der Hans, des Veitli Gelbfüßler Vordermann, Knöpfleschwab, spottete der Kurasche des Veitle, indem er sagte:

„Beim Element, Du hauscht guat schwätze,
Du bischt der Letzscht beim Drachahetze!“

Dem Michel sträubte die Herzhaftigkeit das Haar empor, er blickte gar nicht hin nach dem Ungeheuer, sondern sprach mit abgewandtem Gesicht, indem er den Aermel seinem Gesicht näherte:

„Es wird nit feihla um an Haar,
So ist es wohl der Teufel gar!“

Jergli luegte dem Michel in's Gesicht und schaute auch gar nicht hin nach dem Büster von Ungeheuer, indem er zaghaft beistimmte:

„Blitz! ist ersch nit, so ischt sei Mutter,
Oder des Teufels sein Stiefbruder!"

Dem Marli Nestelschwab, der sich schon ziemlich weit vorn am Spieß befand, daran die Schwaben gingen, wie ein Wiedle gespießter Lerchen, gefiel sein Platz nicht, und er hatte einen guten Einfall; er kehrte sich auch um, da er nicht für nötig fand, das Ungeheuer anzusehen, und rief dem Veit zu:

„Gang Veitli, gang, gang Du voran,
I will dahinda vor Dir stahn!"

Veitle drückte aber seine Ohren auf und that als hörte er nit; worauf der Marli zu Jackli sagte:

„Gang Jackli, gang, gang Du voran!
Du hascht Sporn und Stiefel an,
Daß Dich der Drach nit beisse kann!"

Aber Jackli fand seinen Trost darinnen, daß der Allgäuer an der Spitze des Spießes, der sieben Schwaben und des zu bestehenden Abenteuers stand, und sagte:

Herr Schulz, der muß der Erschte sein,
Denn ihm gebührt die Ehr allein."

Schulz Allgäuer faßte sich ein Herz und sprach mutig, da es nun einmal in die unvermeidliche Gefahr ging:

„So zieht dann herzhaft an den Streit,
Hieran erkennt man tapfre Leut!"

Und so ging es in Gottes Namen und im Sturmschritt auf das Ungeheuer los, und als dem Schulzen das Herz boperte, konnte er sich seiner Angst nicht erwehren und schrie: „Hau, hurleau! hau! hauhau!" Da erschrack der Has und gab spornstreichs Fersengeld querfeldein, und lief was er laufen konnte. Jetzt rief Schulz Allgäuer freudiglich:

„Potz Veitle, luag, luag, was ischt dahs?
Das Ungeuher ischt nur an Has!"

„Haschtu gesehn? Haschtu gesehn?" fragten sich nun die andern untereinander. „Potz Blitz! Ein Ding, wie ein Kalb!"

rief der Blitzschwab. Der Nestelschwab that seinen größten Fluch: „Mit Verlaub! Daß Dich das Mäusle beiß! Ein Tier wie ein Mastochs!" „Oho!" rief der Knöpfleschwab: „Ein Helifant ist nur ein' Katz gegen das Untier." „Bygost", erwiderte der Allgäuer: „wenn das kein Has gewesen, so weiß ich keinen Dreimännerwein vom Rachenputzer zu unterscheiden!"

„Nu, nu!" vermittelte der Seehas: „Has her, Has hin! Ein Seehas ist halt größer und grimmiger, als alle Hasen im heiligen römischen Reich." „Wie der Seewein saurer und herber, als alle Weine im heiligen römischen Reich," spottete hinten der Gelbfüßler, und über diese Anzüglichkeit hätte ihm der Seehas fast ein paar Watschen gegeben, denn er fühlte sich in seinem Nationalgefühl verletzt.

Da nun das Abenteuer mit dem Ungeheuer von den sieben Schwaben so glückhaft bestanden war, wurden sie eins, nunmehr von ihren Thaten auszuruhen, und wieder friedlich heimzuziehen. Zuvor aber thue Not, ein Siegeszeichen zu errichten, das der Mit- und Nachwelt ihren Triumph auf ewige Zeiten vermelde. Da nun unmöglich war, wie vor Zeiten tapfre Ritter gethan, die Drachenhaut in einer Kirche aufzuhängen, dieweil kein Drache sein Fell zu Markte getragen und der Has in seinem Balg wohlbehalten entkommen war, so wurden die guten Gesellen dahin eins, ihr Bärenfell und ihren Spieß als eine Trophäe in die nächstgelegene Kapelle zu stiften, die hieß man hernach die Kapell zum schwäbischen Heiland. Dort wird wohl der Spieß noch hängen, das Bärenfell aber haben die Motten verzehrt, und die Sperlinge haben die Haare in ihre Nester getragen. ---

Vergl. dazu „Der schwäbische Heiland".



Meersburg.

Meersburg versinkt einstens.

Meersburg, am schwäbischen Meer, steht nach der Sage auf dem Wasser. Nur eine dünne Erdschichte trennt die Straßen und Plätze vom Wasser. So wollte einmal jemand einen Brunnen graben, aber bald brach das Seewasser aus der Tiefe hervor. Kommt einmal ein großes Erdbeben, fällt Meersburg ins Wasser.

Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben. I. 139.

Einem Turm, der als Leuchtturm für die Fischer diente, verdankt die Stadt wohl ihren Namen.

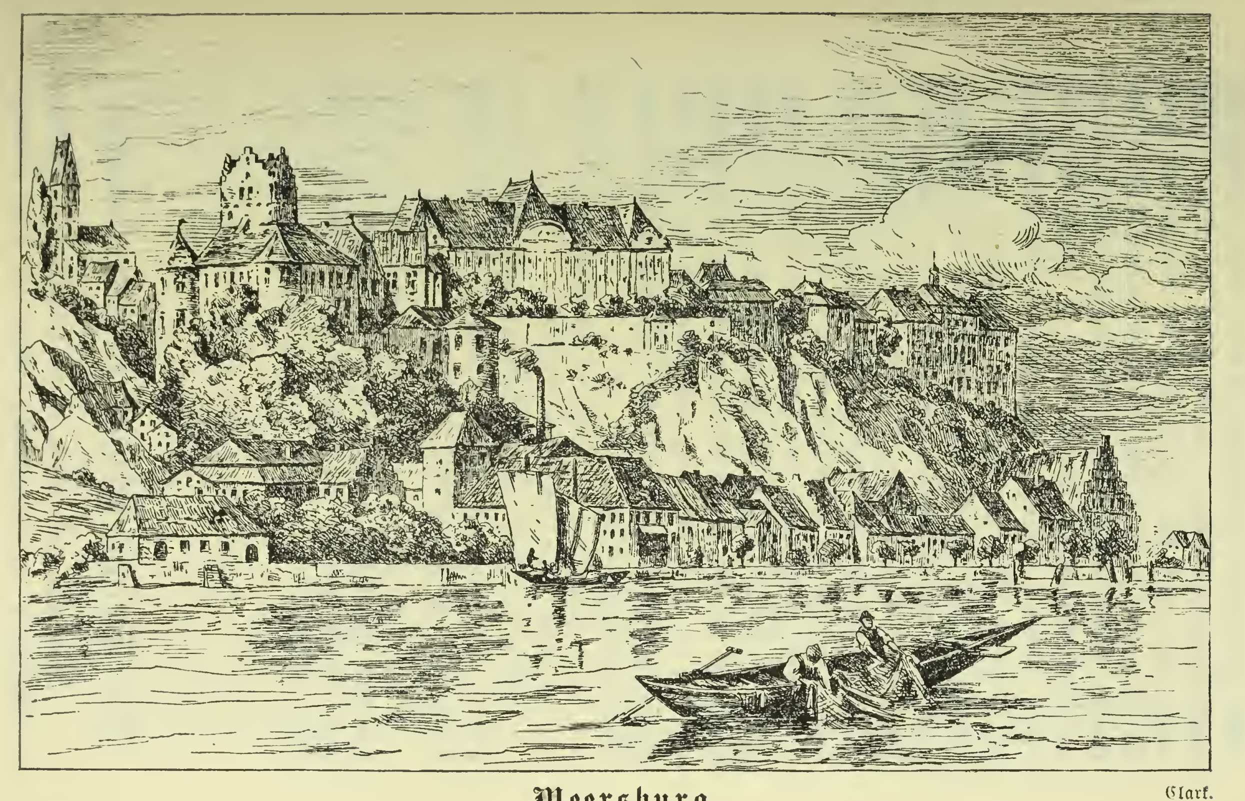
Der Sage nach wurde sie schon vom fränkischen König Dagobert bewohnt; 1200 war es im Besitze des Grafen von Rohrdorf-Meßkirch, gehörte später an das Hochstift Konstanz, wo es fast 600 Jahre verblieb, bis es 1806 an Baden kam. Der letzte Bischof des Hochstifts war v. Dalberg. —



Das zugemauerte Thor.

Das Zwingthor oder zugemauerte Thor in Meersburg zu oberst bei der Pfarrkirche hatte seinen Namen, weil außer dem Bischof niemand durch dasselbe reiten und fahren durfte. Darüber erzählt die Sage:

Einst wollte ein Ritter das Thor passieren. Ihm begegnete ein Bürger und hielt ihn davon ab. Der Ritter aber kehrte sich nicht daran, sondern suchte trotz des Bürgers Widerstand durchzukommen. Darüber entstand schließlich ein Kampf zwischen beiden, in dem der Bürger, der das Recht des Bischofs verteidigt hatte, unterlag. Männer, welche dazu



Meersburg.

Clark.

kamen und den Ihrigen in seinem Blute daliegen sahen, verfolgten den Rittersmann, um die That zu rächen. Dieser entfloh und warf sich in die Burg des Bischofs, die hinter ihm verrammelt wurde. Das veranlaßte großen Auflauf. Die Bürger, durch den Tod ihres Mitbürgers empört und jetzt noch durch den Schutz, den der Ritter im Schlosse fand, umsomehr erbittert, verlangten Genugthuung und Auslieferung des Mörders. Da ihre Forderung abgeschlagen wurde, bestürmten sie das Schloß, das damals noch keine Zugbrücke hatte. Es wurde eingenommen, aber — der Bischof samt Ritter waren fort. Sie hatten sich durch einen geheimen Gang zum See geflüchtet und waren nach Arbon, in's Thurgau, gefahren, worauf der Bischof die Stadt in Acht erklärte.

Von jetzt an nahm der Bischof seine Residenz in Konstanz. Im Jahre 1356 wurde Bischof Johann IV. bei einem Abendessen auf der Pfalz daselbst von Konrad von Hohenburg ermordet, der nach der Sage im Wahnsinn über seine That geendet haben soll. Jetzt wurde die bischöfliche Residenz wieder nach Meersburg verlegt.

Das Zwingthor wurde seit jenem Vorfall zugemauert und die Stadt vieler Privilegien beraubt.

Wann der oben erzählte Mord begangen wurde, ist unbekannt; gewiß ist nur, daß im Jahre 1419 unter Kaiser Sigismund eine Achtaufhebung stattfand.

Das Thor wurde 1820 abgebrochen. Der unterirdische Gang führte vom alten Schloß herab durch den Domkapitelstorkel und den hinteren Seethorturm in den Kapitelshof (jetzt Schiffgasthaus) und daraus an den See.

Aus Staiger, Meersburg 1853.



Die Hunderteinser in Meersburg.

Seit alter Zeit besteht in der ehemaligen Bischofsstadt die Gesellschaft der Hunderteinser. Nach der Sage sollen in=

folge der Pest alle Bürger in Meersburg bis auf 10 gestorben und diese aus Furcht vor Ansteckung nicht mehr zusammengekommen sein. Um wieder ein geselliges Leben einzuführen, soll Kaspar Müller, ein Bader von Meersburg, im Anfang des 16. Jahrhunderts die Gesellschaft gestiftet und mit einem Fond begabt haben, der im Jahre 1570 von Pfarrer Johann Buhlmann vergrößert wurde.

Zweck der Gesellschaft ist es, wie eine alte Urkunde besagt, das zeitliche Wohl ihrer Mitglieder zu fördern, Eintracht und christliche Liebe zu stiften und zu erhalten, auch Zucht und Ehrbarkeit zu befördern.

Die Hunderteinser tagten früher im Gasthaus zum Bären, daher sie auch Gesellschaft zum Bären genannt werden. Seit dem Jahre 1632 besitzt die Gesellschaft auch einen hölzernen, aufrecht stehenden Bären, der in seinen vorderen Pratzen einen Schild mit dem Wappen des Bistums Konstanz, der Stadt Meersburg und des Stifters Kaspar Müller hält. Dieser Bär wird bei den Versammlungen der Gesellschaft jedesmal aufgestellt. Im Jahre 1798 wurde das Gasthaus zum Bären an die Stadtgemeinde Meersburg verkauft, und seitdem werden die Versammlungen auf dem Rathaus gehalten.

Die oberste Leitung liegt in der Hand des Oberpflegers, dem ein Unterpfleger beizugeben ist, von welchem das Vermögen verwaltet und Rechnung gestellt wird. Ein Ober- und Unter-Irtner (Ordner) haben für Handhabung der Bestimmungen der Satzungen und der Ordnung bei Festen und Gelagen zu sorgen.

Solche finden jährlich am Tag des hl. Johannes des Evangelisten (27. Dezember) auf dem Rathaus zur Abhör der Rechnungen und Wahl der Vorstände statt. Zweimal des Jahres wurde früher der Gesellschaftstrunk gehalten: am Abend des Neujahrtages und am Feste Johannes des Täufers. Wegen der teuren Weinpreise findet die Feier nur noch am erstgenannten Tage statt. Der Gesellschaftstrunk besteht in 6 alten Schoppen Wein mit Brot für jeden Gesellen. Früher wurden auch Würste verabreicht. Bei dem Trunk bringt der Oberpfleger den Manen des Stifters ein Hoch aus („auch die Toten sollen leben") und er läßt einen von demselben gestifteten silbernen und vergoldeten Becher von Mund zu Mund der Gesellen gehen, wobei jeder spricht: „Nach des Stifters Meinung". Alsdann hält der Oberpfleger eine kurze Ansprache an die Gesellen und empfiehlt Liebe und Eintracht in der Gesellschaft. Unterdessen wird der hölzerne Bär herumgetragen, der auf dem Kopf einen eisernen Sitz hat. Auf diesen Sitz wird ein Apfel gesteckt, in welchem jeder Gesell ein Stück Geld eindrückt als Trinkgeld für die Bedienung.

Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, 1873. 78.

Das Neujahrstrommeln.

In Meersburg zogen noch vor 60 Jahren in früher Stunde des Neujahrstages zwei Trommler und ein Pfeifer in der Stadt herum und spielten vor jedem Haus drei Stückchen auf. Es soll dies nach der Sage vom Aufhören der Pest um die Mitte des 17. Jahrhunderts herrühren, und dieser Brauch von einem Trommler und Pfeifer aus Markdorf und Ravensburg herkommen, welche, als die einzigen Personen, die in der Umgegend dieser Orte noch am Leben blieben, auf dem Wege zwischen diesen beiden Städten sich zufälliger Weise begegneten und nun miteinander von Ort zu Ort wanderten, um mittelst Trommel und Pfeife das Ende des „schwarzen Todes“ zu verkünden. Vor etwa 60 Jahren wurde der Brauch durch die Polizei abgeschafft.

Vielleicht ist dieser Brauch ein Ueberbleibsel des Sonnenwendfestes, wo in den Zwölften (den 12 Nächten von Weihnachten bis Dreikönig) Umzüge mit Gesang und Tanz gehalten und die Nacht durchwacht und gezecht wurde.

Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, 1873. 86.



Vom süßen Meersburger und dem sauren Seewein.

Zur Zeit, als noch die Römer in ihrem Kastell Marispurgum saßen und die Kelten ringsum ihre Unterthanen waren, kam einmal unser Herr mit Sankt Peter an den See auf einsamer Wanderung.

Da, wo heute die Dörfer Immenstaad und Hagnau liegen, bat er an verschiedenen Fischerhütten und Pfahlbauten um Nachtquartier für sich und seinen Begleiter, aber die mißtrauischen Keltenmännlein wiesen ihn seiner fremden Erscheinung wegen grob ab.

In Meersburg, wo römische Kultur sich niedergelassen, waren die Leute gastfreundlicher und höflicher. Sie gaben den zwei Fremdlingen Herberge für eine Nacht. Am andern Morgen vor der Abreise sprach der Herr: „Weil ihr mich und meinen Freund so gastlich aufgenommen, will ich euch eine bleibende Freude machen. Weinstöcke sollen alsbald eure Hügel bedecken und Wein bringen zu eures Herzens Fröhlichkeit.“ So geschah es alsbald, und schon am Abend jenes Tages tranken die Meersburger süßen Wein.

Als nun die groben Keltenbäuerlein oberhalb Meersburg von der wunderbaren Gabe hörten, eilten sie dem Fremdling nach, der indes am See unterhalb des Römerkastells ebenso gröblich behandelt worden war und in keiner Hütte auch nur einen Bissen Brot bekommen konnte. Der weinsüchtige Landsturm von oben verkündete den Seehasen unter Meersburg, was vorgefallen, und gemeinsam eilen alle dem Wundermann nach, erreichen ihn noch, ehe er bei den Pfahlbauten von Sernatingen das schwäbische Meer verläßt, fallen ihm zu Füßen und bitten um Verzeihung für ihre Grobheit und auch um Weinberge.

Der Herr, gütig wie immer, verzeiht und sagt ihnen die Erfüllung ihres Wunsches zu. Bis sie heimkämen, sollten Rebstöcke die Uferhalden zieren. — Mit freudigem Dank und jubelnd zogen die Kelten- und Pfahlmännlein von dannen. St. Peter aber, der es in menschlichem Unmut nicht so leicht verschmerzen konnte, daß sein Meister so gröblich war behandelt worden, sprach: „Aber, Herr, wie konntest du diesen Grobianen zur Verzeihung noch ein so schönes Geschenk machen? Sie werden jetzt sicher zu viel trinken und deiner erst recht vergessen.“

Der Herr aber antwortete: „Petrus, beruhige dich. Weinberge sollen sie haben; der Wein aber wird so sauer sein, daß sie gestraft genug sind durch's Trinken.“

Seitdem wächst der Seewein sauer, was ihm sogar einen Ruf verschafft hat, und nur in seltenen Fällen erbarmt sich der Himmel und läßt einen guten Tropfen wachsen. Das ist

aber dann ein Jubeljahr, von dem Kinder und Enkel noch reden, bis wieder eines kommt. Mit Recht berühmt ist nur der Meersburger.

Aus: Hansjakob, Schneeballen III.

Die Keltenmännlein sind wohl nicht ernst zu nehmen. Die schwarz behaarten Bewohner am Bodensee dürften eher Nachkommen einer vorkeltischen Bevölkerung sein.



Wie das Meiergut Haltnau bei Meersburg an das Spital zu Konstanz kam.

Nicht weit von Meersburg liegt das alte Meiergut Haltnau, das dem Spital Konstanz gehört.

Die letzte Besitzerin, Wendelgard von Halten, so erzählt die Sage, war eine mißgestaltete Person mit einem Höcker und einem schweinskopfähnlichen Haupte; sie war mild und gut; dem ungeachtet wurde sie gemieden. Da sie zu Jahren kam und noch häßlicher geworden war, eckelten sich sogar ihre Dienstleute ab ihr. Sie beschloß, sich in einem Spital zu verpfründen, wo sie einsam leben könnte, und wandte sich an das Heiliggeistspital zu Meersburg; dieses schlug ihre Bitte ab. Nun frug sie in Konstanz. Man war ihr willfährig, und als der Verpfründungsvertrag abgeschlossen war, verließ sie Haltnau und zog nach Konstanz, wo ihr eine besondere Magd zu Dienst gegeben wurde.

Nachdem diese gestorben war, trug sie der Verwaltung vor, sie wolle ihr ganzes Gut dem Stift vermachen, wenn man nebst einigen Dienern ihr noch eine Chaise zur Ausfahrt zur Verfügung stellen würde. Auch dies ward eingegangen, und sie lebte ganz nach Wunsch. Täglich fuhr sie von ihrer

Dienerschaft begleitet aus, die, reich beschenkt, sich bald an sie gewöhnte. Wie der Tod kam, vermachte sie dem Spital auch noch ihr sonstiges Vermögen.

Staiger, Meersburg, 1853.

Im Spitalarchiv findet sich über die Schenkung eines Weinsbergs in Haltenau durch Ulricus, genannt Sumbri, eine Urkunde von 1272. Nov. 6. (Mitgeteilt durch O. L.)

Vergl. hierzu „Hildegardis von Sipplingen."



Die Goldgräber zu Oveltingen.

An der Heerstraße, die das Schwabenland mit dem Bodensee verbindet, lag einst ein stattlich großer Ort, Oveltigen genannt. Noch größer als sein Umfang war sein Reichtum und seine Name, weil Goldmienen sich in seiner Nähe fanden. Dies war auch die Ursache, daß er an das Hochstift Konstanz verpfändet wurde. Den traurigen Bann zu lösen, kam der Fürst vom Heiligenberg. Er scheute nicht den Spuck der bösen Geister, ihr trügrisch Spiel. Tag und Nacht grub er nach Gold. Er fand es auch, wer könnte daran zweifeln? Das wie, kann niemand wissen; doch wo er es gefunden, das meldet uns die Sage; sie nennt den Ort das „Knappenloch".

J. B. H.

Oveltingen, wohl das jetzige Unteruhldingen, kam im 12. Jahrhundert an Konstanz, nachher an die Fürsten von Heiligenberg-Fürstenberg. (Fürst Anton soll nach Gold gegraben haben.)

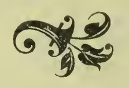


Birnaus Wallfahrtsmutter.

Zu Birnau, auf hochgelegener Alp, wo weithin das Auge schaut über die Ufer des schwäbischen Meeres und

die langgestreckten Alpenzüge, stand ein der hehren Gottesmutter geweihtes Gnadenbild. Vor vielen hundert Jahren pilgerten fromme Beterschaaren zu diesem Gnadenorte hin, um Heil zu finden für ihre kranken Glieder. Ein Bethaus wölbte sich groß und schön über dem Altare. — Es kam der Schwed. Auch ihn zieht es zum Bilde hin. Indes nicht zum Beten findet er sich ein, nur niederbrennen will er es. Die Flamme lodert hoch über dem Altare. Das Gotteshaus ist bald nur Schutt und Asche. Allein das Gnadenbild bleibt unversehrt. Die Kunde von dem wunderthätigen Bilde verbreitet sich überall. — Doch wie kam es, daß der Segen ausblieb und bald auch die Wallfahrer? Böser Menschen neidischer Sinn hatte beim Neubau des Gotteshauses für das Gnadenbild ein falsches unterstellt. Und eher, so meldet die Legende, wird der Segen nicht wiederkehren, als bis das „wahre Gnadenbild" sich wieder findet.


H.



Ueberlingen.



Das Münster zu Ueberlingen (begonnen 1353).

Wo der fränkisch-alemannische Herzog Gunzo seine Burg Iburinga gehabt haben soll, entstand schon frühe die Stadt Ueberlingen, die 1803 an Baden kam, nachdem sie viel Sturm und Not mitgemacht hatte. —

Zu jener Zeit stund noch ein alter Turm, der Christophsturm mit einigen anderen solcher alten Stadtwächter. Dieser hatte fünf kleine Türmchen, wovon das fünfte, auf der westlichen Mauer, zwischen zwei anderenso in der Mitte angebracht war, daß es bei entfernter Betrachtung des Turmes von Nordost und Süden gar nicht gesehen wurde. Durch den Abbruch des Turmes im Jahre 1813 verschwand das alte Ueberlinger Denkzeichen: „Fünfe ist grad."

Die gleiche Neckerei soll auch von Eßlingen und anderen Orten bestehen. Hierher gehört auch das Rätsel: „Wo sind fünfe gerade?" Antwort: „In Straubing (an der Donau), da hat das Rathaus fünf gerade Türmchen."

Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben. I. 153.

Vom Barfüßerturm, der heute noch steht, berichtet die Sage, die Maurer hätten bei seinem Bau (1494?) den Kalk und Mörtel dazu mit Wein angemacht, so man im Dorf ausgeschüttet. — Man darf daraus vielleicht entnehmen, daß der Turm nach einem guten Weinjahre erstund und die Baukosten dazu wohl aus dem Erlöse für verkauften Wein gedeckt wurden. —



Der unterirdische Schatz in Ueberlingen.

Ueberlingen war ehedem eine freie deutsche Reichsstadt und als solche wohlbewehrt mit Thürmen, Mauern und Gräben. Noch jetzt steht mancher alte Turm als grauer Zeuge der früheren Wehrhaftigkeit; da und dort sind auch noch Ueberreste der Schutzmauern vorhanden. Mitunter trifft man da eingefallene Gewölbe oder auch zugemauerte Thore, welche dereinst in unterirdische Gänge führten, deren es viele gab; denn die einzelnen Festungstürme sollen auf diese Weise mit anderen wichtigen Punkten der Stadt in Verbindung gestanden

sein; so ist im Graben am Barfüßerthore in der Nähe der Bestlemühle noch eine Maueröffnung, durch die man mittelst eines Ganges zur sog. „Burg“, der ehemaligen Residenz des Alemannenherzogs Gunzo, gelangen konnte. Andere heimliche Gänge sollen unter der Stadt hinziehen bis an den See hinab und da und dort mit Häusern in Verbindung stehen. So soll im Münster eine geheime Treppe beim hl. Dreikönigaltar in ein unterirdisches Gewölbe hinabführen. In diesen unterirdischen Gängen sind — so erzählen noch heute alte Leute — seit unvordenklichen Zeiten ungeheuere Schätze aufgehäuft, welche in Kriegsjahren dahin geflüchtet wurden, und zwar in solcher Menge, daß die ganze Stadt, wenn sie dreimal verbrannte, dreimal wieder aufgebaut werden könnte. Nur der sog. Geheime Rat, bestehend aus einigen Mitgliedern des Magistrats, kannte den Ort, wo der Schatz lag.

Theodor Lachmann in Alemannia XVI. 53.

Ueberlingen ist eine an Stiftungen sehr reiche Stadt, das Spital allein hat gegen 4 000 000 M. Vermögen. Vergl. dazu „Der Stättelberger von Sernatingen“.



Der Geist der Gunzoburg.

In der Oberstadt Ueberlingens, dem sog. Dorf, steht ein altes Haus, welches die Burg heißt; denn der Alemannenherzog Gunzo soll hier gewohnt haben. Ueberlingen war nämlich ursprünglich der Sitz der Herzoge von Alemannien. Ueber dem Thor des Hauses ist das Bild eines geharnischten Ritters zu sehen mit der Inschrift: „In dieser Burg residierte im Jahre 641 Gunzo, Herzog von Schwaben und Alemanien.“

In früheren Zeiten erschien den Hausbewohnern bisweilen ein großer, über sechs Fuß hoher, schwarzer Ritter mit

geschlossenem Visier; er kam plötzlich und verschwand ebenso. Auch manchen Leuten, welche hinter dem Hause das sog. Burggäßchen hinaufgingen, begegnete er, verfolgte sie und warf sie in den Stadtgraben hinab. Als aber unter die Dachtraufe an der unteren Hausecke gegen das Gäßchen ein Kreuz unter Ziegelsteinen vergraben worden war, konnte der Geist nicht mehr herunterkommen. Im Hause jedoch zeigte er sich noch von Zeit zu Zeit. Vor etwa 15 Jahren kam er abends in das Zimmer, wo die Frau des Hausherrn bereits zu Bette lag. Die Thür öffnete sich geräuschlos; ein schwarzer, gewaltig-großer Ritter mit unkenntlichem Gesicht trat herein, in der Hand ein Kohlengefäß, aus welchem Feuerfunken sprühten. Nachdem er im Zimmer umhergegangen, beugte er sich über das Bett der Frau und schüttete das Flammengefäß aus, so daß sich das Feuer über das Bett ergoß, ohne jedoch den geringsten Schaden anzurichten. Die Frau aber gebar bald darauf ein Kind mit schwarzen Brandmälern.

Theodor Lachmann in Alemannia XVI. 248.



Das Kind im Löwenrachen.

Zu Ueberlingen stand noch vor wenigen Jahren im Turmgäßchen, in der Nähe des Barfüßerthores, ein altertümliches, baufälliges Haus, über dessen Thor ein aus Sandstein gemeißelter Löwenkopf mit einem Säugling im Rachen zu sehen war. Jetzt ist das Haus umgebaut, der Löwenkopf mit dem Kinde ward weggenommen und befindet sich nun im kulturhistorischen Kabinet der Stadt.

Vor alter Zeit lebte in diesem Hause eine Frau, welche ein einziges Kind hatte, das sie zärtlich liebte. Eines Morgens, als sie gerade mit dem Kämmen ihrer Haare beschäftigt war, kam zur offenstehenden Thüre ein gewaltiger Löwe herein, ging auf das Kind in der Wiege los, erfaßte es mit seinen

Zähnen und trug es eilends fort. Die Mutter, anfangs starr vor Schrecken, da sie das Entsetzliche sah, raffte sich auf, stürzte mit aufgelösten Haaren dem Löwen nach, welcher ob der plötzlichen Erscheinung stutzte, entriß demselben das Kind und trug es unversehrt in ihr Haus zurück. Zum bleibenden Andenken an diese wunderbare Errettung ihres Kindes ließ die Frau den Löwenkopf über dem Hausthor anbringen.

Theodor Lachmann nach mündl. Bericht in Alem. XVIII. 178.



Der Schwerttanz zu Ueberlingen.

Die Ueberlinger mußten einst in den Krieg ziehen und stellten dem Kaiser 100 Mann. Vor dem Abmarsch besuchten sämtliche Bürger den Gottesdienst und ließen sich segnen, mit Ausnahme eines einzigen, welcher nicht in die Kirche ging. Im Kriege zeichnete sich das Ueberlinger Kontigent aufs rühmlichste aus, und sämmtliche Ueberlinger Soldaten kehrten wohlbehalten zurück mit Ausnahme desjenigen, welcher die Kirche nicht besucht, denn er war in einem Kampfe gefallen.

Der Kaiser aber verlieh hierauf den Ueberlingern als Lohn für ihre Tapferkeit das Privilegium des Schwerttanzes.

Der Ueberlinger Schwerttanz wurde stets von der Zunft der Rebleute, den Rebbürgern bezw. Wolfen (daher auch Wolfer genannt) aufgeführt. Wenn die obige Sage von einer Verleihung des Rechtes durch den Kaiser selbst spricht, so klingt das durchaus nicht unglaublich. Aehnliche Verleihungen werden auch aus anderen Orten z. B. Nürnberg und Augsburg berichtet. In reichsstädtischen Zeiten wurde dieses Fest regelmäßig jeden Fastnachtsdonnerstag von den ledigen Rebleuten der Neustadt gegeben, welche eine Gesellschaft mit gewähltem Vorstand (bestehend aus 4 Platzmeistern, einem Fähnrich und einem Säckelmeister) bildeten; später nur alle 10 Jahre oder bei besonderen Veranlassungen, so z. B. nach einem guten Weinjahre. (Vielleicht wäre die Jahrhundertswende eine passende Gelegenheit zur Abhaltung dieses interessanten Spieles.) Ursprünglich wurde der Schwerttanz folgendermaßen gehalten:

Nachdem die 2 ältesten Platzmeister beim Magistrat die Bewilligung zur Aufführung eingeholt hatten, lud der jüngste Platzmeister die Mitglieder zu einer Versammlung ein, die nun das weitere beschloß und die etwa erledigten Aemter neu besetzte; zugleich wählten die Platzmeister den sog. Hänsele, der am Tanze nicht teilnahm, sondern während desselben im Kostüm eines gewöhnlichen Ueberlinger Fastnachtshänsele Gaben einsammelte. Endlich wurden noch 5 Spielleute, 2 Trommler und 2 Pfeifer bestimmt.

Die Kostüme bestanden aus langen, blauen Röcken, roten Westen, kurzen Leder- oder schwarzen Sammthosen, langen Strümpfen, Schnallenschuhen und dreieckigen, schwarzen Filzhüten; außerdem trug jeder Teilnehmer einen Degen und einen großen Strauß aus künstlichen Blumen, die Platzmeister und der Fähurich zudem noch Schärpen. — Die Fahne, die jetzt im kulturhistorischen Kabinet zu Ueberlingen aufbewahrt wird, stammt aus dem Jahre 1798/99 und wurde von einrm Franziskanerpater geweiht; sie ist gefertigt aus einem dreieckigen, karmesinroten Seidentuch, worauf der zweiköpfige Reichsadler mit Krone und ein Reblaubkranz mit der Jahreszahl 1799 gestickt sind.

Am Morgen des Fastnachtdonnerstags besuchten vor der Aufführung zuerst sämtliche Teilnehmer — mit Ausnahme des Hänsele, der unterdessen mit knallender Peitsche die Straßen durchzieht — die hl. Messe in der St. Jodokkirche. Dann begann von der Wirtschaft zur Neustadt aus der Umzug unter Trommel- und Pfeifenspiel durch die Stadt. Vor dem Rathaus, dem Pfarrhof, den Häusern der Magistratspersonen und anderer angesehener Leute wurden der Reihe nach Tänze aufgeführt. Dabei schwenkte der Fähudrich die Fahne, zwei Platzmeister gingen in das Haus, um namens der Gesellschaft das „Kompliment abzulegen und sich zu rekommandieren"; zugleich sammelte der Hänsele, welcher kein Wort sprechen durfte, die Geschenke der Zuschauer und Hauseigentümer ein. Die andern 2 Platzmeister arrangierten unterdessen auf der Straße den Tanz: nach militärischem Kommando trat die Mannschaft in eine Reihe, zog die Degen und salutierte; alsdann stellten sie sich hintereinander auf, in der rechten Hand den Degen, während die linke die Degenspitze des Hintermanns faßt, so daß alle gewissermaßen eine Kette bildeten; mit hüpfenden Schritten im Sechsachtelstakt werden nun die verschiedensten Linien beschrieben, Kreis- und Schlangenlinien, dann eine Gruppe mit gekreuzten Degen dargestellt, indem einer nach dem andern unter zwei emporgehaltenen Degen hindurchgegangen, und die zwei letzten sich immer wieder der Gruppe anschlossen, bis diese sämtliche Teilnehmer aufgenommen, worauf sie wieder in gleicher Weise aufgelöst wurde. Endlich sprang ein Jeder der Reihe nach über einen in Kniehöhe gehaltenen Degen. Hierzu ward von den Spielleuten Musik gemacht und von den umstehenden Kindern gesungen:

Hatlaha, Hatlaha, Habermus g'nug,
Gnädige Frau, gnädige Frau, gen mer au Geld!

Nach dem Waffentanz bildete immer ein munteres Tanzvergnügen auf der Straße den Schluß des Ganzen. Hierauf zog die Schar wieder ab, wie sie gekommen; die Fahne wurde geschwenkt, die Abziehenden grüßten mit den Hüten, die Musik spielte, und weiter ging der Zug, um vor einem anderen Hause das gleiche Schauspiel zu bieten.

Nach alten Nachrichten ist der Schwerttanz in Ueberlingen schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gefeiert worden. Aehnliche Tänze wurden auch in Ulm, Dinkelsbühl, Nördlingen und München abgehalten.

Seebote No. 27. 1886. Dr. Lachmann in Alemannia XIV. 247 ff.



Ueberlinger Judenmord.

Zu Ueberlingen fand man die verstümmelte Leiche eines von seinen Eltern vermißten Knaben in einem Bache; die Eltern heulten durch die Stadt und klagten die Juden als Urheber des Frevels an; die Art der Wunden, ihr Aufbrechen und Bluten, als der Leichnam vor den Häusern der Juden vorbeigetragen wurde, schien Beweises genug. Unter dem Vorwande, sie vor der Wut des Pöbels zu retten, lockte man die geängstigten Juden in ein hohes steinernes Haus; hier zündeten die Bürger einen im Erdgeschoß heimlich aufgetürmten Scheiterhaufen an; die Juden flüchteten von Stock zu Stock; einige kletterten sogar auf das Dach. Umsonst! Das ganze Haus, in das die Tücke der Christen gegen 300 Juden gelockt hatte, ging mit den Unglücklichen, die voll Verzweiflung Steine, Messer, Schwerter und Balken des brennenden Hauses auf die gaffende Volksmenge herunterschleuderten, in den Flammen auf. Einige stürzten sich aus dem Brande zu den Fenstern hinaus; sie wurden vom Volk aufgefangen und vollends niedergemetzelt.

(Gustav Schwab.)





Frideburga vom Gallerberg.

Gunzo's, des mächtigen Herzogs, einzige Tochter, Frideburga, war verlobt mit dem austrasischen Fürsten Sigebert. Unvermutet ward die junge Fürstin und Braut zu Iburingen von einer schweren Gemütskrankheit befallen, welche man nach der Auffassung jener Zeit für eine Wirkung des Teufels ansah. Der geängstigte Sigebert schickte auf ausdrückliches Verlangen der Frideburga nach Arbon zum hl. Gallus, der durch sein Gebet die unheimliche Krankheit hob. —

Aus Dankbarkeit unterstützte jetzt Gunzo Gallus in seiner Bekehrungsarbeit. Die junge Braut aber legte statt der Hoch=

zeitskleider Nonnentracht an und erwartete in solcher Gestalt ihren Bräutigam am Traualtar. Bestürzt und wortlos vernahm dieser den Entschluß Frideburgens, sich Gott zu weihen, plötzlich aber ergriff er ihre Rechte, legte sie auf den Altar und sprach entsagend: „Ich trete dich deinem himmlischen Bräutigam ab.“ —

Dann verließ er die Schwelle der Kirche, doch Thränen verrieten das verborgene Leiden seiner Liebe. —

Frideburga aber trat mit einigen Freundinnen in einen religiösen Bund, und errichtete eine gemeinsame Wohnung, die sie dem hl. Gallus weihte. So entstand etwa ums Jahr 630 nach der Sage das Klösterlein auf dem Gallusberge.

(Nach Hefele, Geschichte.)

Vergleiche dazu Lebensbeschreibung des hl. Gallus von dem Reichenauer Abt Walafried Strabo. Ein schöner Pergamentcodex davon aus dem 11. Jahrhundert ist in der Leop. Soph. Bibl. zu Ueberlingen.



Nellabach.

Nicht weit von Ueberlingen liegt die Nellenburg. Zur Zeit des hl. Gallus gehörte dieselbe einer Nella. Der Ruf des Heiligen führte sie zu einer Predigt; sie bekehrte sich und ließ sich in einem am Gottesacker bei Ueberlingen fließenden Bächlein taufen. Das Bächlein erhielt den Namen Nella-Bach, ihre Burg nannte man Nella-Burg und später Nellenburg.

Vergl. dazu Nellenburg bei Stockach.



Wie die Buchhorner in Ueberlingen schön Wetter holen.

Die Ueberlinger freuten sich lang ob ihres guten Wetters. Die Buchhorner nicht — sie waren sehr böse hierüber, denn sie, so dachte jeder, könntens gerade so gut brauchen. Einstmals kam einem im Gemeinderat der Mut, und er fing an: es wäre doch auch recht gut, wenn man schönes Wetter hätte. Es wäre ihnen ja so geschickt wie den Ueberlingern drüben.

Jetzt wurde beschlossen, eine Deputation nach Ueberlingen zu schicken, um gutes Wetter zu holen. Dort erhielten sie kurzen Bescheid: wenn „die Breama flieget", giebt's gut Wetter. Nicht faul, fingen sie eine Bream (Bremse) und thaten sie in ein Lädlein.

Wie sie auf dem See heimfuhren, stach sie die Neugierde gewaltig, was doch s'schön Wetter mäche? Machten ordentlich das Lädlein auf; aber pffff! die Bream heraus und Ueberlingen zu!

Wie die Buchhorner das sahen, schrieen sie aus Leibeskräften: Gut Wetter, Buchhorn zu! Buchhorn zu! — —

Uebrigens dürfen darob die Konstanzer nicht zu anzüglich werden, denn die Buchhorner wissen auch von ihnen etwas: sie hätten einstmals, als der Bodensee ganz zugefroren war, das Ereignis ins Eis eingeschrieben, um es der Nachwelt in Erinnerung zu bringen.

B. Baader 1859. Nr. 1. Alemannia S. 106.



Das Grab des Hunnenkönigs.

In dem Ueberlinger Walde Sigmundshau, in der Nähe des uralten Hofguts Höllwangen, steht ein kegelförmiger Berg mit einem Erdwall umgeben. Es ist dies ein sogenannter

Ringwall oder eine Völkerburg und heißt jetzt noch beim Volke nur die „Burg." Wenn man auf dem Gipfel des Berges wandelt, tönt es unter den Füßen, als ob der ganze Berg hohl wäre. In diesem Berge ist das Grab des Hunnenkönigs. Der Leichnam ruht in einem Diamantsarge, welcher wieder von einem goldenen Sarg umgeben ist; der goldene Sarg aber befindet sich in einem silbernen Sarg, der silberne in einem kupfernen, dieser in einem zinnernen; dann folgt ein eiserner und zuletzt ein eichener. So ist in 7 Särgen die Königsleiche verwahrt. Niemand aber kann die rechte Stelle finden, obgleich schon da und dort nachgegraben wurde. Denn diejenigen, welche das Grab gemacht, mußten mit verbundenen Augen arbeiten, damit die Stätte nicht verraten wurde. — Auch bei Winterlingen geht die Sage.

Theodor Lachmann nach mündl. Bericht in Alem. XVII. 265.





DIE HEIDENLOECHER BEI UEBERLINGEN

Wenn man von Ueberlingen gegen Goldbach geht, so gelangt man zunächst auf einem Felsenweg zu dem sogenannten Stein bei den drei Kruzifixen. Hier wurde vor Zeiten im Monat Mai jährlich das freie Land- und Maiengericht mit 12 Schöffen nach altdeutscher Sitte unter freiem Himmel auf einer Felsenbank gehalten. Noch ist der Sitz des Präsidenten

in Felsen gehauen sichtbar, und es sind noch drei Kreuze mit Christus und den zwei Schächern vorhanden. Um Pfingsten wurde an dieser Stelle auch die Wahl und Beeidigung des Bürgermeisters, des Amtmannes und der Mitglieder des kleinen Rats der Reichsstadt Ueberlingen vorgenommen.

Durch eine merkwürdige, in den Sandsteinfelsen gehauene, düstere Hohlgasse, in welche kaum ein Sonnenstrahl von oben eindringen kann, gelangt man in das fast ganz von Felsen umgebene Dörfchen Goldbach am Flüßchen gleichen Namens, das neben Auffirch eine der ältesten Kirchen der Gegend sein soll. Hier war einst die Grenze des Höhgaus und Linzgaus.

Zwischen Goldbach und Sipplingen am unteren See zieht sich dicht am Ufer in ziemlicher Höhe und Länge eine mächtige Felswand. In diese sind in einer Höhe von etwa 15 Meter vom Seeufer die bekannten Heidenlöcher in den weichen Molassefelsen eingehauen, der sich vor Errichtung der Straße von Ueberlingen nach Ludwigshafen in einer Ausdehnung von einer halben Stunde senkrecht aus dem See erhob. Bei niederem Wasserstand führte unten ein Fußpfad vorbei; zu den Höhlen aber konnte man nur mittelst Leitern gelangen, früher führten steinerne Treppen zu den Eingängen. —

Schon um das Jahr 1750 ließ der Magistrat der Reichsstadt Ueberlingen den weitaus größten Teil der Höhlen zerstören, weil viel schlechtes Gesindel sich darin aufgehalten hatte, unter andern auch „Fidele", der Schinderhannes jener Gegend, der durch den aus den Höhlen entweichenden Rauch verraten, in den Heidenlöchern gefangen genommen wurde. — Und als in den Jahren 1846—48 die erwähnte Straße gebaut wurde, mußte der unmittelbar am See gelegene Felsen mit dem größten Teil der Höhlen der Straßenanlage zum Opfer gefallen. Leider ist der damals projektierte Plan, die Höhlen durch Anlegung eines Tunnels zu retten, nicht zur Ausführung gelangt.

Die Höhlen bilden ein ganzes System von Gemächern, welche durch Gänge und Treppen mit einander zusammenhängen. Von den Höhlen, die in zwei Abteilungen, eine west=

liche und eine östliche, zerfallen, waren die in der östlichen Abteilung gegen Goldbach ihrer Regelmäßigkeit und feineren Ausarbeitung wegen am merkwürdigsten.

In den Gemächern dieser Höhlen ist ein zwar roher, doch bestimmter Baustil vorhanden, welcher jedenfalls auf ein hohes Alter zurückführt. Es finden sich vollständige Spitzbogengewölbe mit romanischem Gurtgesims, Fenster- und Thüröffnungen. Im ersten Gemach erheben sich aus den vier Ecken desselben Anfänge von Kreuzwölbung, welche jedoch, statt im Zentrum des Gewölbes zusammenzustoßen, gegen dessen Mitte hin spurlos wieder verlaufen; diese Anfänge werden durch Tragsteine unterstützt. Aehnliches kommt auch in der Krypta der Karolingischen Kirche zu Oberzell auf der Insel Reichenau vor. Seit alter Zeit wird dieses Gemach vom Volke das Kirchle oder die Kapelle genannt. Hier wie in den übrigen Gemächern sind an den Seiten ausgehauene Steinbänke angebracht; an den Wänden der eigentlichen Wohnungen befinden sich Vertiefungen, die vielleicht als Wandschränke dienten.

Die von der eben beschriebenen Abteilung etwa 60 Schritte westlich gegen Sipplingen gelegene 2. Höhlenabteilung zeigte weniger Spuren regelmäßiger Bauart. Die Gelasse waren unregelmäßig, an Wänden und Gewölben teilweise noch die Hiebe der Aushöhlungswerkzeuge sichtbar, die Gewölbe flach und die Gelasse nur 5—6 Fuß hoch, während die der ersten Abteilung zum Teil 11—12 Fuß haben. Aber auch hier waren an den Oeffnungen noch Fälze für Thüren und Fenster, wie jetzt noch bei denen der ersten Abteilung, sichtbar.

Ueber den Ursprung und den Zweck dieser Höhlen hat man nur unsichere Vermutungen. In der Umgegend glaubt man allgemein, daß sie den ersten Christen am Bodensee bei den Verfolgungen als Schlupfwinkel dienten. In schriftlichen Aufzeichnungen findet sich nirgends eine Spur über die Begründer und ersten Bewohner dieser Gewölbe. Auch hat man in den Höhlen keine Funde an Gefäßen oder Bildern gemacht, welche auf den Ursprung und ursprünglichen Zweck hindeuteten.

Lang wurde nach Ullersberg, Münster zu Ueberlingen,

in der Familie Feurer zu Brünnlisbach, einem nahe bei Goldbach gelegenen Weiler, ein großer, sehr harter Kieselstein aus den Höhlen von Goldbach aufbewahrt, auf dem Gott Vater mit der Weltkugel ausgemeißelt ist. Der Stein hat einen eisernen Henkel. Nach Müller, Bad Ueberlingen S. 196, ist es ein Findling, der ursprünglich einer sitzenden Menschenfigur etwas ähnlich war, die man nachher in dieser Form ausmeißelte. Vor Jahren soll der Stein bei einem Brande verschleudert worden sein. Irgend welche Schlüsse wird man mit diesem Fund wohl nicht verbinden dürfen. Der altchristlichen Zeit hat der Stein schwerlich angehört.

In der Nähe der Heidenlöcher stand einst eine uralte, in den Felsen gehauene Kapelle mit einer Einsiedelei, der hl. Katharina gewidmet, welche gleichfalls der Straßenanlage zum Opfer gefallen ist.

Aehnliche Höhlen wie bei Goldbach sind auch bei Zizenhausen, in der Nähe von Stockach.

Vergl. auch unsere Anmerkung zu Bermatingen.

Schriften des Ver. f. Gesch. des Bodensees. VII. 62 ff.
Kraus, Kunstdenkmäler I. 496. Schönhut, Burgen Badens II. 532.



Der Ochsensprung am St. Katharinenfelsen.

Nicht weit von Ueberlingen erhebt sich in westlicher Richtung das Molassegebirg fast senkrecht und turmhoch aus dem See und zieht landeinwärts als breite Hochebene mit fruchtbaren Feldern und saftigen Wiesengeländen. Die höchste Felswand, an deren Fuß eine der hl. Katharina geweihte Kapelle angebracht war, heißt der St. Katharinenfelsen.

Auf einem Acker der genannten Hochebene, gerade über dem St. Katharinafelsen, pflügte dereinst ein Landmann mit

einem Paar Ochsen, die von seinem Töchterchen geführt wurden. Der Tag war heiß, die Tiere unruhig, von Hitze und Mücken geplagt. Da fiel plötzlich ein Schwarm Bremsen die Ochsen derart an, daß sie scheu wurden und mit dem Pfluge davonrannten, das Mädchen mit sich schleppend, das den Strang nicht losgelassen. Vergebens suchte der Bauer die Tiere zurückzuhalten, er holte sie nicht mehr ein, sie waren schon am Abhang angekommen; mit Schaudern sah er, daß das rasende Gespann mit seinem Kind über die turmhohe Felswand in den See hinabstürzte. Als er händeringend in die schauerliche Tiefe hinabschaute, da leuchtete ihm ein Hoffnungsstrahl, die Ochsen schwammen samt dem Pflug auf dem See dahin, mit ihnen das Mädchen, welches am Seile mitgeführt wurde. Nun that der Vater im stillen das Gelübde: Wenn sein Kind gerettet würde, so werde er am jenseitigen Ufer der hl. Katharina eine Kapelle bauen. Getrösteten Herzens verfolgte er das seltsame Schauspiel, wie die Stiere mit dem Pfluge und dem Kinde auf dem Wasser dahinschwammen, weiter und immer weiter; sie durchquerten die ganze Seebreite und gelangten glücklich am jenseitigen, waldigen Ufer an. Bald darauf hatte der glückliche Vater sein Kind und seine ganze Habe unversehrt wieder, und ließ nun zur Erinnerung an die wunderbare Errettung die St. Katharinenkapelle am jenseitigen Ufer, gegenüber dem St. Katharinafelsen des diesseitigen Gestades, errichten. Später baute das Kloster Reichenau in der Nähe eine Probstei mit hübschem Garten, wo der Abt sich im Sommer gerne aufhielt.

Längst ist diese Probstei samt der St. Katharinakapelle zerfallen und abgebrochen, und der Klostergarten ist wieder zu Wald geworden. Auch die alte St. Katharinakapelle am diesseitigen Ufer fiel dem neuen Straßenbau zum Opfer und ist nun durch eine in den Sandsteinfelsen gehauene Nische mit der Statue der hl. Katharina und Betbank ersetzt.

Theodor Lachmann nach mündl. Bericht in Alem. XVIII. 178.

Eine Abbildung des erzählten Vorkommnisses befindet sich noch heute im Landwirt Kramer'schen Hause zu Wallhausen.

Der Wilderer am Heidenlocher Weiher.

Eine Stunde von Ueberlingen liegt der Heidenlocher Weiher in einem enggeschlossenen Waldthal; an dessen Südostseite der Molassesandstein als hohe mit Gestrüpp und Tannen bedeckte Felswand sich erhebt, während auf der anderen Seite der mäßig ansteigende Forst sich hinzieht. Der Weiher wird mit dem anstoßenden Sumpf vom sog. Hennenbach bewässert. In obengenannter Felswand sind 2 Löcher bemerkbar, welche die Eingänge zu 2 viereckigen kammergroßen Höhlen, Heidenlöchern, bilden, dem kleinen und dem großen Heidenloch, woher der Weiher seinen Namen hat. Ueber Ursprung und Zweck der Höhlen ist nichts bekannt.

Einst hauste hier ein berüchtigter Mörder; er stellte im Walde dem Wilde nach, fing im Weiher Fische und war überall gefürchtet. So trieb er lange sein Unwesen, bis er erschossen ward. Nach seinem Tode mußte er umgehen. Man sieht bisweilen einen nackten Mann aus dem Wasser auftauchen oder im Walde jagen. Sobald man ihn aber erblickt hat, verschwindet er. Seitdem die neue Landstraße, welche am Ufer des Weihers vorüberführt, erstellt worden, hat man jedoch von der Erscheinung nichts mehr gehört.

Theodor Lachmann nach mündl. Bericht in Alem. XVII. 266.



Der schwarze Pudel im Walde Haslen.

Im Walde Haslen bei Hödingen, in welchem eine Reihe Alemannengräber sich befinden, geht ein Geist um, welcher in Gestalt eines schwarzen Pudels erscheint und die Leute irreführt. Wer abends den Wald betritt, kommt die ganze Nacht nicht mehr aus demselben, denn er folgt immer

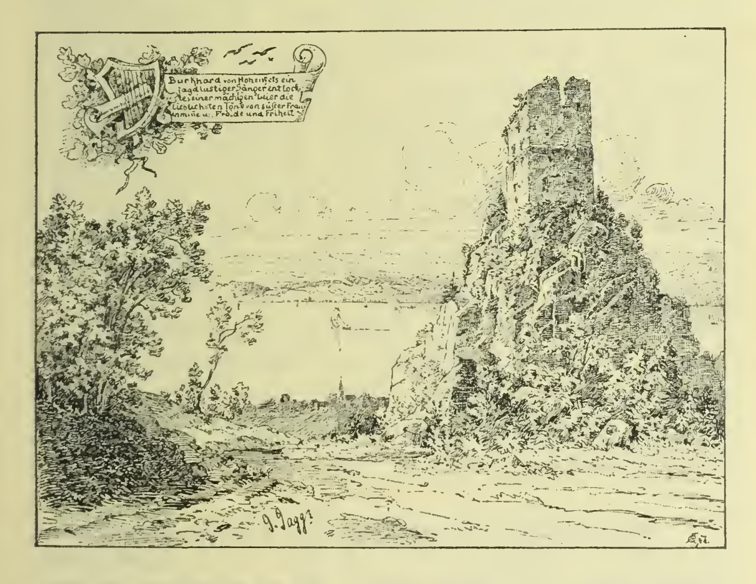
dem Pudel, der vor ihm hin und her springt. Erst wenn der Tag anbricht, findet der Wanderer den Weg aus dem Walde heraus. Viele meiden deshalb zur Nachtzeit diesen Weg und gehen lieber die längere Landstraße.

Theodor Lachmann nach mündl. Bericht in Alem. XVI. S. 250.



Hildegard von Hohenfels.

Hinter dem am See gelegenen Dorfe Sipplingen erhebt sich ein hoher Berg, dessen Gipfel in der Vorzeit eine stolze Burg gekrönt. Hier war der Sitz des berühmten Ritter-



geschlechts von Hohenfels. Längst ist die Burg zerstört, ihre Trümmer blicken traurig von der Höhe herab; das einst weithin herrschende Rittergeschlecht ist seit Jahrhunderten ausgestorben.

Der letzte Sprößling desselben war Fräulein Hildegard, welche einen mißgestalteten Kopf mit einem Schweinsrüssel hatte und deshalb aus einem goldenen Tröglein aß. Was aber die Natur ihr an körperlichen Vorzügen versagt hatte, gab sie ihr um so reichlicher an Edelsinn und Tugend. Das Burgfräulein Hildegard war die Wohlthäterin der ganzen Gegend und unterstützte namentlich die unten am See wohnenden Ansiedler auf jede Weise, gab ihnen täglich ihre Suppe oder „Süpple", woher auch der Name Sipplingen stammt; denn es hieß ursprünglich Süpplingen, wie es noch in Stumpfs Chronik von 1586 geschrieben ist. So that Hildegard den Sipplingern nicht bloß während ihres ganzen Lebens alles Gute, sondern vermachte ihnen auch noch durch letzte Verfügung den größten Teil ihrer Besitzungen als Gemeindeeigentum; ja es erhielten sogar die benachbarten Ueberlinger von ihrem Reichtum ein schönes Stück. Das ging folgendermaßen zu: Noch zu Lebzeiten Hildegards hatten die Ueberlinger mit den Sipplingern verabredet, daß sie gemeinsam nach Hohenfels gehen und Fräulein Hildegard bitten wollten, beiden Orten etwas zu verschreiben. Als nun die Stunde gekommen, warteten die Sipplinger vergebens auf die Ueberlinger; denn diese waren bereits auf der oberen Straße, über Nesselwangen und Bondorf, nach Hohenfels gegangen und so den Sipplingern zuvorgekommen; sie hatten deshalb auch bereits die zwei herrlichsten Wälder von Hildegard erhalten, nämlich die Gewanne Eisenholz und Schnorrenberg. Als die Sipplinger nun eingetroffen, schenkte ihnen das Burgfräulein sämtliche Hohenfels'sche Güter um Sipplingen und Hohenfels. Die Verschreibung erfolgte im Jahre 1540.

Noch jetzt halten die Sipplinger das Andenken Hildegards in hohen Ehren. Alljährlich wird in der Kirche am 14. August ihr Gedächtnis durch eine hl. Messe gefeiert. Bei der Austeilung des Gabholzes Ende Dezember oder Anfangs Januar wird derselben ebenfalls öffentlich gedacht, indem der Bürgermeister von Sipplingen im Rathaussaale die versammelten Bürger jeweils auffordert: Lasset uns noch unserer Wohlthäterin, der Gräfin Hildegard von Hohenfels, im Gebet

gedenken!", worauf fünf Vaterunser von allen Anwesenden laut gebetet werden.

Hohenfels war ehemals Wohnsitz des Minnesängers Burkhard von Hohenfels; ein Gartenland in der Nähe nennt man heute noch „Hildegardsgärtlie."

Theodor Lachmann nach größtenteils mündlichen Berichten in Alem. XVI. 251.



Der Schatz in der Burghalde.

In der Nähe von Sipplingen liegt auf schroffem Felskegel die Ruine der Haldenburg, vom Volke die Burghalde genannt. Niemand weiß, wie die Burg dereinst erbaut; auch sonst ist von ihr und deren Besitzer wenig bekannt. Soviel aber erzählen die Leute, daß von dieser Burg nach dem benachbarten Hohenfels ein unterirdischer Gang führe, und daß sich diese zwei Burgen sowohl unter sich, wie auch den am jenseitigen Ufer gelegenen Burgen Kargegg und Bodman durch Sprachrohre Zeichen gegeben und Hilfe verlangt haben. Daß die Ritterburg auf Burghalde einst ein mächtiger, stattlicher Bau gewesen, deuten schon die gewaltigen Gewölbe, Gänge und Verließe an, die sich unter der Ruine befinden. Jeder Schritt und Tritt, der auf dem Berge gemacht wird, tönt dumpf und hohl; wenn man ein Steinchen durch eine Kelleröffnung in die Tiefe fallen läßt, dann hat man lange zu warten, bis man dasselbe aufschlagen hört. In diesen ausgedehnten unterirdischen Gewölben, welche mit einer eisernen Thüre verschlossen sind, ist ein reicher Schatz verborgen, den zu heben sich jedoch niemand getraut; denn er wird von Basilisken bewacht, und wer ein solches Tier sieht, ist sofort des Todes.

Theodor Lachmann nach mündl. Bericht in Alem. XVI. 250.

Der Glaube an den fabelhaften Basilisken stammt nicht aus der germanischen Mythologie, sondern ist aus dem Morgenlande zu uns gekommen. In der Schweiz wird er Baselist genannt, da er das Wappentier des Kantons Basel ist. Nach dem dort verbreiteten Volksglauben ist der Basilisk der Nachkomme von einem Hahn und einer

Schlange. Vernaleken berichtet von einem Urteil des Basler Rates aus dem Jahre 1417; darnach wurde ein Hahn als Hexenmeister zum Feuertod verurteilt, weil er ein Ei gelegt hatte. Letzteres wurde ebenfalls ins Feuer geworfen. In Tirol glaubt man, der Basilisk entstehe aus dem Ei, welches ein vollkommen schwarzer Hahn, nachdem er sieben Jahre alt geworden, zu legen pflegt. Dieses Tier wird sehr alt, ist ein Gemisch aus Kröte und Schlange mit einem Hahnenkopfe und tötet durch seinen giftigen Blick. Deshalb lassen Tiroler Bäuerinnen in der Regel ihre Hähne nicht über sieben Jahre alt werden. In Appenzell sagt man vom Baselisten, wenn er einen anblicken kann, bevor man ihn sehen kann, so muß man sterben. Hält man aber dem Untier einen Spiegel vor, so daß er sich selbst zu sehen bekommt, so muß er sterben.

Aus M. Busch, deutscher Volksglaube 245.



Der Sipplinger.

Der Sipplinger Wein war in früheren Jahren von so schlechter, heimtückischer Art, daß er ob dieser überall in argen Verruf kam. Trotzdem er heute andern Weinen seiner Heimat nicht mehr nachsteht, ist doch noch manches von den alten Verläumdungen hängen geblieben. So soll in seiner Gegend der Nachtwächter noch bis heutigen Tags jede Nachtstunde genau und ganz besonders pünktlich ausrufen müssen, damit die Bewohner, die etwa ein ziemlich Quantum Sipplinger getrunken hätten, ja nicht vergessen möchten, im Bette sich umzudrehen, auf daß der böse Wein die Magenwand nicht durchbrenne. — In ganz früheren Zeiten muß der Sipplinger übrigens oft vortrefflich gewesen sein, so daß die Bürger gar nicht genug bekommen konnten. Der Chronist berichtet: Es war sonderlichen der Stoll zu Süplingen selbiges Jahr (1544) wohl geraten; der war allen Gästen so anmutig und angenehm, daß mäniglich nur denselben trinken wollt vor allem Reinfall, Malvasier oder anderm starken welschen Wein; und fürwahr er hätte sich einem fürbindigen, rheinischen, ringkawischen neuen

Wein vergleichen mögen. Seither ist der Stollengarten in großen Abgang gekommen, weil die Rebleut anfingen, nit nach der Güte, sondern nach der Viele zu bauen."

Zimmerische Chronik. III 458.



Das goldene Kegelspiel im Abtsberg.

Zwischen Sissenmühlen und Sipplingen zieht sich längs der Straße ein steiler, ziemlich hoher Bergrücken hin, welcher Abtsberg heißt. Eine Felsspalte dieses Berges soll in eine Höhle führen, in der sich ein goldenes Kegelspiel befindet, das durch ein großes, eisernes Gitter verwahrt ist. Schon mehrmals wurde versucht, das Kegelspiel zu holen; aber es ist noch niemanden gelungen. Nachts aber hört man manchmal, wie im Berg Kegel gespielt wird; das Rollen der Kugel und das Fallen der Kegel wird mitunter ganz deutlich wahrgenommen.

Theodor Lachmann nach mündl. Bericht in Alem. XVI. 250.



Der Stättelberger von Sernatingen.

Am Westende des Ueberlingersees liegt das große Pfarrdorf Sernatingen, welches einst zum Gebiet der freien Reichsstadt Ueberlingen gehörte; ein Amt des Spitals Ueberlingen befand sich hier, die Einwohner waren Unterthanen von Ueberlingen. Im Jahre 1802 fiel mit Ueberlingen auch Sernatingen an das Haus Baden, und 1826 ließ Großherzog Ludwig von Baden hier einen Freihafen errichten, machte dadurch den Ort zu einem Hauptstapelplatz des Sees und nannte ihn Ludwigshafen.

Noch jetzt ist mehr als ein Dritteil der Gemarkung von Ludwigshafen Eigentum des Ueberlinger Spitals und wird von diesem verpachtet. Im Orte selbst befindet sich ein Anwesen, das sog. Schlößle, ein ansehnliches Haus mit angebauten Oekonomiegebäuden, welches früher von einem Weiher umgeben war, über den eine Fallbrücke führte. Dieses Schlößle war ein Filialspital von Ueberlingen, wo die Sernatinger armen Kranken und Waisen Aufnahme und Verpflegung erhielten. Hier wohnte auch ein Waldhüter, Namens Zyriak Kessinger, welcher die auf Sernatinger Gemarkung gelegenen Forsten des Spitals zu beaufsichtigen hatte.

Einst wurden die Ueberlinger und die von Sernatingen uneinig über den Besitz des Sernatinger Walddistrikts Stättelberg, den beide Teile als ihr Eigentum beanspruchten. Eine Eidesleistung auf dem streitigen Grund und Boden sollte die Sache entscheiden. Nun ging Kessinger auf wirkliches Spitalgut, nahm Erde vom Boden und schüttelte sie in die Stiefel, bis die inneren Sohlen völlig damit bedeckt waren; zugleich verbarg er seinen Eßlöffel, mit dem er täglich die Suppe schöpfte, in seinem Hut. So vorbereitet erschien er auf dem streitigen Walddistrikt und leistete mit erhobener Hand folgenden Eid: „So wahr der Schöpfer über mir ist, stehe ich auf spitälischem Grund und Boden.“ Infolge dieses Schwures verlor Sernatingen den Wald. Den Frevler aber traf die Strafe des Himmels; denn bald darauf fiel der meineidige Waldhüter, vom Volke Stättelberger genannt, auf dem Gang zur Kirche an der oberen Stiege plötzlich tot um und mußte nun als Geist umgehen. Hierin erkannte das Volk, daß der Schwur ein Meineid gewesen, und für die Seele des Unglückseligen wird alljährlich eine hl. Messe gelesen.

Manchmal wurde nun der Stättelberger im Walde gesehen im grünen Rock mit einer Axt unter dem Arm. Besonders im Advent und in der Fastenzeit war er den Leuten aufsätzig, welche nachts zwischen dem Abend- und Morgengebetläuten den Weg vom Gewann Männerthal bis zum Schlößle passierten. Wenn solch ein einsamer Wanderer fluchte, husch, saß der

Stättelberger auf dessen Rücken und wich erst in der Nähe des Schlößles, oder wenn das Gebetläuten anhub. Auch im Schlößle trieb der Stättelberger, der bekanntlich dort gewohnt, sein Unwesen und rumorte oft gewaltig. Namentlich aber machte er, wenn je einmal die Lesung der für seine Erlösung gestifteten hl. Messe unterblieben, einen solchen Spektakel im Haus, daß die Bewohner die ganze Nacht keine Ruhe hatten.

Theodor Lachmann nach mündl. Bericht in Alem. XVIII. 181.



Der Spuck im Gewann Hangen bei Ludwigshafen.

Zwischen Ludwigshafen und Bodman dehnt sich vom Seeufer bis gegen das Dorf Espasingen ein sumpfiger Landstrich aus, welcher den Gewannnamen „Hangen" führt und von der Stockacher Aach, die hier in den See mündet, durchflossen wird. Ueber diesen Bach führt eine Brücke, die sogenannte Hutbrücke. Der Name Hangen soll daher rühren, weil ehedem bei der Brücke der Galgen gestanden. Deshalb ist es auch in diesem Gelände nicht geheuer; allerlei Spuck wird da getrieben. Eines Abends wollte einmal ein Knabe aus Ludwigshafen auf einem der Nußbäume, die hier am Ufer standen, Nüsse holen. Während er auf dem Baume saß, kam über das Feld her eine weiße Gestalt, in weißem Gewande und in weißem Strohhut, ging dreimal um den Baum herum und dann wieder zurück über das Feld. Dem Knaben ward es unheimlich, er ließ die Nüsse im Stich, ging rasch vom Baum herunter und eilte heim. — Ein andermal wollte nachts bei Mondschein ein Jäger in einem Entenstand, den er hier am Strande errichtet, Enten schießen. Aber es kam ein Fuchs über das Feld daher, ging immer am Ufer hin und her und ließ so die Enten nicht näher kommen. Da schoß der Jäger

auf den Fuchs, der alsdann plötzlich verschwunden war. Folgenden Tags erfuhr der Jäger, daß man im benachbarten Bodman einer alten Frau, welche allgemein als Hexe galt, Schrotkörner aus dem Leib hat schneiden müssen.

Theodor Lachmann nach mündl. Bericht in Alem. XVIII. 183.



Auf einer Richtstätte wächst nicht Laub noch Gras.

Als der Bauernaufstand niedergeschlagen war, haben die von Ueberlingen etliche angesehene Männer von Sernatingen (Ludwigshafen) und andern Orten ihres Gerichtsbanns gefangen genommen und ohne alle Barmherzigkeit oder genügende Untersuchung und Erkundigung auf dem Bühl (Pruel) zu Sernatingen enthauptet, weil die Unglücklichen sich gezwungen den aufständischen Bauern angeschlossen hatten und auch im Verdacht standen, der neuen Religion zuzuneigen.

Man sagt, es sei den Hingerichteten Unrecht geschehen. Dessen zum Beweis wächst auf genanntem Platz, dem Prüel, allwo sie gerichtet wurden, auf heutigen Tag weder Laub noch Gras, war doch zuvor eine treffliche, gute Wiese gewesen. — Zu manchen Zeiten ist es daselbst nicht geheuer. — Es sollen der Hingerichteten etliche zwanzig gewesen sein. Die von Ueberlingen haben dieser That wegen bei ihren Unterthanen und überall sonst großen Unwillen erregt und nicht viel Lob für ihre That geerntet.

Zimmern'sche Chronik II. 529.





Pfahlbauten am Bodensee. Schmidt-Pecht.

Von den Welinen und dem Bodensee.

Es haben die Alten für eine gewisse Anzeigung gehalten, daß gemeinlich, nachdem sich diese Fisch, so die allergrößten und fürnembsten im Bodensee, wo sie Waid und Wonung in aller Tiefe haben, sehen lassen und gefangen werden, etwas Großes und Wichtiges am Bodensee sich zutrage und verlaufe. (Mangold, Fischbüchlein vom Bodensee, 17. Jahrhundert, S. 37.)

Vom Bodensee gar erzählt der Magister Joh. Jakob Martini in seiner Topographie und Geographie, Erfurt 1737, daß dessen Wasser die Art hat, die hineingeworfenen Fischernetze, wenn sie dem Grunde zu nahe kommen, zu versengen.

Birlinger, Aus Schwaben. I. S. 202.



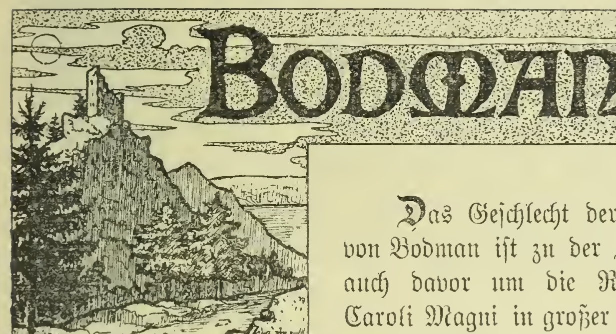
Geist bei Espasingen.

Auf eine Zeit ist dem Abt Hans von Petershausen eine wunderbarliche und der Erinnerung wohlwürdige Handlung begegnet; denn als er in bemeldetem Kloster, das in großem Abgang, auch in merklichen Schulden war, zum Administrator

geordnet war, hat er dasselbig also regiert, daß er die meisten Schulden bezahlt und viel bauen konnte. Im Anfang seiner Verwaltung aber hat er alle Kosten vermieden; so er etwas auf dem Lande zu schaffen, hat er das gewöhnlich selbst gethan und ist allein geritten. Einstmals ist er zur Herbstzeit zu Petershausen allein ganz früh aufgewesen, um in das Hegau seinen Geschäften nachzureiten. Als er nun bei Nacht durch die Wälder gekommen und bei dem Dorf Espasingen über ein Weierwur (Moor) reiten wollte, sieht er, als eben der Tag anbrach, wie ihm dünkte, einen Menschen neben sich gehen, konnte ihn aber doch wegen des Nebels nicht recht sehen. Der Abt war so sehr in seine Gedanken vertieft, wie er des Klosters Nutzen schaffen, die Schulden bezahlen, auch die zerfallenen und abgegangenen Gebäude wieder ausbessern wollte, daß er dessen, so neben ihm ging, nicht achtete. Als sie nun beide schier bis zur Mitte des Moores kamen, da der Weiher am tiefsten war, da ergriff der, der neben ihm ging, den Zaum des Rosses und führte es mit Gewalt bis zum äußersten Rand gegen den Weiher. Der Abt merkte immer noch nichts; aber als der Geist das Roß, welches stutzte, ins Wasser stürzen wollte, gab der Allmächtige dem Abt die Gnade, daß er den Trug wahrnahm. Weshalb er überlaut schrie: „Hilf, Herr Gott! Hilf heiliger Gebhard!“ Und konnte er anfangs bloß das Roß so weit herumbringen, daß er mit ihm nicht tiefer ins Wasser geriet. Der böse Geist war verschwunden; aber Abt Hans ist desselbigs Tags wohl ermuntert gewesen, ihm war die Lust zum Phantasieren vergangen.

Zimmern'sche Chronik. II. 482.





Das Geschlecht der Herren von Bodman ist zu der Zeit und auch davor um die Regierung Caroli Magni in großer Achtung und Vermögen zeitlicher Güter gewesen und sollen ihren Ursprung anfänglich von den Grafen von Montfort her haben, unangesehen, daß im Wappen Unterschied und sie die Seeblätter führen. Man sagt, daß vor gar alten Zeiten die drei Grafengeschlechter, Bregenz, Montfort und Heiligenberg, gar nahe den ganzen Bodensee innegehabt. Deshalb, so hat sich Montfort derzeit weit ausgeteilt, wie das ihre alten Güter, die sie vor Jahren besessen, wohl bezeugen. Und als ihrer einer seinen nächsten Blutfreund und Verwandten im Zorn umgebracht, soll er von gemeiner Freundschaft, von seinem Namen und angeborenen Wappen hintangewiesen und ihm das alt Schloß Bodman samt Zugehörenden gegeben worden sein, auch daß er und seine Nachkommen fürder die drei Seeblätter führen und sich Herrn von Bodman schreiben mögen.

Weiter heißt es: Die Herrn von Bodman sind vor alten Zeiten gar vernampte Herren, auch vor andern Geschlechtern weit berühmt gewesen. So findet sich in wahrhaftigen Historien, daß eine des Geschlechtes von Bodman bei der Kaiserin Hiltgarten*), des großen Kaiser Caroli Gemahl, im Zimmer gewesen und bemeldeter Kaiser ganz geheim und vertraut gewesen. Es haben auch die römischen Kaiser viel Wandels und Wohnung bei den Herren von Bodma zu Bodman gehabt; das beweisen die Freiheiten, so allda ausgangen und deren Datum ausweist: in palatio nostro imperiali

*) Vergl. dazu auch A. Schreiber, Sagen 1848, Nr. 11.

(in unserer kaiserlichen Pfalz)*); gleichwohl man vermeint, solche Pfalz sei nit auf dem Schloß, so jetzt unser Frauenberg genannt wird, gestanden, sondern es hab noch ein Schloß oder kaiserliche Wohnung schon hierunten im Flecken Bodman gehabt, darin die Kaiser gewohnet. Welches aber jetzundt alles vergangen, und wohl zu achten, das und anders sei von den ungläubigen Hunnen und andern barbarischen Völkern in Grund zerstört worden oder die von Bodman selbst haben's mit Willen abgehen lassen.

Zimmern'sche Chronik I. 56 f.

Schon Lyrers von Rankweil Fabelwerk, zuerst 1486 gedruckt, meldet die Abkunft des Bodmanschen Geschlechts von den Montfortern. Nach Mangolds Chronik des Bodensees von 1548 warb der Ahnherr der Bodman, einer von Emps, eine Gräfin von Montfort, die durch dieses Ehebündnis ihren Adel schwächte. Im Streite über diese Verbindung wurde mit den Brüdern der Gräfin ein Abkommen getroffen, wonach die Gräfin fürder auf ihren Namen und Wappen verzichten und statt des roten Fahnens drei grüne Lindenblätter im weißen Feld führen sollte. —

Die Geschichte derer von Bodman teilt sich in zwei noch unvermittelte Perioden, die ältere, die Königspfalz und ihre Inhaber betreffend, und die jüngere, welcher die Geschichte des noch bestehenden Geschlechtes angehört. Ein sagenhafter Kaspar von Bodman, ein Mann von riesiger Größe, soll nach Buzelins Genealogie von 1660 dessen Ahnherrn sein. Er soll auch das Fischrecht, die Huno, etwa um 915, erworben haben. Urkundliche Zeugnisse für die Existenz des Geschlechts finden sich indes erst fast 200 Jahre später. Bald spielten die von Bodman eine wichtige Rolle in der Geschichte der Bodenseegebiete und gelangten zu großem Ansehen. Als Sigismund anno 1392 einen Türkenzug unternahm, führte Hans von Bodman St. Jörgens Fahnen. Als die Böhmen im Heere das Recht der Bodman auf diese Ehre bestritten, bezeugten die schwäbischen Herren, daß sie von ihren Voreltern auch nit anders vernommen, als daß, so das Reich wider die Ungläubigen und Heiden zu Feld ziehe, ein Deutscher St. Jörgens Banner führe.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts teilte sich das Geschlecht in zwei Hauptäste, von denen die auf Altbodman auch im Breisgau

---

*) Auch von der ehemaligen Stadt Bodungo (Bodenburg) lebt noch eine Tradition im Volke. Ein großes Stück Feld westlich vom Dorf, auf Mauern geheißen, soll ihre Fundamente bergen.

L. Reich, Insel Mainau. S. 232.

ansäßig wurden, wo sie Ebringen bei Freiburg von St. Gallen zu Lehen hatten. Aus dieser Linie stammte auch Simon von Bodman. Der war ein Mann von riesiger Körpergröße. Als er unter Rudolf zu Prag das Lehen von Bodman empfing und vor dem Kaiser das Knie beugte, ragte er noch um einen Kopf über die Umstehenden hervor. Noch jung, faßte Simon den Entschluß, der Welt zu entsagen. Unter dem Vorwand, er wolle mit einem Fräulein aus einer der edelsten Familien Hochzeit halten, lud er eines Tages seine Verwandten und Freunde aufs Schloß. Aber wie groß war das Erstaunen der Gäste, als Simon sich im priesterlichen Ornate der Versammlung zeigte und am folgenden Tag aufs feierlichste seine Primiz hielt. Bei einem prächtigen Mahl offenbarte er darauf seinen festen Entschluß, von der Welt auf immer Abschied zu nehmen, und sagte allen Lebewohl. Sogleich am andern Tag verließ Simon die Burg seiner Väter und begab sich in das Kloster Weingarten. Dort that er als Novize die niedrigsten Dienste und zeichnete sich bis an sein Lebensende durch tiefste Demut und Gottesfurcht aus. Sein ganzes Leben hindurch bereitete er sich auf den Tod vor, den er in seinem Weltleben nach seinem eigenen Geständnis so sehr gefürchtet hatte. Er starb im St. Johanniskloster zu Altkirch, wohin er aus Weingarten gekommen war. Mit den Söhnen seines Bruders starb die Linie der Herren von Bodman auf Bodman aus und Ludwig von Bodman, ihr Oheim aus dem Breisgau, nahm das Stammschloß am See ein. Mit ihm schließt Buzelin die Hauptlinie des Geschlechts.

Die Glieder der andern Linie des Hauses sind die Stammhalter des edeln Geschlechts geworden, das jetzt noch fortblüht, während so viele edle Geschlechter der Gegend längst verschwunden sind.

Nach Schönhut, Burgen, Klöster u. s. w. Badens. S. 198 ff.



Glockenläuten ruft zum Eintritt in's Kloster.

Auf dem Hofe des Königs Pipin am Bodensee befand sich ein Mann, Namens Grimold. Er war in einer Nacht außen, um mit andern Wächtern die Pferde zu hüten. Als er abgelöst worden und sich zur Ruhe niedergelegt hatte, hörte er im Schlafe Glockenklang. Wie er sich umschaut, erblickt er einen lichtgekleideten Jüngling. Diesen fragt er: „Wo ist,

o Herr, dieses so süße Geläute von Glocken, das ich höre?“ Jener spricht: „Zu Ellwangen.“ Grimhold erwacht und denkt ängstlich nach, wo dieser Ort sein möchte.

Nun lebte damals auf dem Hofe ein Bruder Hariolfs, Franco, der die Abtei Ellwangen gestiftet; der bemerkt, wie Grimold sich von Tag zu Tag mehr umwandelt; endlich fragt er ihn, ob er wohl Mönch werden wolle. Da erzählt ihm Grimold seinen Traum, und als er gehört, daß der von Hariolf gegründete Ort Ellwangen heiße, machte er sich sehnsüchtig auf den Weg dahin und wurde zum Mönche geweiht.

Uhland, Bodman in Germania IV. S. 39. Mon. Germ. XII. 13.



Legende von St. Otmar.

Der hl. Otmar, aus alemannischem Hause, war Abt des Klosters St. Gallen. Unter König Pipin gerieten Warin und Rudhard, beide Gaugrafen der Seegegend, mit den Mönchen von St. Gallen über Güterbesitz in Streit, und als Abt Otmar sie am Hofe des Königs verklagen wollte, schickten sie ihm Kriegsleute nach, die den Heiligen gebunden zurückführten. Auf ihr Betreiben berief der dem Abt neidisch gesinnte Bischof Sidonius eine Versammlung. Ein verworfener Mönch, Lambert mit Namen, trat hier auf und beschuldigte Otmar eines sträflichen Umgangs. Der Heilige schwieg zuerst auf diese Anklage; endlich, von den meisten gedrängt, sich zu verteidigen, rief er Gott zum Zeugen seiner Unschuld an, weigerte sich aber, menschlichen Richtern Rede zu stehen, deren Bosheit er wohl erkannte. Jenen Lambert erreichte bald die göttliche Strafe; ein Fieber zog seine Glieder so zusammen, daß er den Kopf wie ein unvernünftiges Tier fast bis auf den Boden hing. Aber obwohl er selbst mit lauter Stimme verkündete, daß er an dem Heiligen gesündigt, ward Otmar von der Synode

verurteilt und in die Pfalz bei Bodman eingekerkert. Niemand durfte ihn besuchen oder mit ihm reden; so brachte er einige Tage ohne alle Nahrung zu.

Späterhin erwirkte Gozbert, ein angesehener Mann, daß die Grafen ihm den Gefangenen übergaben. Er brachte ihn auf eine Rheininsel, gegenüber dem Orte Stein. Dort starb der Heilige bald hernach, zu Ende des Jahres 759. Der Leichnam wurde auf der Insel beerdigt.

Zehn Jahre nach dem Tode des heiligen Abtes wurden die Brüder von St. Gallen durch ein Gesicht ermahnt, den ehrwürdigen Leichnam in ihr Kloster heimzuführen. Elfe von ihnen kamen nachts auf die Rheininsel. Als sie das Grab öffneten, fanden sie den Körper frei von aller Verwesung, nur daß der äußerste Teil eines Fußes, den das Wasser bespült hatte, mißfarbig und geschwunden erschien. Die Brüder brachten die Leiche auf das Schiff und zündeten Wachskerzen an, eine zum Haupte und eine zu den Füßen. Eifrigst ruderten sie dann dahin, als Regen und Wind mit solcher Gewalt losbrachen, daß die im Schifflein kaum Rettung zu finden hofften. Aber durch göttliche Fügung hingen die Wolken ringsum über ihnen, ohne ihre Fahrt zu hemmen. Wohin der Nachen kam, wurden die wogenden Fluten von ihm niedergedrückt. Die Wassermassen, Regengüsse und Windeswirbel umgürteten das Fahrzeug auf nicht geringe Entfernung wie ein Zaun, so daß nicht ein Regentropfen in dasselbe fiel. Selbst die zu Haupt und Füßen des Leichnams aufgestellten Kerzen leuchteten beständig fort. —

Als die Brüder, von angestrengtem Rudern ermüdet, zur Imbißstunde sich niedersetzten und auch einen Labetrunk einnehmen wollten, meldete einer der Brüder, daß nur der Inhalt einer kleinen Flasche übrig sei, doch werde es kaum reichen, daß jeder davon koste, viel weniger seinen Durst damit lösche. Die Brüder ließen das Wenige unter alle friedlich verteilen, und wunderbar begann in dem kleinen Gefäß der Vorrat so zu wachsen, daß, soviel sie auch tranken, der Inhalt nicht abnahm, bis die Trinkenden selbst des Becherfüllens übergenug

hatten. Darum dankten sie dem Geber alles Guten, der ihnen so wunderbar Ueberfluß dargereicht hatte, mit lautem Preise.

Als sie wieder weiterfuhren, war das Fläschlein versiegt. Mit lautem Jubel verkündeten sie bei der Landung, was sich begeben hatte, und trugen den heiligen Leichnam unter großen Ehren bis ins Kloster und legten ihn vor den Altar Johannes des Täufers in einen Sarg, wo er sich später durch viele Wunder kund that.

Abgebildet wird St. Ottmar mit dem Buch in der einen und dem Fäßchen in der andern Hand.

Ueber die Gefangenschaft des Heiligen auf Bodman erzählt die Zimmern'sche Chronik I. 59: Man hat noch heutigs Tags für gewiß: St. Otmar sei zu Altenbodmen im Gefängnis gelegen, und, nachdem er den Herren von Bodman und etlichen schwäbischen Fürsten gefangen überantwortet, sei er etliche Zeit ganz hertigklich und ohne alle erbermde von ihnen gehalten worden auf unser Frauen Berg, wo einst das rechte alte Bodmen gestanden, davon auch die Herren ihren Namen gehabt. Da zeigt man noch ein finsteres ungeheueres Gewölb oder Kemmerlin, darin der heilige Mann ist gepeinigt worden, daher von alters eine Sag auf unsere Zeit gekommen, es haben sich die von Podmen derzeit an St. Othmare also verschuldet und versündigt, daß ein Fluch auf sie und ihre Nachkommen erwachsen; denn der Mehrteil im Geschlecht alle schadhafte Schenkel und Füß haben, welcher Gebresten sich gleichwohl bei unsern Zeiten bei etlichen des Geschlechts als wahr befunden. Ob es aber der ursach halb, wie iez gemelt, beschehe, das mag sein oder nit, der waists am besten, dem nichts verborgen oder unbewist.

An den hl. Otmar erinnert auch das am See gelegene Otmarstücklein. Von hier aus soll der fromme Mönch, aus seinem Kerker entlassen, trockenen Fußes über den See an das jenseitige Ufer gewandelt sein.

Schönhut, Burgen Badens S. 230.



Das Fischrecht Huno, Huno!

Bemelte Herren von Bodman haben kürzlich nach St. Otmars Tod eine große Ehr am Bodensee erlangt, des-

gleichen im Land zu Schwaben, indem sie in ungarischen Kriegen, als die Ungarn samt andern ungläubigen Völkern beinahe die ganze deutsche Nation überzogen und durchstreift, die Stadt Costanz und ein großen Teil des Bodensees vor Ueberfall und Verderbnis verhütet haben. Welcher Gestalt aber solches beschehen, das ist von unsern unfleißigen, liederlichen Vorfahren nit verzeichnet worden; aber ist wohl zu gedenken, sie (die von Bodman) haben die Feind zu Wasser und zu Land angegriffen, ihnen allen Abbruch gethan und ein solch herrliche victoriam erlangt.

Daher denn von selbiger Zeit an der Gebrauch und eine sonderliche Freiheit bei denen von Bodman, daß sie jährlich zu einer besonderen Zeit im Jahr, so der Gangfischfang am besten, in einem Jagschiff von Bodmen abends ausfahren, den See bis gegen Costanz nach ihrem Gefallen durchstreifen mit großem Jubel und Geschrei: „Huno, Huno" zu ewigem Gedächtnis des Sieges. Alsdann so fliehen alle Fischer vom See, und laßt sich niemand sehen oder von ihnen ergreifen; denn so das geschähe, wäre ihnen derselbig mit Leib und Gut verfallen, oder es mochten ihn die von Bodman nach ihrem Gefallen strafen. Was Fisch sie unterwegs funden in Laidtschiffen oder sonst, das dürfen sie alles mit sich hinweg nehmen. Mit solchem Triumph fahren sie bis gegen Costanz zu der Rheinbrucken. Da hat es dann andere Ceremonien und Gebräuch, wie die hernach in dieser Historia an gebührlichem Ort mit allem Bericht gründlich vermeldet werden, und diese Freiheit ist ihnen von allen römischen Kaisern zu Lehen verliehen, und ist eine große Herrlichkeit, dergleichen in unserem Bezirk nicht leichtlich gefunden wird.

Zimmern'sche Chronik I. 60.

Leider hat der Chronist versäumt, die versprochene Fortführung des seltsamen Fischerzugs zu geben. Jedoch berichtet Mangold hierüber:

Im Jahre 1542 gebrauchten die von Bodman ihre alte Freiheit auf dem Untersee, welches in mehr als 30 Jahren vorher nie geschehen war. Von dem Herkommen aber derselbigen Freiheit hab ich von den Alten also vernommen, daß die Hunni diese Landschaften überzogen, verbrennt und verderbt haben, welches im Jahr 915 vorher oder nachher

beschehen, denn sie in 30 Jahren dies Land oft überzogen und beschädigt haben. Da haben sich die von Bodman und Friedingen auf St. Andres Abend mit sonderlichen Thaten erzeigt und ihnen großen Schaden zugefügt, daher ihnen diese Gewohnheit und Freiheit erwachsen ist, daß sie jährlich auf St. Andreas Abend, so der Fischfang am besten ist, Gewalt und Herrschaft haben über die Fischetzen zwischen dem Paradies und Gotlieben.

Und so sie sich des gebrauchen wollen, so nehmen sie es also zu Handen. Erstlich fahren sie zu Bodman aus zu Schiff und führen mit sich ein Faß, so ein halb Fuder Wein hält, item etliche Brot, deren jedes 18 Pfund schwer und so breit ist, daß es, so mans aufrichtet, so hoch sei, daß man ob dem Knie soviel darab schneiden kann, daß ein Jäger und ein Jagdhund einen ganzen Tag daran zu essen haben. Er muß auch mitführen ein Frischling (Ferkel). Wenn sie nun hinauf kommen an das Eichhorn ob Konstanz, so landen sie und binden die Sau an ein jung Haselschoß und hauen darnach ein Fuder Holz. Sodann die Sau dieweil nit abreißt, so ist sie des Stadtammans zu Konstanz; reißt sie aber ab, so ist sie des Bannwarts. Dieser Wein, Brot und Sau wird ihnen von ihren Lehensleuten gegeben, die das Kraft der Lehenschaft zu geben schuldig sind, und geht nit auf ihre (Bodmans) Kosten. Nachdem sie nun das Fuder Holz gehauen haben, so fahren sie der Stadt zu, schreien an drei bestimmten Orten: Huno! Huno! und das geschieht zur Warnung, damit, so jemand auf dem See wär, weichen könnte. Denn, wie sie sagen, haben sie Gewalt zu fangen und zertrenken, was sie finden. Wenn sie dann zum Paradies und Gotlieben kommen, so wird nach Recht und Brauch bekannt, daß sie diese Nacht über die Fischetz Herren seien. Darnach so fahren die Fischer mit ihnen auf den See, und so viel jeder Fischer Beren gesetzt hat, so viel Maß Wein müssen sie ihm geben. Nachdem sie ab dem See kommen, setzen sie sich zusammen und zechen. Darauf ziehen sie den See wieder aufwärts der Heimat zu mit den Fischen. Viele andere Ceremonien brauchens, die ich nit alle erfahren hab.

Manches, was Mangold entgangen ist, verzeichnet noch 1592 Hans Georg von Bodma, der selbst den Zug ausgeführt: Es haben von unverdenklichen Jahren her die von Bodma die Gerechtigkeit, daß sie jedes Jahr auf St. Andreas Abend dürfen ausfahren, die zu Mekhingen und zu Bodma, und wenn sie auf dem Rhein und zu Costanz am Rhein ankommen, rufen sie aus ihren Schiffen laut: Huno! Huno! und fahren alsdann auf dem See fort. Und wen sie finden, dessen Leib und Gut ist ihnen, denen von Bodma, verfallen. Wenn aber einem Gnad geschieht, werfen sie ihn aus einem quer in den Rhein gestelltes Schiff in den fließenden Rhein unter das Schiff. Kommt er

unter dem Schiff durch und kann sich selbst oder durch Hilf derjenigen, so im Schiff sind, wiederum in das Schiff helfen, so hat er gebüßt.

Wann sie dann zu dem Aichhorn kommen, haben sie Macht, aus einem daselbst dem Komthur auf der Mainau zugehörigen Holz, so viel sie die Nacht zum Kochen und sonst brauchen, zu nehmen. Betretten sie darunter den Bannwart, binden sie ihm beide Händ zusammen, knüpfen ihn an einen Baum, geben ihm einen proksel in das Maul, stecken ihm unter den einen Arm 3 Laib Brot, unter den andern eine Kante voller Wein, welches ihm, wann er von den Seinigen befreit wird, zum besten verbleibt. Und soll daselbst an einer Stauden, so zweijährig, gebunden sein ein Schwein nit weniger als vier Gulden wert. Reißt das Schwein ab und wird der Fesseln ledig, ehe die von Bodma hinwegfahren, so ist solches des Bannwarten; reißet es aber nit ab, so sollen die von Bodma die Sau wieder mit sich führen und dem Stadtvogt zu Costanz verehren. Dagegen soll der Stadtvogt und die von Costanz denen von Bodma verehren bekanntlich ein halb Fuder des besten Weins, so sie in der Stadt haben und bei geistlichen oder weltlichen Leuten bekommen mögen, und soll der Stadtvogt unter Eid anzeigen und beteuern, daß er keinen bessern in der Stadt nit wisse noch bekommen möge. Gleicherweis soll man ihnen auch verehren ein halb Vierenteil Wein vom geringsten und schlechtsten, so in der Stadt gefunden werden kann; wie auch bemeldeter Stadtvogt, daß kein geringerer gefunden werden kann, bei seinem Eid bezeugen soll. Sodann gehören alle Fisch, so selbigen Abend in Netz und Angel gefangen werden, denen von Bodma zu. Doch sollen sie denen, so die Beren gesetzt und welchem sie zugehören, geben drei Laib Brot und ein Maß Wein, welchen sie aus einem Faß, so vier Eimer thut und sie bei sich haben, lassen sollen, doch wenn man unten anfängt herauszulassen, sollen oben durch einen Reiter, während herausgelassen wird . . . . (hier ist eine Lücke; offenbar ist zu ergänzen: nachgefüllt werden). Wer aber eine segin führt, dem soll gegeben werden ein Laib Brot, welcher so groß sein soll, daß er einem erwachsenen Mann auf dem Reihen stehen und so weit über das Knie reichen soll, daß er ob dem Knie ohne Schaden abschneiden mag.

Weitere Nachrichten über dieses merkwürdige Fischrecht siehe im Aufsatze Uhlands: Zur schwäbischen Sagenkunde, Bodman in Pfeiffer's Germania IV. S. 40 ff. Die Fischetz derer von Bodman war ein von verschiedenen Kaisern bestätigtes Lehen; der Fischfang namentlich für größere Gewässer war ein Regal (Königliches Hoheitsrecht). Offenbar war für den Bodensee dieses Hoheitsrecht frühzeitig den Herren von Bodman verliehen worden; daher die prunkhafte, gebieterische Weise der Hunnfahrt. Mit den Hunnen steht die Sitte wahrscheinlich in keinem Zusammenhang. Das Wort Hunno bezeichnete im Hochdeutschen den

Schultheißen; so hat der warnende Ruf Hunno etwa die Bedeutung: Acht geben! Der Schultheiß kommt! Weil man später das Wort nicht mehr verstand, dachte man an die Hunnen, wie der Verfasser der Zimmern'schen Chronik den Namen seines Geschlechts von dem alten Stamm der Cimbrer herleitet, die mit den Teutonen 100 Jahre v. Chr. besiegt wurden.



Der Brand auf Bodman und die Sage vom Nebelmännlein.

Vor Zeiten hat einer von Bodma, ein Ritter, gelebt, von dessen Thaten ein sonderlich Kapitel wär zu schreiben. Demselbigen Ritter starb sein Weib, war eine von . . . . . Die hat ihm drei Töchter geboren, waren verheiratet; auch zwei Söhne, der eine Konrad geheißen, war noch unverheiratet, der andere, Hans, war über ein Vierteljahr nit alt, als die gute Frau starb. Darob nahm der Ritter einen solchen Unmut und Bekümmernis, daß er sich vorsetzte, hinwegzureisen und in etlichen Jahren nit wiedernm heim zu kommen. Befahl deshalb seine beiden Söhne, auch Haus und Hof, dem allmächtigen Gott und seiner lieben Mutter. Damit zog er davon in fremde Land, in die Heidenschaft, Jahr und Tag, in welcher Zeit er wunderliche Sachen erfuhr, auch viel ritterlicher Thaten beging. Er ist nach langem auf solcher Reise in eine große Wildnis gekommen, weit von aller menschlichen Wohnung (zu achten, in denen lendern gegen miternacht, dann die alten das ußer unfleis nit verzaichnet). Als er sich nun seines Leibs und Lebens verwogen, ist er doch letztlich an ein groß Wasser oder ein Meer gekommen, da er kein Land mehr gesehen. Da hat er seines Vermeinens einen Menschen gefunden, ein kleines Männle. Das hat ihn angesprochen, mit sich in eine Behausung, mit lauter Laub und Gras überwachsen, geführt und mit Essen und Trinken wohl gehalten. Mancherlei

Wein hat es ihm vorgesetzt, unter anderm aber einen Wein, als den der Hans von Bodma versucht, sagt er, so er daheim zu Bodma, wollt er glauben, es wäre Wein von seinen Reben oder seinem Gewächs. Darauf das Männle sagt, ja, es sei des Weins und Gewächs von Bodma. Dessen hat sich Herr Hans höchlich verwundert und gefragt, wie das möglich, daß er seines Weines, der doch nicht vom besten sei, in so ferne und fremde Länder bringen können. Da hat ihm der andere frei bekennt, er selbst sei kein natürlicher Mensch, sondern der Nebel. Darum könne er von den meisten Ländern den Wein bekommen, und was oder wie viel Weins von dem Nebel hin und wieder in den Weinländern verderbt, käme ihm zu gut. Darneben hat er ihm gesagt, so er zu ewigen Zeiten seine Weinreben zu Bodman vor dem Nebel und Schaden wolle behüten, so solle er im Flecken Bodman nimmer wider den Nebel läuten lassen, wie denn sonst gewöhnlich geschieht, daß man morgens wider den Nebel zu läuten pflegt, ihn zu vertreiben*), so solle er vertröstet sein, daß seinen Reben zu Bodman kein Nebel mehr Schaden werde. Das hat ihm der von Bodma versprochen. Darauf sind sie wieder voneinander geschieden. Beim Abschied hat ihm das Männle gesagt, es sei Zeit, daß er in die Heimat ziehe. Deshalb ihm Herr Hans versprochen, zu folgen und sich auf die Fahrt zu machen, wie er auch gethan.

Dieweil er aber so von der Heimat entfernt war und seine jungen Söhn daheim gelassen, da ist Lorenz Keller gewest, wie denn geschieht, wo die Katzen außerm Haus, da reihen (reigen, tanzen) die Mäus. Also da der gut alt Herr in der Fremd, da kamen die Tochtermänner und Schwäger samt ihren Weibern mehrmals gen Bodma, und war alles Trauern um ihre liebe Mutter und Schwieger schon hin und vergessen. Insonderheit so kamen dahin auf Sankt Johanns

*) Das Wetterläuten war ein übliches Mittel, den mit Donner und Hagelwolken in der Luft fahrenden Teufel zu vertreiben. In Ueberlingen war das Einstellen aller Tänze, bei Tag und Nacht, streng geboten, wenn man dem Wetter läute.

Sonnwendi-Abend, welches ein Samstag war, Herr Hans von Schellenberg, Ritter, mit seiner Hausfrau Anna, geborene von Bodma, Heinrich von Blumneck mit seiner Hausfrau, Adelheid, geborene von Bodma, und Gotfrieden von Krehen samt seinem Weib, Kathrinen von Bodma. Diese alle drei waren des alten Herren von Bodmans Töchter. Sie wurden von ihrem Bruder und Schwager, Conradt von Bodman, ehrlich und wohl empfangen und gehalten. Sie waren denselbigen Abend ganz fröhlich, ohne Ahnung des großen Unfalls und des elenden, erbarmungswürdigen Todes, der ihnen so nahe drohte. Nach dem Nachtessen fingen sie an zu tanzen und alle Kurzweil zu treiben. Indes zieht ein groß Wetter über das Schloß mit Donnern, Blitzen, ganz grauenhaft, dessen sich doch die Obgehörten nichts bekümmerten, sondern fortfuhren. Also zeigt sich gegen den Abend spät ein groß Wunderzeichen; denn es ließen sich ganze feurige Kugeln und Strāl ob dem Schloß sichtbarlich sehen, so daß solches die Wächter den Edelleuten anzeigen mußten. Und sie kehrten sich nichts daran, sondern tanzten und ließen sich hieran nichts irren (abwendig machen.) Also zu angehender Nacht da ließen sich die feurigen Kugeln herab, und schlug der Donner mit obgehörten Stralen dermaßen in das Haus, daß gleich das Schloß und Haus voller Feuer, und wie dann die alten Schlößer einst meist in die Höhe gebauen, nur mit hölzernen Stiegen, ohne alle andern verborgenen oder heimlichen Ausgänge, versehen, so war plötzlich Jammer und große Not. Es war nit Zeit, da lange Beratschlagung zu pflegen, denn da war keine Hoffnung einer Rettung, als daß jemand zu der Höhe hinaus hätte springen wollen, das sie aber alle eine unmögliche Sache bedäucht. Deshalb, als sie die Gewalt und Straf Gottes augenscheinlich sahen, baten sie Gott um Gnad und Verzeihung und begaben sich geduldig in den Tod, der bald darauf folgte. Die Genannten vom Adel und Weiber verbrannten zu Asche samt dem Schloß, desgleichen noch drei Frauen Lucia, Anna und Adelheid, die war des Jungen von Podmanns, der noch

in der Wiegen lag, Saugamme. In allem Jammer und kläglichem Geschrei hat die Saugamme Adelheid den jungen Hannsen von Bodma in viel Windeln und Lumpen eingewickelt und in einen großen ehernen Hafen, der gerade zur Hand gewesen, gesteckt, und, als ihr das Feuer ganz nahe gekommen, hat sie den guten Jungen im Hafen in Gottes des Allmächtigen, auch Unser lieben Frauen Namen zum Laden hinausgeworfen, und wiewohl es eine große Höhe, ist der Junge im Hafen wunderbarlich errettet worden und davongekommen*). Denn er ist gleich von den Nachbarn und seinen Verwandten erzogen worden, da man ihm aus großem Mitleid alle Treue erwiesen. Und ist damals der ganze Stamm deren von Bodma auf diesem Jungen gestanden, denn von dem alten hat niemand gewußt, ob er lebendig sei oder tot.

Diese Geschichte ist beschehen an einem Samstag St. Johannis Abend spät in der Nacht als man zählt 1307**).

Nicht lange Zeit nach dieser traurigen Begebenheit ist der alte Herr Hanns von Bodman wieder in das Land gekommen, jedoch zuerst gen Salmensweiler in's Kloster, dieweil er und seine Vorfahren ihre Begräbnisstätte allda gehabt, zudem ihm auch der Abt sonderlich wohl bekannt war. Es behielt ihn der Abt etliche Tage bei sich, weil er ihn nit heim lassen wollt. Wie er aber länger nit bleiben wollte, nahm er

---

*) In Mitte des Berges an der Stelle, wo ein Bildstöcklein steht, soll der Kessel mit der teuren Last im Gestrüpp hängen geblieben sein. Der Kleine wurde zu Verwandten auf die Burg Kargeck gebracht, wo er eine sorgfältige Erziehung erhielt. (L. Reich, Insel Mainau. S. 228.)

**) Der Brand und die deshalb erfolgte Stiftung der Kapelle sind jedenfalls geschichtlich. Der Stiftungsbrief an das Kloster Salem ist noch vorhanden. Sagenhaft ist aber die Rettung des Kindes. In der Urkunde, die spätestens in das Jahr 1318 fallen kann, da auch Bischof Gerhard von Konstanz, 1306—1318, mitunterzeichnet, verspricht Johannes, der Sohn des Stifters, durch Eid, die Stiftung einzuhalten und gutzuheißen. Wenn dieser Johannes der gerettete Knabe ist, so war er etwa 12 Jahre alt; wenn er wirklich in einem solchen Alter zur Unterzeichnung eines Stiftungsbriefes beigezogen wurde, so könnte man hierin allenfalls einen Hinweis auf seine Errettung erblicken.

ihn an ein Ort, und sagt ihm alle ergangene Geschichte, mit besten Worten, bat ihn dabei, daß er alles Gott befehlen und dem Allmächtigen danken solle, daß er seinem jungen Sohn so wunderbarlich mit dem Leben davon geholfen. Der alte Herr Hanns vernahm diese Geschichte mit großem Unmut, kehrt darauf heim, und als er sich nach allem gehörig erkundigt, da nahm er seinen jungen Sohn zu sich. Den erzog er fürder in allen Treuen, und von demselbigen Hannsen von Bodman sind alle von Bodman, so noch am Leben, abkommen. Man zeigt noch heutigen Tags auf Bodman den ehernen Hafen, darin der Jung zum Schloß ist hinausgeworfen worden; der wird zu ewigem Gedächtnis allda behalten*).

Der alt Herr hat das verbrannte Schloß nit mehr wieder aufbauen wollen, sondern hat den Berg mit Renten und Gülten Unser lieben Frauen geschenkt und gestiftet, das Alles dem Abt von Salmensweiler und dem Kloster übergeben, damit etliche Brüder daselbst ewiglich erhalten werden, die den Gottesdienst abhalten sollen. Das hat der Abt angenommen, eine Kirche zu Ehren Unser lieben Frauen samt einer Behausung dazu erbaut, und sind stets zwei Klosterbrüder allda. Wird Unser lieben Frauen Berg genannt.

Alsdann hat Herr Hanns von Bodman das Schloß, so jetzo auch Bodma genannt wird, auf den Berg erbaut, wo es jetzo steht, und darin eine ganze übergoldete Stube gemacht, ganz brauniert. Und von der Zeit an hat man dem Nebel nimmermehr zu Bodma geläutet, wird auch noch also gehalten. Man weiß auch, daß der Nebel seit unvordenklichen Jahren den Reben oder dem Wein nie Schaden gethan hat. Man

*) Der Kessel ist von ganz eigner Form, oben sich verengend. Wohl ist er von keinem bedeutenden Umfang, jedoch ist er so groß, daß man bequem mit beiden Füßen hineinstehen kann. Einer mündlichen Sage zufolge war dieser Kessel im Laufe der Zeit in verschiedene Hände gekommen. Da erkaufte ihn einer der späteren Herren von Bodman wieder, und der Kaufpreis soll ein Bauernhof von bedeutendem Werte gewesen sein. Gäste werden eingeladen, in diesem Kessel stehend, einen Humpen Wein auf das Wohl des Geschlechts von Bodman zu trinken.

sagt auch, es hab sich der alt Herr Hans mit seinem Sohne, als der erwachsen, verglichen, daß fürderhin alle Mannspersonen des Stammes von Bodmen sollen Hanns genannt werden, wie das bei unseren Zeiten noch gehalten wird. — Ich hab von glaubwürdigen Leuten mehrmals gehört, daß noch zu unseren Zeiten, wenn ein groß Wetter zu Bodma sich erzeige, feurige Lichter und Kugeln auf den Zinnen, Türmen und Dächern sich sehen lassen, und so das geschieht, glauben sie nach ihrer täglichen und vielfältigen Erfahrung, das Wetter thue keinen Schaden und hab nur (nun) keine Not mehr zu achten, solche Lichter sind ihnen zur Erinnerung und zur Sicherheit vor künftigem Brand gegeben wie der Regenbogen den Menschen ein Zeichen des Bundes, und daß die Welt mit keiner Sündflut mehr soll gestraft werden oder vergehen.

Zimmern'sche Chronik I 294 f.

Was das schweizerische Heldenbuch (1624) vom Schloßbrand auf Bodman und vom Nebelmännlein berichtet.

Um das Jahr Christi eintausend dreihundert und acht lebte Johann von Bodman, des uralten adeligen Geschlechts am Bodensee, welcher in seiner Jugend ganz wunderlich bei dem Leben erhalten worden. So sich also zugetragen. Es kam ein Schwarzkünstler und fahrender Schüler an diesen Ort, welcher dem Herrn zugesagt und versprochen, er wolle durch seine Kunst zuwege bringen, daß forthin in derselben Gegend um den Bodensee herum kein Nebel oder Reif den Weinreben mehr Schaden bringen solle, welches man ihm aus vorgehenden Thaten geglaubt und große Freud gehalten. Als nun das ganze Hausgesind mit samt den Junkern fröhlich getanzt, schlug unversehens ein feuriger Strahl in das Schloß, also daß es an allen Orten anfing zu brennen. Daselbst sind sieben Edelmänner mit samt dem Hausgesinde, Knechten und Mägden, jämmerlich zu Grund gegangen. Zu dieser Stund erbarmet sich die Säugamme gar sehr ihres jungen Kindes, und weil sie besseres nit mögen, erwischte sie einen ehernen Hafen, setzt das Kind darein, machte viel Tücher zu Ring um es, damit es wohl befestigt wurde, und warf es von einem hohen Turm über das Schloß hinaus, da es dann auch am Leben erhalten, und von dem zulaufenden Volk erkennt und hingetragen worden. Dergestalten war Johannes allein von diesem Geschlecht

damalen überblieben, ward auch in allen Tugenden auferzogen. Sobald er auch erwachsen, ist er dem kaiserlichen Feldlager nachgezogen und hat sich dermaßen wohl gehalten, daß er zum Ritter geschlagen worden. Nach diesem kam er wieder heim, erneuerte seiner Vorfahren Wohnung und hielt sich dergestalt löblich, daß ihn männiglich sehr geliebt. Es sind alle seine Nachkommen aber von ihm her Johannes geheißen und in dem Kloster Salmannsweiler ehrlich zur Erde bestattet worden, da dann diese Historien an eine Tafel gemalt.

Handschriftliches aus dem 17. Jahrhundert im Hausarchiv Bodman über den Brand allda und besonders über die Nebelsage.

Zu diesem (der Brandgeschichte) hat man aus uralten Geschichten, daß der Herr Hans von Bodma, sonsten der Landfarer genannt, so anno . . . . gestorben (Jahreszahl fehlt), sich von seiner Frau Gemahl in entfernte Länder begeben, in der Absicht, die ganze Welt zu durchreisen. Bei der Abreise aber hat er seinen goldenen Ring von der Hand gezogen, solchen entwei gebrochen und das eine Stück seiner Frau Gemahl gegeben zu dem Ende, daß, wenn er nach langen Jahren wiederum nach Hause käme, es ein Kennzeichen seiner Person sein solle; den andern halben Teil aber hat er für sich behalten. Als er nun lange Jahre ausgeblieben und auf dem wilden Meer von den Wellen auf eine Insel geworfen worden, also daß er nicht mehr fort können, sondern an seinem Leben verzweifelte, ist ein wildes Männle zu ihm kommen, hat ihn nach seiner Traurigkeit befragt, worauf er ihm seine Schicksale erzählet. Darauf hat dieses Männle ihm gesagt, es hätte seine Frau sich wiederum mit einem andern verheiratet und werde morgigen Tags die Hochzeit halten; wenn er ihm versprechen wolle, daß er in seiner Herrschaft ewiglich nicht wider die Nebel läuten lassen wolle, (ursachen, weil er sein beste narung aus dem weinberg, die Herrenstain genant, dieser Herrschaft habe), so wolle er ihn ohne allen Schaden und Nachteil aus dieser Gefahr bringen, so daß er morgen noch der Mahlzeit seiner Frau Gemahl beiwohnen könnte. Nachdem dieser Herr von Bodma solches zugesagt und versprochen, und es noch auf heutigen Tag also gehalten wird, ist dieses Männle mit ihm zu Bodma den andern Tag, als man bei dem Hochzeitmahl sich lustig eingefunden, angekommen.

Herr von Bodma aber stellte sich als ein Armer und begehrte, ihm einen Trunk zu reichen. Als er solchen erhalten, hat er einen Trunk aus dem Becher gethan, in den übrigen Wein aber warf er den halben Teil des goldenen Rings und bat, diesen Trunk samt inliegendem halben Teil des goldenen Ringes der Frau Hochzeiterin zu präsentieren. Als sie nun dieses gesehen, war sie alsobald erschrocken, befahl gleich, ihr den halben goldenen Ring, so in ihrem Schreibtisch liege, beizubringen, was nun alsobald mit Männiglichs Verwunderung, was es bedeute, geschehen ist. Da sie nun beide Stück zusammenfügte, hat sie den Armen zu der Mahlzeit zu führen befohlen, allwo sie einander als liebe Ehegemahl begrüßt, und diese wunderbare Geschichte sonderliche Freud erweckt hat.



Die Volkssagen über das Nebelmännlein nach L. Reich und E. Meier.

Ein Ritter von Bodman wollte die Welt ausreiten. Er nahm von seiner Gemahlin Abschied mit dem Bedeuten, daß, wenn er binnen sieben Jahren nicht zurückkehren werde, sie ihn für tot halten und, wenn sie wolle, sich wiederum verheiraten dürfe. Von ein paar Knappen begleitet, machte der Ritter sich auf den Weg und zog über's Meer in unbekannte, ferne Länder. Nachdem er schon viele Jahre gereist war, kam er in eine wilde Einöde, wo er abends auf einem hohen Berge ein Licht schimmern sah. Er schickte einen Knappen hinauf, um zu erfahren, ob Menschen da wohnten, bei denen man Herberge finden könnte. Der Diener ging, kehrte aber nicht wieder; ebenso der zweite und dritte. Endlich nach langem Harren machte sich der Herr selbst auf den Weg. Oben angekommen, findet er in einem kleinen Haus ein Weiblein, das ihn mit bedächtiger Miene begrüßt und ihm sagt, ihr Mann sei das Nebelmännlein und ein grausamer Feind der Menschenkinder; wolle er das Schicksal seiner Diener nicht teilen, so

müsse er sich schleunigst von hinnen machen. Während sie aber noch so sprach, hörte man Jemand kommen und das Weib sagte, „ich will Euch verbergen, schlupft da hinunter in den Keller.“ Der Ritter gehorchte. — Das Nebelmännlein



aber ließ sich nicht täuschen. „Ich wittre einen Menschen!“ schnaubte es sogleich beim Eintritt, „ein Mensch muß da verborgen sein!“ und näherte sich dem Kellerloch. Der Ritter, der sich entdeckt sah, trat heraus. Aber wie erstaunte er, als ihn der Alte nicht unfreundlich mit Namen begrüßte. „Woher

wißt Ihr, wie ich heiße?“ fragte er verwundert. „Ich weiß noch mehr“, sagte der Nebelmann, „morgen früh wird Eure Gemahlin in der Schloßkapelle zu Bodman getraut; die sieben Jahre, die Ihr bedungen habt, sind längst verflossen.“ Den Ritter traf das Wort wie ein Wetterstrahl; das Nebelmännlein aber fuhr fort: „Ich will einen Vertrag mit Euch abschließen — wißt, ich bin der Nebelmann vom Bodensee, und die Nebelglocke, die jeden Abend in Bodman geläutet wird, schlägt mir jedesmal bummelnd um den Kopf. — Wenn Ihr mir versprecht, das leidige Ding für ewige Zeiten in den Bodensee zu versenken, so will ich Euch noch vor Tagesanbruch in die Heimat schaffen.“ Der Ritter willigte ein, worauf das Nebelmännlein einen seiner dienstbaren Geister berief und ihn fragte: „Wie schnellb ist Du?“ „Wie der Pfeil vom Bogen!“ lautete die Antwort. „Du bist zu langsam“, versetzte der Nebelmann, und zitierte einen zweiten: „Wie schnell bist Du?“ „So schnell wie der Wind!“ „Zu langsam,“ hieß es, und ein dritter wurde gerufen. „So schnell wie des Menschen Gedanken!“ antwortete dieser auf die Frage. „Gut“, versetzte das Nebelmännlein, „Du bist der rechte, — auf mit ihm und davon.“*)

Der Ritter wußte nicht, wie ihm geschah. — Als er erwachte, lag er auf dem Gänsriedersteg bei Bodman. Lieblich von der Sonne beschienen glänzte der See und die heimatliche Burg; die Glocken riefen zur Kirche. Bei dem Festmahl, das der Trauung folgte, wird der fremde, im Schloßhof stehende Pilgrim hereingerufen und ihm ein Ehrenplatz angewiesen; die Braut selbst kredenzt ihm den üblichen Trunk. Der Ritter läßt seinen Ehering in den Wein fallen, und die gute Frau, als sie Bescheid thun will, sieht das Zeichen auf des Bechers Grund liegen; sie wird aufmerksam und erkennt in dem Gast den totgeglaubten Gemahl, und alles endet in Freude; der Ritter aber löst getreulich sein Versprechen wegen des Nebelglöckleins. —

---

*) Vergl. Lessings Faustfragmente.

Gewöhnlich wird der Geschichte im Volksmund durch Verknüpfung der späteren Sage vom Brand ein tragisches Ende gegeben. Die Frau

will den durch lange Jahre und Mühseligkeiten gealterten Gemahl nimmer erkennen, worauf dieser des Himmels Strafe und Verderben über die Ungetreue und ihr ganzes Haus herabbeschwört. Sogleich erfüllt sich die Verwünschung. Ein Wetter zieht am Himmel auf, und der Strahl entzündet die Burg, in welcher alle in den Flammen den Tod finden mit Ausnahme des jüngsten Sprößlings eines abwesenden Ritters von Bodman, der durch die Geistesgegenwart der Amme gerettet wird. Noch soll zuweilen bei niederem Wasserstand die versenkte Nebelglocke gesehen werden. Das Nebelmännlein aber hat seinen Sitz im Löchle, einer angeblich ungeheuren Tiefe des Sees bei Bodman, welcher Fleck bei größter Kälte niemals zugefriert. In stillen Nächten steigt der silberbärtige Alte auf, beirrend die Schiffleute und mit kaltem Reife die Reben schädigend.

In einer andern Ueberlieferung aus dem Volksmund bei E. Meier, Volksmärchen aus Schwaben Nr. 61, mündlich aus Engen, kommt der Edelherr vom Ueberlingersee auf seiner siebenjährigen Reise bis ans Ende der Welt durch eine weite Wüste zu einer hohen Mauer. Um zu erfahren, was dahinter sei, hilft er seinen zwei Dienern nach einander hinaufsteigen; sie springen aber auf der andern Seite hinab und kehren nicht wieder. (Aehnlich beginnt auch eine Variante der Sage vom Ritter von Falkensteig im Höllenthal bei Freiburg. Aber statt des rettenden Nebelmanns erscheint der Teufel, der dem Ritter unter bekannten Bedingungen Heimkehr in das Schloß Falkensteig verspricht). Jene Mauer führt um den Paradiesgarten. Allein kann der Ritter nicht hinaufklettern. Bald gelangt er zum Hause eines kleinen Menschenfressers, des Nebelmännleins. Die weitere Fortsetzung ist, wie sie der Bericht der Hauschronik mitteilt. Wie der Herr von Bodman auf seiner Burg eintrifft, erkennt ihn niemand, selbst seine Frau nicht. Diese wusch ihre Hände im Waschwasser. Da zog er seinen Trauring vom Finger und ließ ihn hineinfallen u. s. w.



Elf Ahnherrn von Bodman, Johann mit Namen.



Das Originalgemälde im Schlosse Bodman aus dem Jahre 1522 beginnt zunächst mit dem Bericht vom Schloßbrand in Versen; das Feld ob 3 und 4 enthält eine Bitte zu Gott um Gnade. Die Bänder ob den Häuptern der Ahnherrn bringen deren Namen und Stand, während zu den Füßen ihre Wappen und bei den Verheirateten auch die ihrer Gemahlinnen angebracht sind. Es sind:

1. Herr Hanns Jacob von Bodman, Ritter zu Meckingen.
2. Herr Hanns Jacob von Bodman, der junge Ritter.
3. Herr Hanns Wilha Commtur zu Erlang.
4. Herr Hanns Cunrad vo Bodma thuher zu Costenz.
5. Hannß von Bodman. der alt. der syne beste tag by Hertzog Ludwick und Herzog Geörgen. verzert hat.
6. Frisch Hanns von Bodmann ober Vogt zu Balinge.
7. Hanns Jakob von Bodman.
8. Hanns Niclaus vo Bodman der zu Wallon Versaide. des alte Hansen v. Bodman sun.
9. Schwarez Hanns von Bodman. des alte Hannsen vo Bodma sun.
10. Herr Hanns Gabriel von Bodma Thumher zu Costenz des alte h. sun.
11. Hanns Georg. von Bodman. des alten Hannsen v. B. sun.

An verschiedenen Orten am See sind noch alte Darstellungen des Schloßbrandes von Bodman zu sehen, auf dem heutigen Schlosse selbst aber befindet sich zur Erinnerung an die Rettung des jungen Johann von Bodman ein Bild aus dem Jahre 1522, elf Ahnherrn darstellend, die vor einem Bildnis der Jungfrau knien (Vergl. das Bild Seite 139).

Oben an dem Gemälde steht folgender Vers:

O, Mensch bedenkh diß kleglich gschicht
Ist glöblich war und nit erdicht,
Als man Anno 1307 zahlt
Ward Bodmer schloß durch Gottes Gwalt
Vo Dondersstrat ganz ongestimm
Zu grundt oprendt wie ich vernim
Und zehe p'son vernept mich recht
Sübe waren von edlem geschlecht.

Zwo armm frownn ond ai sogamm
Ain junges Kind vo bodmr stamm
Ward ußgeworffen allat zur frist,
Darun die hoffstat ergeben ist.
Daß göttlich lob da werd v'bracht
Maria der Junkfrow auch gedacht
Die yetz doselb patronin ist
Und für uns bitt bei Gott Jesum Christ.

Die Inschrift, welche über der dritten und vierten Figur sich befindet, lautet:

Herr Jesu Christ wir bitten dich
Unsern erlöser ganz innigklich
Ain Richter streng nach disem Zyt
Der Höll Urteil sye von ons wyt
Auch richt unß Sünder nicht uß zorn
Der auß Maria bist gebohren
Durch die tail unß barmherzigkeit mit.

Erhör der lieben Sant Anna bitt
Sant Bernhards des vil hailge man
Zu dem wir auch wend Zuflucht han
Als hymlisch här sye unser glaid
So unser Seel von hinnen schaid
Uss dissem ellend durch groß not
Dess helf uss herr dyn bitterer todt.

Das Fräulein von Kargeck und der Ritter von Haldenburg.

Am jenseitigen Ufer des Ueberlingersees hebt sich vom waldigen Hang ein steiler Fels ab, auf dem die Burg Kargeck gestanden. Vor vielen Jahren lebte auf dieser Burg ein Ritter mit seiner Tochter Fortunate, welche den Besitzer der gegenüberliegenden Haldenburg liebte. Der Vater des Fräuleins aber wollte diese Minne nicht dulden, weshalb die Liebenden eine List ersannen, um trotz des väterlichen Verbots zusammenzukommen; jeden Abend, wenn das Burgfräulein allein war, stellte sie ein Licht ans Fenster; sobald der Ritter von Haldenburg dieses Licht sah, schwamm er über den See zu seiner Geliebten. Wenn dann der Himmel zu dämmern begann, kehrte er auf gleiche Weise zurück. Lange ging es so ganz gut. Als aber eines Morgens der Jüngling heimkehren wollte, überraschte ihn mitten auf dem See ein heftiger Sturm; vergebens kämpfte der Schwimmer gegen die gewaltigen Wogen, die Kräfte verließen ihn, und die Fluten zogen ihn hinab. Nach kurzer Zeit gab der See sein Opfer zurück. Das Fräulein aber entsagte der Welt und ging ins Kloster. Sie war die letzte ihres Stammes. Burg Kargeck ward im Bauernkrieg zerstört.

Dieselbe Sage geht auch von den benachbarten Burgen Bodman und Hohenfels. Ein Ritter von Hohenfels schwamm mit einem brennenden Licht auf dem Kopf, das als Wegleuchte und zugleich als Signal diente, zu einem Fräulein von Bodman über den See; einst aber ward er vom Sturme überrascht, welcher das Licht auslöschte und den Ritter in der Tiefe begrub; das Fräulein nahm den Schleier.

Theodor Lachmann nach mündl. Bericht in Alem. XVII. 266.

Vergl. „Hero und Leander", ferner Grillparzer: „Des Meeres und der Liebe Wellen".

Die Sage findet sich schon in einer lateinischer Schweizerhandschrift des 13. Jahrhunderts. Miracula B. V. Mariae, mitgeteilt von Gall Morel im Anzeiger f. Kunde d. deutschen Vorzeit XII. 1865 S. 17

Das leichte Schneiderlein.

Der Halbmond ist eine schroff ansteigende Felswand unweit der Kargeck. Ein harmloses Schneiderlein aus einem nahen Dorfe suchte einst hier im Walde nach Haselnüssen. An der dicht bewachsenen Felswand macht er einen Fehltritt und stürzt in die Tiefe. Als er aus der Betäubung erwacht, ist er völlig unverletzt. Da gelobt er eine Wallfahrt nach Einsiedeln, um dort dem Gnadenbilde so viele Pfund Wachs zu opfern, als sein eigenes Körpergewicht betrage. Am fernen Gnadenort angekommen, läßt er sich wägen. Und siehe! sein Gewicht beträgt kaum zehn Pfund. Mißtrauisch besteigt er die Wagschale zum zweiten Mal. Da zieht er gar bloß noch fünf Pfund. Jetzt merkt er, wie gut es die Muttergottes mit ihm meine. Er opfert gläubig nach Maßgabe des reduzierten Gewichts und zieht fröhlich von hinnen.

L. Reich, Insel Mainau, S. 231.

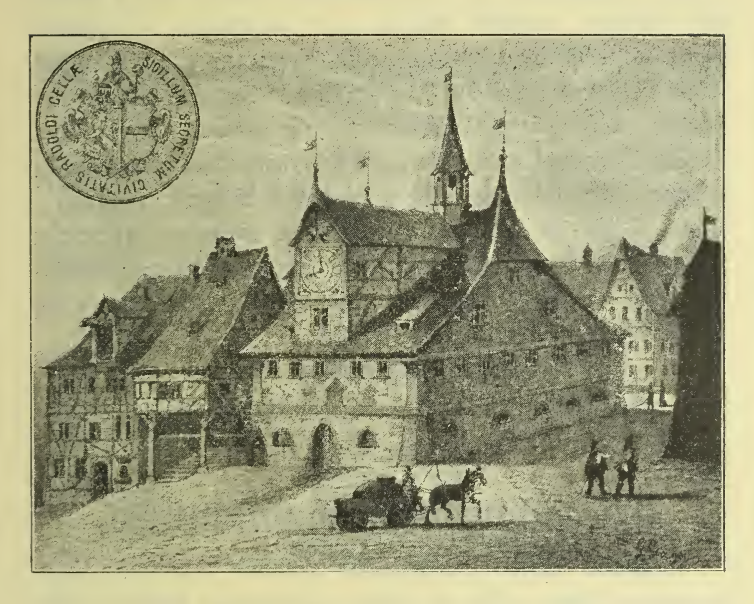


Der Pudel von Allensbach.

Ein schwarzer Pudel hütet in Allensbach, wo früher ein Schloß gestanden haben soll, vergrabene Schätze. Vor langer Zeit lebte im Dorfe ein überaus zänkisches Weib. Als sie einst in der Nacht mit ihrem Ehemann Streit bekommen, verließ sie unter Verwünschungen das Haus. Es war Mitternacht, als sie am Schloßbuck vorbeikam. Da vertrat ihr der Borstige mit glühenden Augen den Weg. Voller Schreck kehrt sie um, ihrer Wohnung zu; der Hund aber giebt ihr das Geleite. Sie klopft an der Hausthür; der Mann öffnet, und als er die Eskorte sieht, sagt er lakonisch: „Du hast einen Saubern bei dir.“ Die Frau war geheilt.

L. Reich, Insel Mainau S. 243.

Radolfzell.



Das alte Rathaus zu Radolfzell.

Nach den Reichenauer Aufzeichnungen verdankt die Stadt Radolfzell ihre Entstehung *Ratold*, einem Deutschen aus dem Geschlechte der Grafen von Berthold-Baar, der ehedem in Verona Bischof gewesen. Im Anfang des 9. Jahrhunderts gründete er dort ein Kloster und nannte seine Ansiedelung *Radoldszelle*. Dr. Alberts musterhafte Stadtgeschichte, wissenschaftlich gehalten und doch auch weiteren Schichten verständlich, behandelt das alles eingehend. Wir können uns darauf beschränken, die bescheidenen Anfänge der Stadt Radolfzell erwähnt zu haben und lassen Dr. Albert noch einige Worte des Preises sagen über zwei Berühmtheiten der Stadt: Die „*Villa Seehalde*“ und das „*Landgut Mettnau*, die unser Scheffelgedenkblatt in

reizender Ausführung bringt. „In diesen hier im Angesichte des von ihm so unvergleichlich besungenen Hohentwiel gelegenen Wohnsitzen, hat der heimatliche Sänger, dessen Mund die schönsten deutschen Weisen und Geschichten in goldner Fülle entströmt sind, die letzten zehn Jahre seines am 9. April 1886 vollendeten Lebens in idyllischer Arbeit und Muße verbracht. Das reizende Dichterheim ist jahraus, jahrein der Zielpunkt zahlreicher Wanderer, welche hier inmitten der großartigen Naturwelt die vom Genius des Dichters zu unsterblichem Leben in ihr hervorgezauberten Gestalten leibhaftig, wesenhaft zu schauen kommen. Jede Stelle des hiesigen Bodens verkündet ja seine dichterische Zauberkraft, atmet den Hauch seiner Werke und singt seinen Ruhm

. . . nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That den Enkeln wieder. —

Der entwendete Stadtschlüssel.

Hans Jürg v. Jürgenstein war ein tollkühner, halbverrückter Ritter. Da er seines „unbesinnten Wesens" halb sollte verwahret werden, ließ er unversehentlich seine Knechte satteln, thät' sich in aller Stille anziehen und stieg aufs Pferd. Darnach ritt er vors Rathaus, wo seine Verwandten und die andern Edelleute beieinander waren; dann that er einen Schuß mit der Büchsen in die Ratstube und rannte samt seinen Knechten den nächsten Weg dem oberen Thore zu. Vorsichtigerweise waren aber schon vorher die Thore zugeschlagen, damit er nit sollte hinausgelassen werden. Derhalben, wie er zu dem Thore kommt und sieht, daß es allbereits zu, ergreift er den Pfortner, nimmt ihm die Schlüssel mit Gewalt, schlägt sie ihm um die Ohren und schleußt das Thor wieder auf. Dann saß er auf und ritt Angesichts seiner Widersacher zum Thore hinaus. Auf seine vielfältige Bitte hat er dem Pfortner den Stadtschlüssel wieder zugestellt; es soll ihn nachher übel gerent haben. —

(Nach der Zimmern'schen Chronik.)



Scheffelgedenkblatt.

Abt Marxens Geist.

Bei wenig Jahren, erzählt die Zimmern'sche Chronik IV 88 f., ist Abt Marxens Geist aus einem Haus zu Zell am Untersee beschworen worden. Dieser Abt Marx war einer von Kneringen und hatte das königliche Kloster, die Reichenau, etliche Jahre innegehabt und also übel gehaust, daß er die Abtei dem Bistum Konstanz gegen ein jährliches Leibgeding übergab. Letztlich ist er zu Radolfzell gestorben. Nach seinem Absterben ist sein Geist vielmal umgegangen und hat den Leuten viel Unruhe und Plag zugefügt, insonderheit aber in dem Haus, so Herrn Felkern von Kneringen gewesen, am Burggraben zu Zell gelegen, das damals von Burkhart von Dankensweiler und seinem Weib, der Crona von Kneringen, des genannten Abts Schwester, war gekauft worden. Des Tags, als der Kauf um das Haus beschlossen und mit dem Geld, so der Abt von des Gotteshauses Reichenau Gütern unterschlagen oder abgetragen, bezahlt war, ist gleich in folgender Nacht um zwei Uhr der Geist in Gestalt eines langen, schwarzen Mannes von den Wächtern vor dem Haus gesehen worden, wie er ins Haus hineinging. Dieweil die Wächter meinten, es sei vielleicht ein junger Gesell, haben sie es eine gute Sach sein lassen. Bald darnach hat sich der Geist im Haus hören lassen; Stühl und Bänk über den Haufen geworfen, also daß die Wittfrau im Hause und ihr Gesinde nicht anders denken konnten, als es seien Dieb oder Mörder im Hause. Also gab es ein groß Geschrei, so daß die Wächter und Nachbarn hinzuliefen. Man hat mit großem Eifer im Hause gesucht, aber niemand finden können. Gleichwohl der Geist immerdar mit seinem Gepolter fortfuhr; haben sie unten im Hause gesucht, so ist er oben gewesen, und wiewohl man vermutet, es sei ein Gespenst, so hat man doch eine besondere Wache verordnet, bis in die acht oder zehn Tag, zu erkundigen, was doch daraus werden solle. Gleichwohl sich der Geist ohne Unterlaß nachts erzeiget, zu Zeiten auch hellen Tages. Und wiewohl er nit gesehen worden, hat er den

Mägden die Schlüssel ab dem Gürtel weggerissen und dergleichen Gaugelwerk getrieben und niemand im Haus in Ruhe gelassen, derethalben Burkhart von Dankensweiler ihn mußte beschwören lassen. Er, Burkhart, ist selbst dabei gewesen, wie man ihn beschworen. Der Geist ist anfangs gekommen wie ein brüllender Ochs, nachgehends in einer andern Gestalt. Zum dritten Mal aber ist er gekommen, wie ein großer, dicker Mönch in der Kutte, in aller Gestalt, wie er in seinen Lebzeiten gewesen, also daß ihn sein Schwager, besagter Burkhart, gekannt hat. Der Geist hat sich in der Stube hinter den Tisch gesetzt und seinen Schwager viel angesehen, als ob er mit ihm reden möchte. Der Beschwörer hat ihn nach der Ursach seiner Unruh gefragt, auch womit ihm zu helfen sei. Da hat er deutlich vermeldet, daß er deshalb nit könnte Ruhe finden, weil er bei seinen Lebzeiten dem Gotteshaus ungetreu gehaust, etliche Höf und Güter verkauft, das Geld unterschlagen und an seine Freund und Verwandten ausgeteilt. Jedoch hat er gemeldet, wofern solch entfremdet Gut (und damit hat er die Summe Geldes genannt) dem Gotteshaus wiederum erlegt, auch etliche Messen gelesen und Almosen gegeben würden, verhoffe er, in die Gnade Gottes zu kommen und selig zu werden. Hat darbei auch seinen Schwager, den Burkharten, gebeten, er solle ihm helfen und ihn nit verlassen; zum andern, daß man ihn in diesem Haus nit wolle vertreiben, denn falls er in eine Wildnis von der Menschen Wohnungen wegkomme, würde er von den bösen Geistern übel gepeinigt und geplagt, sondern man solle ihm ein Gemach im Haus geben, da wolle er bleiben und niemand Leid zufügen. Hierauf hat sich Burkhart bedacht, und so viel Geld, als der Geist genannt, nit wollen herausgeben, aber so viel die Messen, Almosen und Bekleidung der Armen anlangt, hat er willfahrt; desgleichen hat er ihm einen kleinen Roßstall im Haus zugewiesen und dahin beschwören lassen. Also ist eine Zeit lang ziemlich Ruh im Hause gewesen.

Wenige Jahre hernach sind einstmals viele Herrschaften und Leute vom Adel gen Radolfzell gekommen, da sind etliche in

in das Haus logiert worden. Nachts hat sich plötzlich ein solch Getümmel und Lärmen unter den Rossen erhoben, daß die Knecht und sonst viel Leut herbeiliefen, und man vermeinte, es seien Diebe da, so die Roß mit Gewalt stehlen und davon führen wollten.

Dergleichen Tücke hat der Geist hernach noch mehr verübt. Da nun solches nit zu ertragen, und aber die Erben das Geld nit erstatteten, wodurch dem Geist zur Ruhe verholfen worden wäre, da ist er zum andern Mal beschworen und gar aus dem Haus in ein Rohrmoos; ist ein wilder Ort, wie man sagt, wohin weder Vieh noch Leute kommen konnten. Und ist zu vermerken, daß sich keiner auf seine Erben oder auf seinen Freund soll verlassen, daß sie ihm was Gutes nach seinem Absterben noch thun; ein jeder schaue selber bei seinen Lebzeiten zu seinen Sachen, verlaß sich auf niemand.

Zimmern'sche Chronik IV. 8"—91.

Als Hugo von Hohenlandenberg Bischof von Konstanz wurde, nahm er die Bestrebungen seiner Vorgänger, die Insel Reichenau dem Bistum einzuverleiben, mit großem Eifer auf. Er wußte die päpstliche Kurie über die Lage des Klosters zu täuschen, und als der Kaiser den bischöflichen Annektionsgelüsten entgegentrat, sprach Hugo den Bann gegen den neugewählten Abt Markus von Knöringen und seine Unterthanen aus. Für diesmal drang jedoch der Bischof mit seinen Plänen nicht durch. Auf Betreiben der Eidgenossen und besonders der Konstanzer, welche die übergroße Macht des Bischofs fürchteten, mußte Bischof Hugo vorläufig auf die Ausführung seiner Pläne verzichten. Von nun an sollten alle Handlungen des Gotteshauses der königlichen Regierung in Innsbruck als Kassenvogt angezeigt werden. Aber den Konstanzern mißfiel besonders eine Bestimmung des Vertrages, daß nämlich die Abtei Reichenau auf 10 Jahre dem Bischof zugestellt werden sollte. Schließlich einigte man sich dahin, daß Markus als Abt abtrete (1516). An seine Stelle kam Georg Piscatur, der Abt von Zwiefalten. Dieser tüchtige Mann starb zum Schaden der Reichenau leider schon im Jahre 1519. Nach zweijährigen Mißhelligkeiten wurde die Abtei provisorisch dem abgesetzten Markus übertragen. Vorerst hatte das Kloster vor dem Konstanzer Bischof Ruhe; aber als die Zeit des Bauernkrieges und der eindringenden Reformation, infolge deren das Herzogtum Württemberg von der Konstanzer Diözese abfiel, vorüber war, nahm der Nachfolger Hugos den Einverleibungsversuch der Abtei wieder auf. Vorerst freilich ohne Erfolg. Erst als Markus durch Freunde und Blutsverwandte verleitet,

sich selbst im Jahre 1535 in Unterhandlungen mit dem Bischof einließ, nahm die Sache einen rascheren Fortgang. Der Widerstand der Eidgenossen war durch das Versprechen, auf der Insel keine Befestigungen zu errichten, gebrochen worden und Konstanz blieb merkwürdigerweise fast gleichgiltig. Unter Johann VI. wurde mit dem Abt Markus die Einverleibung abgeschlossen. Es wurde bedungen, daß für den Chor 12 Conventualen aus dem Benediktinerorden zu verbleiben hätten und vor allem Adeligen der Zutritt offen sei; Bullen und Diplome sollten unangetastet bleiben. Abt Markus erhielt für seine Judasdienste 1400 desgleichen 2 Häuser zu Zell, die sog. obere Hölle, und zu Bohlingen, nebst Zubehör; ferner jährlich 12 Fuder Wein und 20 Klafter Holz. Am 6. Februar 1540, dem Tage der Besitzergreifung durch den Bischof, verließ Markus mit reichen Schätzen die Insel. Er überlebte den Verrat seines Klosters indes nur um 9 Monate. Er wurde im Münster der Stadt vor dem Hochaltare begraben.

Schönhut Chronik v. Reichenau S. 28 ff. Staiger, Reichenau 141 ff.

Die gesprungene Glocke.

Die Radolfzeller erwarteten einst hohen geistlichen Besuch und stellten zwei Mann als Ausguck auf den Kirchturm. Sobald diese das Zeichen gegeben hätten, daß die Erwarteten in Sicht seien, sollte mit allen Glocken geläutet werden. —

Als plötzlich einer der Leute schrie: „Sie kommen, sie kommen, ich seh' schon ein Chorhemd," begann man die Glocken anzuziehen. Mit großer Ausdauer hatte man schon eine ziemliche Zeit geläutet, ohne daß der Zug sich zeigte. Man sah nichts auf der Landstraße, als eine sich nähernde Viehheerde; geduldig zogen die Türmer weiter am Glockenseil. —

Plötzlich gab eine der Glocken einen ganz eigentümlich wimmernden, gebrochenen Klang und als man nachsah, fand sich, daß sie einen Sprung hatte, mit solcher Macht hatte man geläutet. —

Da man unterdessen zur Vermutung kam, der Türmer habe wohl einen Scheck in der erwähnten Viehherde für ein Chorhemd angesehen, stellte man das Läuten ein. Die schätterige Glocke aber nennt der Volksmund noch heutigen Tags: Die Kuhglocke. — H.

Die Bauern von Gaienhofen.

Das waren gar gescheite Leute. Haben sie einmal einen großen Kirschbaum auf der Almut (Almend) voller Kirschen gehabt. Damit aber keinem unter ihnen mehr Kirschen als dem andern würden, haben sie einhelliglichen sich entschlossen, und ist jungs und alts, Weib und Mann, jedermann aus dem Dorf, einsmals auf den Baum gestiegen, die Kirschen abzubrechen. Damit haben sie den Baum so beschwert, daß der Mehrerteil Aeste abgebrochen. Wer darauf gesessen oder gestanden, ist alles herabgefallen, und ist nur eine wilde Burzlet gewesen. —

Gleicherweis sagt man wahrhaftiglich von ihnen, sie haben einst einen Brunnen in ihrem Dorf gemessen und haben ihrer etliche in den Brunnen sich hinabgelassen, so daß einer an den andern sich hing. Der aber zu oberst hing, spuckte in die Hände, sich desto fester zu halten. Damit ließ er los und sind alle miteinander in den Brunnen hinabgefallen.

Einmal wollten die Bauern von Gaienhofen ihrem Schulthaiß am Hause ausbessern helfen, und fuhren mit einem leeren Wagen in den Wald und fällten Zimmerholz. Wie sie nun einen Stamm aufgeladen, sagt der älteste unter ihnen: „Trägt der Wagen das Holz, so trägt er auch noch eins", damit luden sie noch einen Stamm auf. Sagt ein anderer unter den Bauern: „Trägt er die zwei Stämme, so trägt er den dritten". Luden also auch den dritten auf und hernach noch den vierten. Damit war aber der Wagen so überladen und beschwert, daß er schier zerbrach und umfiel. Da luden sie einen Stamm ab sagten: „Trägt er die vier nicht, so trägt er auch drei nicht". Luden dann noch einmal ein Holz: „Dieweil er die drei nit mag ertragen, so trägt er auch die zwei nit", und so fort, bis sie den Wagen wiederum abgeladen, fuhren ihn sodann wieder leer heim. Hat der Schulthaiß sein Haus wollen ausbessern und Holz haben, hat er selbst darnach sehen müssen.

Zimmern'sche Chronik I 318.

Die gefrorenen Trauben.

Anno 1370 in der elftausend Mägdenacht (21. Okt.), da gefror der Wein an den Reben, daß er so hart war, wie ein Stein. Desselben Jahres fand man noch nach Weihnachten Wein, der noch unvergohren war, als ob er erst wäre geherbstet worden. Kurz, man beobachtete, daß Trauben, die man abbrach, so hart waren, daß man sie vor Gefröre nicht zerbeißen konnte und trotzdem waren sie reif genug. Da warf man sie in einen Kessel mit heißem Wasser, ließ sie darin auftauen und konnte sie so essen. Derselbig Wein aber war bis Mitten des Sommers so süß, als lief er eben erst aus der Kelter. —

Ruppert, Chroniken 72.



Linzgau.

Benno von Kirchberg.

Ritter Benno liegt gebunden
In des Kerkers ödem Grab,
Fleht um Tod im Schmerz der Wunden,
Die des Bruders Hand ihm gab,
Der im Kampf ihn hingerungen
Um der Schönsten Liebesblick,
Seines Lebens Reiz verschlungen,
Seiner Hoffnung stilles Glück.

Horch! es hallen tiefe Glocken
Und der Orgel Donner jagt
In der Chöre Festfrohlocken
Und der Liebe Morgen tagt:

„Macht mich frei, ihr Himmelsworte,
Liebe, Liebe, brich mir Bahn!"
Er zerbricht die Kerkerpforte,
Schreitet zu dem Dom hinan.

Hingegossen auf die Stufen
Sieht er die Beglückten knie'n,
Hört ihr ewig Ja sie rufen,
Klirrt in seinen Ketten hin:
„Ja und Ja! du Donnerstimme,
Ja, ach Ja, du richtest mich!
Brich mein Himmel denn im Grimme,
Und mein Engel berge sich!"

Im bekränzten Ahnensaale
Schwelgt im Fackeltanz das Paar.
Wer erscheint mit dem Pokale,
Beut ihn der Vermählten dar?
„Nimm ihn hin, den Trank, den herben,
Drinn ist meiner Zähren Flut;
Leer' ihn froh auf mein Verderben,
Wie dein Gatte trank mein Blut!"

Ueber seine Schwelle leise
Tritt die Auserwählte ein;
Dem mit Blut erkauften Preise
Will er sich in Wonnen weih'n.
Aber, — wie vom Schreck Gemähte,
Taumeln sie vom Kuß zurück.
Er ist hier auch, der Verschmähte,
Mit dem hohlen Todesblick.

Zu ermessen, was mir fehle,
Sah ich tief das Glück, die Lust;
Doch gestillt ist meine Seele,
Ausgerungen hat die Brust.

Aus der bangen Kerkerzelle,
Wo von Liebe Liebe litt,
Bau ich meine Himmelsschwelle,
Fleh' um euren Eingang mit!"

Süßer als der Lieb' Erbarmen,
Wonniger als ihr Genuß,
Lohnt es ihn in Bruderarmen;
Er verzeiht im Friedenskuß.
An des Felsenstroms Gebrause,
An des Tannenthales Strand,
Baut er seine Gottesklause,
Vom Gestein der Kerkerwand.

Der Gebirge Häupter schauen,
Um ihn her, sein Friedensschild,
Bergen jenseits, helle Auen,
Fern, wie seiner Liebe Bild.
Herzen, die verraten trauern,
Von des Jammers Macht umtost,
Pilgern hin, zu Bennos Mauern,
Und er spendet ihnen Trost.

Georg Rapp.

Kirchberg, eine Viertelstunde von Hagnau, an der Landstraße nach Friedrichshafen, ist ein Schloß mit Pachthof. Es soll anfangs dem Rittergeschlecht von Killiberg oder Kilchberg gehört haben. Der ältere Bruder soll als der letzte Kilchberger sein Eigentum an das Stift Kempten vermacht haben, von welchem es 1288 an das Gotteshaus Salem kam. Dieses baute ein neues Schloß und errichtete eine Hofmeisterei daselbst. Als das Kloster Salem 1803 aufgehoben und badisch wurde, wies der badische Landesfürst Kilchberg dem letzten Reichsprälaten von Salem, Kaspar Oechsle, als Wohnsitz an. (Vgl. Staiger, Meersburg, Markdorf u. s. w. 1853.) —

Bei Kirchberg sollen zuweilen Wanderer nächtlicher Weile irre gehen; auch sollen nicht selten Pferde, welche an Fuhrwerken die Straße passieren, scheu werden. Mit einem Sechsgespann fährt der Geist des Prälaten Anselm von Salem von seinem Kloster nach Kirchberg. Dieser Abt († 1788) lebte mit Kardinal Roth in beständigen Gebiets- und Rangstreitigkeiten, infolge deren der Kardinal einst dem Abte, als dieser sechsspännig von Salem über Meersburg nach Kirchberg fahren wollte, zwei Pferde an dem Wagen ausspannen ließ.

Lucian Reich, Insel Mainau S. 176.

Flugsand wird zu Gold.

Am Fuße des Gehrenberges hinter dem sogenannten alten Schlosse und an dem Gewann Schlicher vorbei liegt ein freistehender, ziemlich hoher, kegelförmiger Hügel, den man noch das alte Schloß nennt. Hier trieb seit uralter Zeit ein Geist seinen Spuck. Ein Mal, an einem Charfreitag, an welchem Tage sich dort die Schätze sonnen, wurde eine Magd dahin geschickt, um Flugsand zu holen. Als sie ihren Kübel gefüllt hatte, erschien dieser plötzlich so schwer, daß sie ihn fast nicht zu heben vermochte. Hierüber aufgebracht, schalt sie über den bösen Schloßgeist, und schüttete den Sand unwillig wieder aus. Doch siehe! Aus dem Kübel leerte sie statt des Sandes eine große Menge davonrollender Goldstücke. Rasch wollte sie dieselben sammeln, allein sie verschwanden unter ihren gierig zugreifenden Händen. Aus Kummer über den Verlust verlor das arme Mädchen den Verstand. — Vom alten Schlosse soll ein unterirdischer Gang in südöstlicher Richtung zur Stadt Markdorf, und ein solcher westlich zur Mutterkirche Bermatingen geführt haben. Dort unterhalten sich der Sage noch die alten Burgherrn bei goldenem Kegelspiel.

Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees. XII. 50.

Ueber eine Sage von Ursula, der letzten derer von Markdorf. Vergl. ebenda 58.



Sterbender verspricht als Geist zu erscheinen.

Um das Jahr 1445 haben zwei Handwerksburschen unter einem Meister zu Markdorf gearbeitet; davon der eine von Neuenstadt auf dem Schwarzwald soll gebürtig gewesen sein, gesagt und geheißen Hans Schwarzwälder. Hat

sich begeben, daß der Gesell unversehens krank worden, auf welchem Krankenlager er gestorben. Vor seinem Absterben hat er seinem Gesellen, dem Schwarzwälder, auf sein vielfältiges Begehren zugesagt, ihm, wenn er sterbe, und falls es möglich sei, wiederum zu erscheinen und anzuzeigen, wie es ihm in der andern Welt gehe. Also in wenig Tagen hernach, da ist der Geist zu Zeiten unter Tags, zu Zeiten bei Nacht dem andern in feuriger und erschrecklicher Gestalt, doch in der vorigen Form (doch im Aussehen wie bei Lebzeiten) erschienen und hat ihm darbei vermeldet, er sei ewiglich verloren. Dieser Abenteuer hat er soviel getrieben und eine solche unaufhörliche Unruhe gehabt, daß er den jungen Mann beinahe von Sinnen gebracht. Da hat kein Beten geholfen, bis zuletzt ein alter Mönch von St. Gallen den Geist, es sei ein guter oder böser, mit vielem Beschwören hat bannen können.

Zimmern'sche Chronik I 328.



Das weiße Fräulein.

Bei Markdorf am Bodensee stand auf einem Hügel in alten Zeiten ein Schloß. Da zeigte sich noch vor einigen Jahren ein weißes Fräulein; das lief auf dem Walle hin und her und streute, gerade wie wenn der Landmann die Frucht aussäht, glänzendes Silbergeld auf den Boden, eine Hand voll nach der andern. Wenn man dann Tags darauf nachsuchte, so hat man wohl hie und da noch ein Geldstück gefunden.

Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, 1861. S. 76.

Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Pfarrers in Vermatingen scheint die Sage in völlige Vergessenheit geraten zu sein, ebenso wie die vom Kau-Jodler, welche Staiger, Meersburg, bei Art. Stetten berichtet.



Goldkäfer werden zu Goldstücken.

Am Morgen des Charfreitags kam ein Mädchen aus Mimmenhausen, unweit Salem, zu einem Nußbaum, in dessen hohlem Stamm eine Menge Goldkäfer herumkroch. Weil sie so schön glänzten, nahm sie eine Handvoll in ihre Schürze und rief einer Frau in der Nähe, herbeizukommen und die prächtigen Käfer im Baume zu schauen. Da waren diese im Augenblick verschwunden, und als das Mädchen der Frau die Käfer in ihrer Schürze zeigen wollte, hatte sie lauter große, alte Goldstücke darin.

Bernh. Baader. Volkssagen 1851. Nr. 3.



Höhlen zu Bermatingen.

In der Nähe der Höhlen von Bermatingen ist der Schloßberg, Schloßbühl, auch Heidenbühl genannt, wo früher eine Burg stand, und wo man noch vor 30 Jahren in der Molasse einen Gang und nicht weit davon im Felsen eine beträchtliche Höhle sah. Hier soll nach der Sage eine geheimnisvolle Trauung vollzogen worden sein. In Schiggendorf, einem kleinen Orte, zur Pfarrei Seefelden am Bodensee gehörig, stand vor Zeiten auf einer Anhöhe ein festes Ritterschloß, wovon noch Gräben und Wälle vorhanden sind. Dort saß ein Ritter Riuhle, genannt Schick, der ein böser, gefährlicher Raubritter gewesen sein soll und sehr verwegene Streiche mit vielem Glück ausführte. Zu seinem Helfer hatte er den Nachbar ob Bethenhausen (Baitenhausen), ein schlauer Fuchs, mit dem er auf vertrautem Fuße stand.

Riuhle war Witwer und kinderlos, daher beschloß er, sich wieder zu vermählen; aber eine nach der andern von den adeligen Töchtern der Gegend schlug seine Hand aus. Nun lebte auf der Burg Ittendorf ein holdes Fräulein; dieses erkor er zu seiner Lebensgefährtin. Zur Ausführung half ihm sein

Freund. Da dieser oft zum Schenk von Ittendorf kam, so bat er einmal das Fräulein, als eben der Vater abwesend war, ihm doch die schönen Blumen im Garten zu zeigen, welche das Fräulein vom Schlosse Wartburg zum Geschenke erhalten hatte. Sie gingen beide in den Garten, wo ihm das Fräulein die Blumen zeigte. Als sie aber an der äußeren Gartenmauer angelangt waren, sprangen plötzlich vermummte Männer aus dem Gebüsch hervor, nahmen das Fräulein fest, brachten dasselbe auf Leitern über die Mauer und setzten die mit einem Tuch um den Mund verbundene Schenkin unten am Hügel auf ein Roß und sprengten mit ihr auf und davon. Während dessen wurde es Abend, und ein heftiges Gewitter zog über den See her. Der Donner rollte, furchtbare Blitze durchkreuzten den Himmel und noch fürchterlicher tobte und krachte es in dem Walde. Die Räuber kamen mit ihrer Gefangenen zur Höhle bei Bermatingen, die glänzend beleuchtet war; festlich gekleidete Ritter waren beisammen; im Hintergrund stand ein Altar. Hierher wurde das Fräulein geführt und von einem Mönch mit Riuhle als Gattin getraut. Aller Widerstand war vergeblich. Nach der Trauung setzte man sich an den Tisch, und als das Hochzeitsmahl vorüber war, wurde das Ehepaar zu den Rossen begleitet, und früh morgens beim Mondschein verließ man den Ort. In die Höhle zog wieder Ruhe und Stille, der Glanz verschwand und damit der Altar, und alle Spur an das Fest wurde vertilgt.

Riuhle zog mit seinem Weibe in eine andere Gegend; das Schloß Schiggendorf ward ein Burgstall, zerfiel und wurde zuletzt abgetragen, das Raubschloß Baitenhausen aber unter Maximilian I. zerstört; jetzt steht dort eine schöne Wallfahrtskirche.

Schriften des Vereins f. Geschichte des Bodensees. 1876. 81.

Die Höhlen zu Bermatingen wurden im Jahre 1840 bei der Ausgrabung eines Bierkellers entdeckt. Nach der Beschreibung von Pfarrer Eytenbenz ist die erste 21 Fuß lang, 7 Fuß hoch und etwas weniger als 7 Fuß breit. Sie faßt kaum 30 Personen. Diese Höhle st durch einen Gang mit einer zweiten, etwa gleich großen, verbunden.

Wozu die Höhlen gedient haben, ist nicht bekannt; jedenfalls wird man sich kaum den überaus gewagten Konjekturen von Eytenbenz anschließen dürfen. Was sollen z. B. in einem Raum für höchstens 30 Leute 7 Paar Sperrhaken für Seile zum Absperren, die überdies noch am Ende des Raumes quer durch die Höhle hätten gehen müssen!



Geist hilft in Schiffsnot.

Oberhalb von Oberuhldingen bei Gebhardsberg liegt auf dem weithin sichtbaren Schloßberg, ganz von dichtem Wald umwachsen, eine gebrochene Burg mit einem Walle. Vor vielen hundert Jahren soll hier ein Ritter von Ober-Riedern gehaust haben, dessen Besitzungen später an Salem kamen. Unter den älteren Fischern und Schiffern herrscht der Glaube, dieser Ritter gehe um; und bei jeder Schiffmannsnot auf stürmischem See wird der Geist um Hilfe gebeten, und wie versichert wird, niemals umsonst.

L. Reich, Insel Mainau S. 185.



Vom Wuotesheer.

Am 15. Juni 1538, so erzählt eine Chronik, gingen vier Männer abends nach 9 Uhr von Salem gegen Bürnow. Als sie nun in den Wald auf den Kreuzweg beim Bedtelblaz kamen, und zwei von den Vieren, ein Pater mit dem jüngsten, vorausgingen, siehe, da kam ein solches Getöß, Getümmel, Schreien, Johlen, wie wenn ein Wuotesheer vorhanden wäre, wie wenn im Wald gejagt würde, und viele Rosse mit Wagen, Spieß und Stangen durch den Wald jagten. Und man hörte allerlei menschliche Stimmen, welche schrieen: Oh wehe! Oh

wehe! Oh wehe! Drauf! drauf! Ho! ho, ho, ho, ho! Duri, duri duri! Aber der Schrei: Oh weh! übertraf alle andern Stimmen, und war es nicht anders als ein grausiger Sturmwind.

In derselben Nacht hat der böse Geist und schwarze Kaspar eine Kindsbetterin um jene Zeit und Stund von ihrem Bett hinweggeholt, und, wie der Turmwächter meldete, auf den See hinausgetragen und morgens vor Tagesanbruch vor ihrem Hause tot in den Graben fallen lassen.

Aus Seb. Bürster. Beschreibung des schwedischen Krieges.
Siehe Alemannia III. S. 273.



Das Wuotesheer warnt Schreiber vor seinem Feind.

Bei Zeiten und Regierung des römischen Königs Albert, König Rudolfs Sohn, (1291—98) war ein wunderbarlicher Schnaphan im Land zu Schwaben, hieß der Schreiber, vom Adel. Der ward einsmals von dem Wuotesheere gewarnet vor

einem Feind. Also wollt er dem Tod entfliehen, entschloß sich, bei dem Abt von Salmansweil eine Pfründe zu kaufen und von mehr Sicherheit wegen ein Laienbruder zu werden. Dieweil er nun mit dem Abt deshalben unterhandelt, so kommt inzwischen sein Feind ins Kloster, steht ab und ersieht des Schweikarts Roß im Stall, das er wohl kannte. Darum, wie der andere nach gepflogenen und beschlossener Handlung mit dem Abt aus dem Kloster geht und keines argen sich versieht, ward er von jenem erstochen, daß er in wenig Tagen hernach, mit großer Reu, ganz christenlich gestorben. Der ander kam davon.

Zimmernsche Chronik IV. 127.

Ueber eine ähnliche Sage zu Maulbronn vgl. ebendas IV. 124 f.



Das große Faß im Klosterkeller von Salem.

Den Besuchern der ehemaligen Reichsabtei Salem wird erzählt, daß es um die Frohnfasten oder in der Adventszeit nicht richtig im Klosterkeller sei und daß nicht etwa eine neugierige Ratte, sondern ein leibhaftiges Gespenst in Winkeln wie auf Sandalen umherschleiche und an den Reifen des Fasses kratze. Die Geschichte des Gespenstes aber ist folgende:

Zur Zeit, als der Abt von Salmannsweiler noch nicht gnädiger Herr hieß, sondern ehrwürdiger Vater, war der Pater Großkellner eine fast ebenso angesehene Person, als der Prälat; denn einen guten Wein nach den Horas trank jeder Mönch gerne, vom Novizen bis zum Prior. Da baute einmal ein Pater Großkellner ein Faß, so groß, daß man den Keller erweitern mußte, es unterzubringen, und füllte es mit den Zinsweinen und Gülten des besten Jahrganges, der seit langer

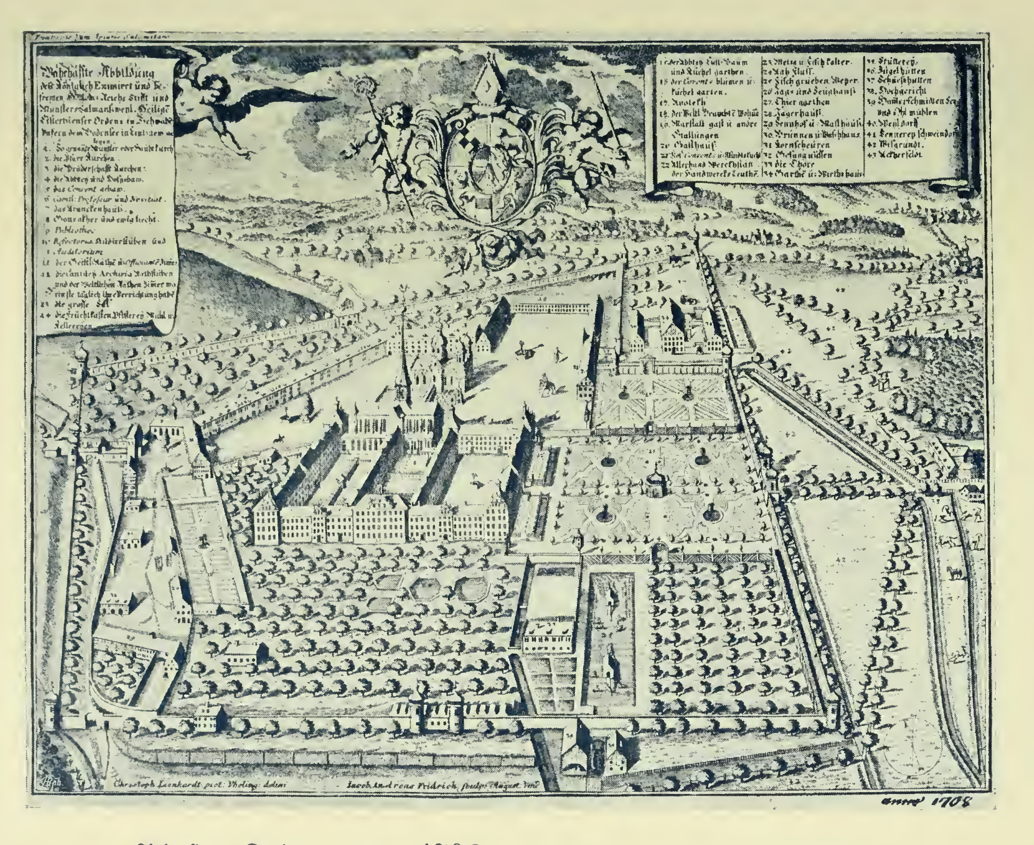
Zeit erlebt wurde. Nur wenn es Duplex war, in hohen Festzeiten, füllte er daraus die steinernen Krüge der Mönche, aber die Schlüssel zum Keller trug er stets sorgfältig bei sich.

Da traf sich's einmal, als er fest schlief, daß ein trinklustiger Mönch den Schlüssel ihm vom Gürtel löste und abdrückte in gestohlenes Kirchenwachs. Darnach machte er einen Hacken und schlich nach der Mette oft in den großen Keller, während seine Mitbrüder das harte Lager suchten, und erlabte sich an Gott Bacchus Gaben. —

Doch einmal fand er, vielleicht weil der Großkellner Argwohn hatte, den Hahnen durch einen Zapfen ersetzt, den er nicht drehen konnte. Nahm eine Leiter, stieg zu dem Faß hinan, und siehe! — auf dem ungeheueren Spundloche war die Thüre nur angelehnt. Oeffnete sie und zog mit einem Heber so viel des köstlichen Saftes in sich, daß ihm schwindlich wurde, stürzte hinab und fand dort sein Grab. Nach einigen Tagen verwundert sich der Pater Großkellner über das offene Spundloch; dachte aber kaum mehr an den Mönch, weil das ganze Convent ihn entsprungen wähnte. Doch als er mit der Stange sondirte, um zu sehen, wie viel noch Wein in dem Fasse, stößt er auf den weichen Körper des Mönchs. Da erfaßt der Geizteufel seine Seele, und damit nicht das schöne große Faß als verunreinigt ausgeschüttet werde, zog er den ersoffenen Trunkenbold aus demselben und begrub ihn heimlich. Erst auf dem Sterbebette gestand er seine Schuld, bevor er aber die Stelle bezeichnen konnte, wo er ihn vergraben, lähmte der Tod seine Zunge. Und ruhelos wandert er seitdem dort im Keller herum, bis ein Zufall des Mönches Grab entdeckt, und ihm ein ehrliches Begräbnis wird.

Dr. Fickler nach Bruschius.

Ap. Salemit. 195. bemerkt nur gegen Bruschius, der diese Anekdote erzählt: 215. Welche Fabel all=diejenigen, so bishero solches Faß gesehen, billig verlachen müssen, indeme sie befunden, daß durch sothanes Spontloch kaum ein kleines Kind hätte können auch mit Gewalt eingezwungen werden, zugeschweigen, daß ein starker Frater Kellermeister hätte sollen das Unglück haben, ohnversehens hineinzuverfallen. Es hat aber zu diesem auff die Welt gebrachten Gedichte ein Küefferknechte Anlaß gegeben, welcher



Kloster Salem anno 1708. Frontispic zum Apiar. Salamitano).



auf das Holz oder dem Spont, an welchem mann zum Faß-einbrennen den Brand in das Faß hineinzuhencken pflegte, die Bildnuß eines Mönchen geschnitten, und da eines nachts dieses Holz oder Spont in das große Faß zum oberen Loch hineingefallen, ist das läppische Mährlein herauskommen, es seye der Mönch in das grosse Faß gefallen. Dieses Faß ist nachgehends Altertumshalber, und weilen es nicht wohl mehr zu gebrauchen waren, zernommen (auseinandergenommen) und an statt desselben ein neues und grösseres verfertiget worden. Ehebevor nun selbiges der Maister-Binder völlig zusammen- und aufgesetzt, hat er in dessen Corpo oder Bauch einen rundten Tisch samt den benöthigten Bäncken vor (für) 12 Persohnen auffgerichtet und dieselbe darinnen gastiret, worbey noch ein geraumer Platz für diejenige geblieben, so um den Tisch ihre Auffwartung thaten.

Und doch solle ebenfalls in dieses anderte große Faß ein solch (so viel die berühmte Fabel belanget) unproportionirtes Spontloch seyn, daß weder ein kleines Kind, viel weniger eine starke gewachsene Mannsperson sich könne hineindringen, minder (noch viel weniger) aus Unvorsichtigkeit hineinfallen. Es hat sonst ehedessen solches Faß bis 40 See-Fuder gehalten, so aber anjetzo wegen des öffteren Binden auff 38 Fuder, das ist 1140 See-Aymer, geachtet wird, und weilen es mit hölzernen Reiffen gebunden, in solcher Qualität seinesgleichen wenig, oder gar keines hat.



Der ermordete Poltergeist.

Unter den ehemaligen Wohlthätern des Klosters von Salem waren auch die Grafen von Montfort, die unter anderem bei einer ihrer Schenkungen die Bedingung machten, daß jeder reisende Ritter und Edelmann eine Nacht unentgeldlich im Kloster beherbergt werden sollte. Um Reisende soviel als möglich abzuschrecken, beunruhigte ein als Teufel vermummter Mönch die Uebernachtenden und selbst einen Grafen von Montfort, der sich um die verbreiteten Gerüchte von Unsicherheit nicht bekümmerte. Als aber diesen in der Nacht ein ungewöhnlich Poltern über seinem Bette beunruhigte, so stach er mit seinem Schwert durch diejenige Stelle der Decke seines Schlafzimmers, über der der Poltergeist zu sein schien,

so mächtig hinauf, daß er den daselbst liegenden Mönch, der den Lärm verursachte, durchbohrte und damit den Ruf der Unsicherheit aus der Welt schaffte.

In der Folge wußten aber die Mönche obige Stiftung für Reisende sich doch vom Halse zu schaffen.

Nach Crusius I. 558. Alemannia IV. S. 170 f.

Eine Montfort'sche Stiftung an Salem, die mit der Sage in Verbindung gebracht werden könnte, findet sich in Weech, Codex salemitanus. III 105. Die Urkunde ist vom 21. Oktober 1357 datiert. Danach vermacht pfaf Herman von sant Gallen, wilunt bischöf Rudolf zu Kostenz, genant von Montfort, 100 Pfund gemainer Haller, das Kloster gelobt dagegen, daß sein pitanciar allin jar ainen gutten Dienst mit vischen von im, die wil er lebet, unser samenungau allen furzug über fische gebe an dem nächsten mantag nach dem ersten sunnetag des advents. Und schwenn er von dirre welt hin schaidet, so soll unser vorgenant pitanciar den selben Dienst dar nach eweklich gen an dem tag als sin jarzit denn gevallet.

Im Jahre 1343 hatte das Kloster Salem vom Grafen Wilhelm von Montfort und seinem Sohn Güter am Bodensee erhalten; das Kloster mußte den Stiftern dafür jährlich zwei fuder lantwins Kostentzer messe geben, doch sollte nach dem Tode der Grafen diese Verpflichtung aufhören.

Vielleicht, daß das Kloster die günstigere Bestimmung dieser älteren Urkunde auch auf die Stiftung vom Jahre 1357 angewandt hat

Apiarium Salemitanum Seite 216 bemerkt zu dieser Sage:

Ferner will auch in denen mir von Salmanßwyl überschickten authentischen Dokumenten dem Bruschius, engleichen Hermann Hermes in fascic. suo Juris Publici, cap. 31, § 14 gar nicht gestattet werden, was sie beide von Salmanßweyl sein sollenden alten Fundation der Grafen von Montfort, oder Ordination Kaiser Karls IV. anführen, daß nämlich alle Reisende zu Pferd und zu Fuß daselbst umsonst müssen bewirtet werden. Woraus dann das fernere, welches erwähnter Hermes und Bruschius von einem Religiosen, der zu Nachtzeit als Geist verkleidet, erzählen, von sich selbst hinfallen.



Muttergottesbild weint.

Als anno 1644, den 16. Mai, die Reichsstadt Ueberlingen von dem schwedischen General-Feldmarschall Gustav

Horn hart bedrängt wurde, sind unter anderm auch etwelche dem Raub nachlaufende Soldaten nach Salem ins Kloster gekommen, allda teils besonders von Schottländern, nachdem sie die Kirche durchstöbert, endlich dieses schmerzliche Bild weinen gesehen, und darob sich ernstlich verwundert. Weilen sie aber vermeinten, solche Zähren wären etwa von dem Maler durch die Farben also gemacht, ließen sie einen an einem Leiterlein hinaufsteigen, um nachzusehen. Nachdem nun aber der Soldat hinaufgestiegen, wischte er mit einem Tüchlein die Zähren ab; aber es waren gleich frische vorhanden, und wiewohl er auch diese abwischte, kamen doch alsbald andere, bis er selbst bekennt, er richte nichts aus. Worauf sie alle ein Schrecken ankam, also daß der anwesende Offizier befohlen, die Kirchen zu verschließen, und alle ferneren Gewaltthaten alsobald einzustellen, (indem schon etliche sich unterstanden, das Gold an dem darmit gefaßten hohen Altar abzuschaben).

Nachdem obgedachter General-Feldmarschall Horn fernerhin mit seiner Soldateska sich noch zu Pfullendorf, Mengen, und selbiger anderen Orten aufgehalten, sind abermalen etliche seiner Soldaten in dieses Kloster und in die Kirche kommen, deren einer, als er solches Mariä-Bild und in dessen Herz den bloßen Degen stecken gesehen, seinen Degen auch gezogen, hinaufgestiegen und die Muttergottes im Beisein seiner Kameraden, welche des Handelns nur gelacht, zum Raufen herausgefordert. Darüber ist er plötzlich heruntergefallen, und als wenn er einen Wehetag hätte, allda gelegen. Nachdem er sich aber wiederum in etwas erholt und zu sich selbst gekommen, ist er befragt worden, was denn die eigentliche Ursache seines Herunterfallens gewesen sei, welches er damit beantwortet, daß ihn das Salmanßweylische Weib an der Säule also hätte zurückgeschlagen. Da er nun hierauf nach Pfullendorf gebracht, hat er immerfort nichts anderes geschrien, als er werde von einem Weibe gebrennt und verbrennt, unter welchen gotteslästerlichen Worten und Geschrei er schließlich auch seinen unglückseligen Geist aufgegeben. Dessen haben Zeugnis gegeben Herr Daniel Hertzog, des Gotteshauses Waldt Ober-

amtmann, und Schwester Agatha Dornerin, Laienschwester daselbst.

Kann auch, wer das Bild öfters mit Andacht besucht, eine Abänderung der Miene im Gesichte dieses Bildes erblicken; denn zu Zeiten ist es ganz lebhaft und annehmlich, zu Zeiten aber betrübt mit feuchten Augen, als wenn es Zähren vergieße, anzusehen; auf welche Weise es auch vor der Feuersbrunst anno 1697 sich gezeigt und so das Unglück vorgedeutet hat.

Apiarium salemit. Prag. 1708. S. 198.



Grenzlinie der Jagdgerechtigkeit geht mitten durch die Kirche.

Lange Zeit war das Stift Salem mit Fürstenberg wegen der Grafschaft Heiligenberg in Streitigkeiten verwickelt. Die Grenzlinie der heiligenbergischen Gerechtigkeit ging mitten durch die Münsterkirche zu Salem. Und es soll einst ein Graf von Heiligenberg, um sein Recht zu wahren, mit dem ganzen Jagdgefolge durch die Kirche gezogen sein.

L. Reich, Insel Mainau, S. 191.



Der Spuck am Killiweiher.

Etwa eine halbe Stunde vom ehemaligen Cisterzienserkloster Salem entfernt liegt, rings umgeben vom Walde, der Killiweiher mit einer Insel, auf der sich ein Jägerhaus mit Kapelle befindet. Hier soll das Kloster in Kriegszeiten seine Schätze verborgen haben; denn unter der Kapelle sind, wie die Leute erzählen, verborgene Räumlichkeiten; auch der obere Brunnen soll in der Tiefe eine Thüre haben, durch die man in ein großes, unterirdisches Gewölbe gelangt.

Dicht am Ufer des Weihers zieht sich die Landstraße hin. Die einsame Lage, der dunkle Wald, der düstre Weiher mit seinem schwarzen Gewässer machen auf den Wanderer einen unheimlichen Eindruck. Oft wurden nachts Lichter gesehen, welche auf dem Wasserspiegel tanzten oder auch blitzschnell über die Straße huschten, besonders in der St. Andreas- und St. Nikolausnacht wird allerlei bemerkt und deshalb dann diese Straße von den Landleuten gemieden. Dann kam es oft vor, daß Leute, welche um diese Zeit am Killiweiher vorübergingen, neben sich schwarze Gestalten sahen, die sie bis ans Ende des Wassers begleiteten, ohne ihnen jedoch etwas Leides zu thun. — Manchen Personen gesellte sich auch ein schwarzer Mann ohne Kopf zu, mit einem Stecken in der Hand, und verschwand wieder, da sie am Weiher vorüber waren. Oder ein Wanderer spürte im Vorübergehen eine schwere Last auf seinem Rücken. Einmal schritten zwei Reisende längs des Ufers hin; da war es dem Einen, als ob er zu Boden gedrückt würde; er stöhnte und schwitzte und konnte kaum weiterkommen. „Komm doch — rief ihm sein voranschreitender Gefährte zu — in Gottes Namen!“ Da war derselbe von seiner Last plötzlich befreit und konnte ganz leicht gehen.

Theodor Lachmann nach mündl. Bericht in Alem. XVII. 264.

Einst ging ein angesehener Metzgermeister von Ueberlingen hier in dunkler Nacht vorbei. Da stieß ihn eine dunkle Gestalt gegen das Gewässer und erfaßte ihn zuletzt, um ihn

in den Weiher zu schleudern. Als der Morgen graute, erwachte der Mann aus tiefer Betäubung am jenseitigen Rande des Weihers.

L. Reich, Insel Mainau S. 186.



Konrad Waibel von Wattenberg und seine Söhne.

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts noch war Wattenberg bei Weildorf nur ein großer Hof, auf dem damals Konrad Waibel mit seinen Söhnen Heinrich und Kuno wirtschaftete. — Konrad, der Landrichter war und seine Gerichtssitzungen zu Schatebuch, der uralten Mal- oder Gerichtsstätte Schwabens an der freien Reichsstraße vom Schwabenland gen Ueberlingen abhielt, hatte schon manch' herbes Leid erfahren. Erst hatten ihm die „Hewstaffel" vier Jahre hintereinander Wies' und Weid zerstört und abgenagt, darnach starb ihm sein Aeltester weg, der Konrad, und als die Pest kam, nahm sie ihm seine Frau. —

Zwei Stunden von Wattenberg stand auf einer Anhöhe die kleine Burg Warth. Dort wohnte Herr v. Warth mit seiner Tochter Gertrude, der Verlobten Kuno Waibels von der Wattenberg. An einem Herbsttage waren die beiden Wattenberger Brüder, Heinrich und Kuno im Jagdrevier des Herrn von Warth gestreift, ohne Beute gemacht zu haben. Heimkehren ohne ein Wild wollten sie nicht, drum beschlossen sie noch nach der Schlucht der Teufelsmühle bei Winterbach zu gehen, trotzdem ein Gewitter im Anzug war. Unter einem vorspringenden Felsen fanden sie Schutz gegen Sturm und Regen, als plötzlich der Blitz in einen in der Nähe stehenden Baum fuhr und ihn zersplitterte. Ein schlankes Reh, das offenbar dort sich verborgen hatte, sprang erschreckt auf, floh auf Kuno zu und legte sich ihm zu Füßen. Voll Jagdeifers und trotz der Bitten seines sanfteren Bruders ergriff Heinrich rasch den Jagdspeer

und schleuderte ihn mit kräftiger Faust nach dem Tiere, traf aber unglücklicherweise seinen Bruder Kuno, der schwerverletzt zusammenbrach und nach Hause gebracht starb. Sein Tod ging seinem Vater so nahe, daß er ihn nicht lang überlebte; Gertrud, die Braut Kunos aber ging ins Kloster, denn als die Nachricht vom Tode ihres Verlobten auf ihrer Burg eintraf, starb Herr von Warth plötzlich am Schlage. So hatte sie an einem Tage alles verloren, was sie auf der Welt geliebt hatte. Ihr Schlößchen blieb verlassen und soll im Bauernkrieg vollends zerstört worden sein. — Heute steht dort der Hof Warth. —

Auf Heinrich, der jetzt Herr von Wattenberg war, hatte jener Vorfall die größte Wirkung. Das stürmische, leidenschaftliche Wesen war ganz von ihm gewichen. Sein einfacher rechtschaffener Sinn und die Klarheit und Ruhe seiner Worte, wenn er sprach, brachten ihn in große Achtung, so daß man ihn sogar zum Landrichter in Schattbuch*) ernannte. Wo sich das Unglück mit seinem Bruder zugetragen, ließ er ein kleines, steinernes Kreuz errichten, das erst im Schwedenkriege verschwunden sein soll. —

An der Stelle aber, wo Heinrich und sein Vater Konrad abstiegen, um das Landgericht abzuhalten, steht jetzt der Hof Schattbuch, der Gerichtsplatz ist etwas darüber, auf einem von Buchen beschattetem Hügel, wohin später ein kleines Häuschen kam, das Urteilshäuschen.

Hart neben der Straße von Salem nach Untersiggingen, auf der heute noch „Galgenbühl" genannten Anhöhe, fand der Urteilsvollzug statt. Der Galgen bestand ursprünglich aus drei Stein- später Backsteinsäulen und noch sind drei Löcher ersichtlich, worin sie einst standen. Der Ort ist als eine Art Wallfahrt in der Umgegend bekannt und wird häufig besucht, um für die armen Seelen zu beten. Die Aeste der Tannen hängen oft voll Bildern und Täfelchen. Der Platz wird besonders bei Nacht möglichst gemieden und umgangen. Die

*) Haintz der Waybel, ze den ziten landrichter des lantgerichtes ze Schadbach 1367 (Cod. Sal. 3, 179.

Bauern, die gewöhnlich morgens früh oder abends spät mit Fruchtwägen den Galgenbühl passieren, behaupten, es sei da nicht geheuer. Plötzlich schnauben die Pferde und ziehen keinen Strick mehr an; beten helfe nicht, aber ein tüchtiger Fluch vertreibe die bösen Geister und bringe das Gefährte wieder in Gang. Fast in allen dem Galgen benachbarten Häusern wird heute noch nach der gewöhnlichen Abendandacht ein Vater unser gebetet für die armen Seelen unter dem Hochgericht. — (Vergl. H. Staiger in „Wanderer am Bodensee" 1880.)

Der Weiler Wattenberg in der Gemeinde Weildorf erscheint schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts in den Akten von Salem, in denen auch schon im Jahre 1185 als Zeugen einer Schenkung genannt werden: Geroldus de Wattinberc und ein Konradus der Waibil von da.



Heiligenberg.



Vom Hohentwiel, wie vom Arenaberg aus, vom Bodensee und Rhein und von den Alpen aus ist Heiligenberg sicht-

bar, das durch manchartige, mittelalterliche Kunst berühmte Schloß des Fürsten zu Fürstenberg. Was heute diesen Namen führt, ist teils im 13., teils im 16. Jahrhundert entstanden; vorher stand die Burg der Grafen von Heiligenberg eine halbe Stunde westwärts, gegenüber einer Keltenfeste, auf einem Hügel, der, nach allerlei Funden zu schließen, vielleicht das Grab eines keltischen Häuptlings in sich schließen dürfte.

Ueber die Entstehung dieses „Alt-Heiligenberg" erzählt Thomas Lyrer von Rankweil sagenhaft: Zur Zeit der Kaiserin Helena kam ein Edelmann aus Trier. Diesen bat die Kaiserin, daß er in deutsche Lande zöge und ihr eine Stätte erwählte, wo sie der Heiligtümer aus Palästina einen Teil hinsenden könnte, daß sie verehret würden. Emerius, aus dem Geschlechte der Marpach in Trier, war willig, zog aus und besah sich manchen Ort. Zuletzt kam er in Schwaben auf einen Berg, der ihm recht gefiel. Hier baute er eine Kapelle zu Ehren des hl. Kreuzes. Dann zog er wieder zu Helena und sagte ihr, was er in Schwaben gefunden und geschaffen hätte. Die Kaiserin bat ihn, auch zu suchen, ob jemand auf dem Berge seine Wohnung nehmen wolle. Da antwortete er: „Könnt ich zu einigem Nutzen, Euch zu Ehren sein, so wollt ich selbst darziehen mit Weib und Kindern, denn es mir außermassen allda wohlgefällt." Dessen sagte sie ihm Dank. Er möge sich nur rüsten. Bald gab Helena dem Emerius ein großes Stück vom hl. Kreuze, von Krone, Säule, Geisel, Ruthe und von dem Essigschwamm; dann Teile vom Haar Mariä und von dem Mantel und dem Schleier; von Jesu Spottkleid und von dem Stein, auf dem er betete am Oelberg; und sie gab ihm sonst mancherlei Heiligtum und viel Gut an Gold und Silber. (Auffallend ist, daß heute noch in einem Jahrhunderte alten Reliquiar Dinge aufbewahrt werden, welche die obengenannten Bezeichnungen führen z. B. rötliche Haare Mariä, ein gelbseidenes Schleierstück und ein solches von dichterem schwarzem Gewebe 2c., während andere der angeführten Reliquien von einem Heiligenberger Grafen an einen Egon von Landau und von diesem 1204 an das Kloster Heiligenkreuzthal verschenkt wurden). — Mit all' den heiligen

Sachen zog Emerius wieder aus und baute sich auf dem Berge in Schwaben eine schöne Wohnung und Feste. Als er gebauet hatte, kam ein jämmerlicher Siechtag in die Welt, so daß die Leute nur niederfielen und gar viele starben. Auf einem Feld am tiefen See wohnte zur Zeit eine hl. Frau, Namens Clareta. Dieser besagte ein Traumgesicht, daß die Krankheit ein Ende nähme, wenn die Menschen auf den neuen Berg pilgern wollten. Von da an war großer Zulauf zum Berge, der samt Feste jetzt der „Heiligberg" genannt wurde, wie die Söhne des Emerius den Namen derer „von Heiligenberg" führten, die unter dem Volke viele Zinspflichtige und Unterthanen bekamen. — Dies Emporkommen der Heiligenberger war aber Zweien ein Dorn im Auge. Mit viel Streitbaren zogen sie am zwölften Tage des Märzen vor den hl. Berg. Vier Tage schon lagerten sie vor der Burg. Da ward alles Volk mit Blindheit geschlagen. Auf Frau Claretas Rat schlossen die Belagerer jedoch Frieden; wurden zu den Heiligtümern geführt und durch deren Segenskraft von Stund an wieder sehend. Zum Dank übergab der eine der feindlichen Herren seine Tochter dem Sohne des Emerius „Alban" zur Frau, indessen Emerius für diesen Sprößling die Burg Waldsee baute.

In späteren Zeiten scheint fast den Reliquien des hl. Papstes und Martyrers Felix I. größere Bedeutung beigelegt worden zu sein, als jenen der vorerzählten Sage. Ist es auch unbestimmt, ob diese Ueberreste im 13., 14. oder 15. Jahrhundert nach Heiligenberg kamen, sicher ist, daß die Schloßkapelle schon 1659 die Felixkapelle hieß; ja daß schon 1454 urkundlich vom „Heiligen sand felix dem bapsten" als dem Heiligen der „Schloßkapelle" die Rede ist. Von dieser Kapelle, die 1758 abgebrochen wurde, erzählt die Zimmern'sche Chronik, daß sie einst der Schauplatz eines Mordes war. Eine Gräfin von Heiligenberg nämlich wurde unschuldigerweise wegen Ehebruch verleumdet. Eines Tages saß sie in der Felixkapelle zum Gebet. Da stürzte der Graf mit bloßem Schwert herein und erstach sein Weib. Das Blut, das die weißen Wände befleckte, war nimmermehr auszuwischen. Graf Friedrich von

Fürstenberg und Graf Joachim gaben in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sich alle Mühe, es zu „verweißen". Aber alles war umsonst — „wie ich vil mit Fleis beschauet hab" schreibt der Chronist von Zimmern (Bd. I. 344). Es ist eine Sage das, wie sie dutzendfach mit und ohne Geistergeschichten aus alten Schlössern erzählt wird! Einzig in ihrer Art ist nur die Sage, welche als Beweis für die Aechtheit der Felixreliquien in einem Bericht an den Grafen von Fürstenberg a. d. 1590 aufgeführt ist. Zum Glauben an die Aechtheit — heißt es da — bewege den Berichterstatter das Miraculum, beim Grabe S. Felix sich zutragend, daß sich das Erdreich mit dem zunehmenden Mond erhebt und mit dem abnehmenden auch abnimmt. Sicher ebenso richtig, wie die andere Sage, die ich in der Zimmern'schen Chronik erzählt glaube, der Schutz des hl. Felix gehe im Schlosse Heiligenberg so weit, daß in demselben könne kein unrein' Werk verübt werden, und daß die Spatzen der Ursach halb allda sterben! —

Nachbarlich dem Heiligenberg steht im Walde die traute Klause „zur Egge" oder „Eke". Anno 1256 schon wurde sie von einem Heinrich Fink erbaut. Nach der Sage soll in der Kapelle der letzte Graf von Heiligenberg begraben sein. So sehr dies geschichtlich unrichtig sein dürfte, sprechen doch Gründe dafür, daß möglicherweise an der linken Altarstufe ein bisher unerforschtes Grab sein könnte.

M.

Der Name Heiligenberg kommt schon in Urkunden des 10. Jahrhunderts vor. Christen gab es am Bodensee jedenfalls schon sehr früh. Im Jahre 612 wurde die der Verehrung dreier heidnischer Standbilder anheimgefallene Kapelle der hl. Aurelia zu Bregenz durch Columba und Gallus dem christlichen Gottesdienst wieder gegeben. Nach einer Vermutung Ficklers, daß beim Eindringen der Alemannen die Christen verfolgt worden seien und erst später wieder das Kreuz hätten aufpflanzen können, müßte man die Sage von der Kreuzaufstellung als Allegorie betrachten. Das ist kaum anzunehmen; in 4. Jahrhundert war die Zahl der Christen am Bodensee jedenfalls noch sehr klein.

Die ersten Besitzer von Heiligenberg, die zum ersten Male in einer Urkunde vom Jahre 995 erwähnt werden, scheinen keine Grafen

gewesen zu sein. Vielleicht erhielten sie erst später den Titel Graf von Heiligenberg mit dem Grafenamt über den Linzgau. Nach der Geschichte starb der letzte Sprosse dieses Geschlechts, Graf Berthold, im Jahre 1298 als Bischof von Chur. Die Sage aber erzählt, er sei in äußerster Dürftigkeit in einer armen Hütte beim Dorfe Frickingen gestorben und in der Kapelle zur Ecke, wie erwähnt, begraben worden. Nachdem auch die Grafen von Werdenberg, die Grafschaft und Schloß von jenem Bertold um 500 Mark Silber gekauft hatten, im Jahre 1428 ausgestorben waren, kam das Schloß nach mancherlei Schicksalen im 16. Jahrhundert an die Fürsten von Fürstenberg, in deren Besitz es heute noch ist.

Nach Fickler, Schloß Heiligenberg 1853.

Wunderbare Erscheinungen am Himmel.

Den 4. Februar 1630 abends, von 8 Uhr an bis gegen 11 und 12 Uhr ist ein solches Wesen gesehen worden, ab welchem sich männiglich weit und breit verwundert: ist in Oesterreich und aller Orten gesehen worden, denn der Himmel war gelb und rot, ganz feurig über den Haylgenberg hinauf gegen Osten, als wenn irgendwo eine schreckliche große Brunst wäre. Man hat auch das Gewölk hin und wieder durcheinander ziehen sehen, als wenn zwei große Lager oder starke Armeen einander mit Scharfieren und scharmizieren hätten angegriffen und ein großes Blutbad angerichtet würde, denn es nahm sich dermaßen aus, als wenn man's vor Augen hätte. Alle Wehr und Waffen, mit welcher sie einander angriffen, Spieße, Stangen, Bücken (Piquen), ja auch allen Dampf und Rauch der Musketen, Stück und Schießen, alles Kehren und Wenden, Hin- und Widerlaufen hat man gesehen, als wenn man dabei wäre und eine rechte Feldschlacht wäre. Was nun dies für eine Vorbedeutnis sei gewesen (obwohl etliche dies nur für ein Meteor halten), so es Gott der Allmächtige vorgezeigt, wie und womit er uns wegen großer und vieler Sünden wolle strafen, insonderheit das hohe Teutsch, wird man laider in den nachfolgenden Jahren erfahren.

Alemannia III. S. 269 aus Sebastian Bürsters Beschreibung des Schwedischen Krieges S. 12. 13.

Der Scharfrichter zu Baufnang.

An der Straße von Ueberlingen nach Lippertsreute zweigt sich kurz vor letztgenanntem Ort in der Richtung gegen Salem ein Weg ab, welcher zunächst nach dem nahen Weiler Baufnang führt. In dem von beiden Straßen gebildeten Winkel, abseits von Baufnang, lag ehedem das einsame Wohnhaus des Scharfrichters; der Richtplatz mit Galgen aber war etwa eine Viertelstunde südöstlich beim jetzigen Bauerngut Berghof. Längst ist das Haus des Scharfrichters abgebrochen, statt dessen ward von den Nachkommen ein Wirtshaus näher an die Landstraße gebaut, welches zur Erinnerung an das Gewerbe der Urahnen den Schild „zum Schwert" führt. Hier wurde auch noch bis in die letzte Zeit das Richtschwert aufbewahrt und dasselbe erst kürzlich von einem Antiquitätenhändler angekauft, welcher es außer Landes brachte.

Im vorigen Jahrhundert wohnte noch im alten Hause der Scharfrichter Fidel Krieger, welcher streng und gewissenhaft seines schaurigen Amtes waltete. Nachts ward er einmal mit der Aufforderung geweckt, „sein Schwert zu nehmen und mitzukommen." Mit verbundenen Augen ward er in eine Chaise gesetzt, die mit ihm fortfuhr, er wußte nicht, wohin. Als nach geraumer Zeit die Chaise hielt, und man ihm die Binde abnahm, befand er sich in einem großen Gemach, wo eine Anzahl Geistlicher versammelt waren. Hier ward ihm nun der Befehl gegeben, mehrere Todesurteile zu vollstrecken. Alsdann ward Krieger wieder mit verbundenen Augen in einen etwa eine Viertelstunde langen Gang geführt, an dessen Ende eine Steinplatte sich öffnete. Nach Lösung der Binde erkannte er, daß er in einem unterirdischen Gewölbe war, vor sich 12 Mönche, die zum Tode Verurteilten. Nun vollzog er mit dem Richtschwert an sämtlichen das Todesurteil, wobei das vergossene Blut seiner Opfer ihm bis an die Knöchel reichte. Den letzten Streich konnte er kaum vollenden, denn der dem Tode Geweihte nahm, die Hände im Gebete faltend, sein Geschick mit solcher Sanftmut und Ergebung hin, daß der Scharf-

richter vom tiefsten Mitleid ergriffen ward. Auf gleiche Weise, wie Krieger gekommen, ward er wieder heimgebracht, ohne jedoch erfahren zu haben, wer die Hingerichteten waren, und was sie mit dem Tode gesühnt. Auch später konnte er nie Näheres erfahren; nach seinem Dafürhalten aber geschah die Verkündigung des Todesurteils im Kloster Salem und die Hinrichtung in einem der unterirdischen Gänge, deren es von Salem bis gegen Heiligenberg und andererseits bis an den Heidenlocher Weiher verschiedene giebt. Auch in Baufnang und Umgegend glaubte man das.

Nach einer anderen Mitteilung waren die Verurteilten nicht Klostergeistliche, sondern rebellische Bauern und ihre Zahl hundert, welche Tags zuvor gefangen genommen und ins Kloster geschleppt, zum Tode verurteilt und in einem unterirdischen Gang enthauptet wurden bis auf den hundertsten, dem man das Leben schenkte.

Theodor Lachmann nach mündl. Bericht in Alem. XVII. 263. Hebels Hausfreund Birlinger, Aus Schwaben II 449 ff. Alem. 9, 272. B. 281.



Der Minkreiter bei Bambergen.

Die alte Straße von Ueberlingen über Lippertsreute ins Salemerthal führt in der Nähe von Bambergen, oberhalb des Hefhäusles in bedeutender Steigung durch den Wald gegen den Schönbucherhof und wird hier von einem Waldweg gekreuzt. Dieser Weg heißt der Minkweg; der Name soll von ehemaligen Abtei Salem'schen Förster herrühren, welcher auf einem Schimmel-Wallachen (Mink) und von einem schwarzen Hund begleitet seine Forsten von Salem über Owingen bis nach Münchhof bei Stockach durchritt; er war ein Tyrann seiner Untergebenen, plagte die Waldarbeiter, namentlich die Bannwarte und Holzhauer, aufs schändlichste, fluchte gräulich und führte gottlose Reden. Deshalb mußte er nach seinem Tode umgehen. Manchmal in der Nacht hört man den Minkreiter im Walde fluchen und krakehlen; noch jetzt verwirrt er

oft die Leute, die die Steige hinaufgehen, so daß sie den Weg nicht mehr finden und schließlich da aus dem Walde herauskommen, wo sie hineingegangen; oder er macht die Pferde scheu, daß sie den Wagen umwerfen. Mitunter hemmt er auch das Fuhrwerk derart, daß es nicht mehr weiter gebracht werden kann und umkehren muß. Gar mancher fürchtet sich, nachts allein durch den Wald zu gehen; Frauen holen häufig aus dem Hefhäusle einen Mann, der sie bis zum Ausgang des Waldes begleiten muß.

Ein Bauer fuhr einmal nachts mit zwei Pferden den Berg hinan; da hörte er aus dem Walde Rossegewieher und hielt an, um das Tier herankommen zu lassen; allein es kam nichts, trotzdem das Gewieher fortdauerte. Nun fürchtete er, es sei der Mink, und fuhr rasch von dannen. — Einstens ging ein Knecht aus einem benachbarten Hof schimpfend und fluchend mit seinem Meister durch den Wald; beim Minkweg angekommen, rief er: „Mink! jetzt komm einmal!“ Da stand plötzlich ein großer Mann neben ihm und gab ihm eine solch kräftige Ohrfeige, daß er zu Boden stürzte. Dann war der Mann wieder verschwunden. Alles dies ward auch vom Meister wahrgenommen. Der Knecht ging aber seitdem nie mehr, weder bei Tag noch bei Nacht, durch den Wald. — Vor mehreren Jahren marschierte ein beurlaubter Soldat bei Mondschein heimwärts durch den Wald und bemerkte auf einmal hinter sich einen großen, schwarzen Hund, der ihm folgte; der stehen blieb, wenn er stand, und der weiter ging, wenn er ging. Der Soldat hielt seinen Säbel bereit; aber der Hund that ihm nichts zu leid, ja er murrte gar nicht, sondern folgte ihm bis auf die Höhe, wo der Minkweg die Landstraße schneidet. Hier verschwand der Hund plötzlich.

Theodor Lachmann nach mündl. Bericht in Alemannia XVI 219.



Das Totengäßle bei Bambergen.

Von Bambergen führt gegen das Pfarrdorf Owingen ein ziemlich steiles Sträßchen, welches das Totengäßele heißt.

Dieser Name stammt aus der Zeit, da die Pest herrschte. Damals wurden die Toten, welche herumlagen, hier haufenweis hinaufgefahren nach dem Friedhof in Owingen. Der Umherliegenden waren so viele, daß man ohne weitere Untersuchung und ohne Sarg alle zusammen auf den Wagen lud und fortschaffte. Bei einem solchen Leichentransport fiel einmal einer der Aufgeladenen vom Wagen; der Fuhrmann, der es wohl bemerkte, aber nicht anhalten wollte, fuhr weiter mit den Worten: „Den lassen wir liegen und nehmen ihn morgen mit.“ Der Herabgestürzte war jedoch nur scheintot gewesen, kam wieder zu sich, und am andern Morgen war der Fuhrmann tot und ward nun von dem Totgeglaubten, der jetzt dessen Stelle einnahm, mit den übrigen Leichen das Gäßele hinaufgeführt.

Nach andern rührt der Name Totengäßele von einer Mordthat her. Oberhalb des Sträßchens steht ein verwitterter Stein, auf dem eine Scheere eingemeißelt ist. Er soll zum Gedächtnis einer Näherin, die vor vielen Jahren auf diesem Weg umgebracht ward, gesetzt worden sein, und seither soll das Sträßlein Totengäßele heißen.

Theodor Lachmann nach mündl. Bericht in Alem. XVII. 266.



Der Kirchenbau von Altheim.

Bei dem etwa drei Stunden landeinwärts von Ueberlingen gelegenen Dörfchen Altheim steht auf einem Felde in in der Nähe des Schulhauses ein Steinkreuz ohne Inschrift und Jahrzahl. Auf diesem Felde wollte man zuerst die Kirche bauen. Schon lagen Mauersteine und Holzwerk bereit auf dem Platze. Aber jedesmal, wenn man mit dem Bau beginnen wollte, war das gesamte Baumaterial verschwunden und lag jeweils des Morgens auf einem kleinen Bühl im Orte. Um nun der Sache auf die Spur zu kommen, ward ein Mann beauftragt, nachts auf dem erwähnten Bauplatz zu wachen. Andern Morgens aber ward der Wächter erdrosselt auf der

Stätte gefunden, die Bausteine und das Balkenwerk fehlten wieder und lagen wie immer auf dem kleinen Bühl. Da gab man den bereits bestimmten Bauplatz ganz auf und baute die Kirche auf der Stelle, wo man jeweils die Baumaterialien früh morgens getroffen. Der Bau ging hier rasch und ohne Störung vorwärts, und es erstand die jetzige, dem hl. Pankratius geweihte Pfarrkirche mit weithin sichtbarem Turme.

Eine ähnliche Sage geht auch über den Kirchbau von Roggenbeuren.

Theodor Lachmann nach mündl. Bericht in Alem. XVIII. 181.



Die Zwingenburg bei Billafingen.

Ungefähr anderthalb Stunden landeinwärts von Ueberlingen zieht sich fast paralell mit dem Ueberlingersee das fruchtbare Billafingerthal hin, zu beiden Seiten von hohen Bergzügen eingerahmt. Der südliche Bergzug ist mit dichtem Tannenwald besetzt, aus dem westlich vom Dorfe Billafingen ein runder Hügel hervorschaut, welcher von einem Erdwall umgeben ist, der steil gegen die Thalseite abfällt. Es ist dies ein sogenannter „Ringwall", eine „Völkerburg" und heißt wie das ganze Gewann „Zwingenburg".

Nach den Erzählungen des Volkes stand auf diesem Hügel dereinst ein Schloß, dessen Besitzer, die „Zwingherrn", einen sehr üppigen, ausgelassenen Lebenswandel führten. Sie bedrückten ihre Unterthanen aufs schändlichste und zwangen die Bräute des Thales, vor ihrer Hochzeit jeweils vier Wochen auf der Burg zuzubringen. Der letzte der Zwingherrn trieb es noch am schlimmsten; seine Greuelthaten machten ihn überall verhaßt. Um deshalb seine Wege zu verbergen, ließ er sein Reitpferd verkehrt beschlagen. Auf seiner Burg hielt er oft unsittliche Bälle ab. Das Maß seiner Laster aber war nun voll. Als am Weihnachtstage seine Frau in die Kirche nach dem benachbarten Bondorf gegangen, war bei ihrer Rückkehr das Schloß spurlos verschwunden. Die wenigen Bewohner, die

sich noch zu flüchten gewußt, erzählten der Schloßherrin: während des Gottesdienstes habe der Herr in unanständigem Aufzug mit dem Dienstmädchen einen Tanz aufgeführt, und da sei die Burg in die Tiefe verschwunden. Auch ein Kind war noch gerettet worden, da es die Wärterin in einem irdenen Topf hatte den Berg hinab rollen lassen.

Andere erzählen den Untergang des Schlosses folgendermaßen: An einem Sonntag war während des Vormittagsgottesdienstes bei lustiger Musik ein Ball in der Burg gehalten. Da ereilte die Frevler die gerechte Strafe. Der Himmel verfinsterte sich, schwarze Wolken zogen sich zusammen, ein heftiges Gewitter mit schrecklichem Blitz und Donner brach plötzlich los, und ein Blitzstrahl traf das Schloß, welches mit Mann und Maus niederbrannte. Die Großmutter wohnte gerade dem Gottesdienste in Billafingen bei; da kam der Schloßhund, welcher sich losgerissen, mit der Kette zu ihr in die Kirche, und die Greisin wußte nun das Schicksal der Burg.

Von einem Gebäude finden sich jedoch auf dem Bühl keine Reste; nur lose Steine liegen umher; ebensowenig sind irgendwo Brandspuren zu entdecken. Dunkle Tannen bedecken den Berg und zahlreiche Fuchslöcher schauen an den Abhängen vor und zeigen, daß der ganze Hügel unterminiert ist. Die Leute aber behaupten, daß tiefe Verließe weit unter der Erde hergehen und einen Schatz bergen. Noch jetzt suchen am Charfreitag bisweilen Knaben nach Geld und sollen solches auch schon gefunden haben. Auch der Großvater des benachbarten Hofbauern soll hier einst Goldmünzen in großer Menge ausgegraben haben und dadurch reich geworden sein. Einst gingen Kinder auf die Zwingburg und sahen erstaunt unter einer Tanne einen ganzen Haufen „Zugröhren“ (Röhrenknochen von Schafen und Ziegen, welche zum Befestigen der Zugstränge am Roßkummet dienen.) Sie erzählten dies zu Haus, worauf ihr Vater auf den Berg ging, aber nirgends war mehr etwas zu sehen. Hätten die Kinder die Nadeln gleich mitgenommen, so hätten sie viel Geld nach Hause gebracht. — Ein andermal besuchten Knaben die Zwingenburg und sahen ein glänzendes

Kegelspiel samt Kugeln daliegen. Sie setzten die Kegel auf und kegelten nach Herzenslust; plötzlich aber rollten Kegel und Kugeln den Abhang hinab und waren nicht mehr zu finden. Zu Hause erfuhren die Buben, daß es ein goldenes Kegelspiel gewesen. — Vor einigen Jahren begaben sich einige Männer aus dem Thal auf die Zwingenburg, um den Schatz zu heben. Beim Graben stießen sie auf eine eiserne Kiste und wollten sie eben herausnehmen, da sagte einer der Schatzgräber: „Schau! da springt eine Haselmaus herüber!“ Auf dieses versank plötzlich die Kiste; denn beim Schatzgraben darf kein Wort gesprochen werden. Eine Stimme aber ließ sich vernehmen: „Der Schatz ist nun so weit herabgesunken, als das Billafinger Thal tief ist.“ Jetzt liefen die Schatzsucher erschrocken davon und ließen sich nicht mehr zum Weitergraben herbei. Bisweilen sieht man am Fuße des Berges einen schwarzen Mann herumlaufen. An Weihnachten soll schon öfters während des Vormittagsgottesdienstes Tanzmusik von der Zwingenburg herabgetönt haben.

Theodor Lachmann nach mündl. Bericht in Alem. XVIII. 179.



Pfullendorf.

Die Pfullendorfer wollten einst den Fulgenstädtern ihren Namen abkaufen. Als Kaufsumme boten sie so viele Kronenthaler, als auf den ganzen Weg von Pfullendorf bis Fulgenstadt Schritt für Schritt gelegt werden mögen. Die Fulgenstädter aber gaben ihren Namen nicht her um Geld und heißt so noch heute die Stadt Pfullendorf Dorf und das Dorf Fulgenstadt Stadt.

Birlinger, Aus Schwaben I Nr. 28.

Der rettende Brotlaib.



Um die Jahr nach Christi Geburt 1360 mußt die Stadt Pfullendorf viel Anstoß von ihren Nachbarn erleiden. Die Stadt war unter dem Kaiser Friedrich Barbarossa von Graf Rudolf von Pfullendorf, dem die Stadt dazumal als Eigentum zugehörte, an bemelten Kaiser erblich gefallen, als der Graf ohne Leibeserben gestorben war. Ist auch von seinen Nachkommen, Kaisern und Königen, auch Herzogen zu Schwaben, viel Jahr innegehabt und besessen worden. Nachdem aber der letzt Herzog von Schwaben, mit Namen Conradin von Herzog Karl von Anjou erbärmlich in angehender Jugend umgebracht worden, ist das Herzogtum Schwaben in viele Teile zerstreut und von einander kommen. Und haben sich nit die wenigsten Städt in Schwaben, die dem Herzog von Schwaben erblich zugehört hatten, zu dem Reich (als Reichsstädte) gethan, mit andern Reichsstädten sich verbunden, auch endlich darbei geblieben bis heute, unter welchen Städten auch Pfullendorf gewesen. Dieselbig hat hernach wie auch andere Städte viel Feindschaft und Aufsätzigkeit von dem benachbarten Adel gehabt.

Nun begab es sich um jenes Jahr, daß ein Anschlag gegen die Stadt Pfullendorf gemacht ward, daß sie nächtlicher Weile die Stadt zu bestimmter Stunde mit drei Haufen zu Roß und zu Fuß heimlich umzingeln und ihnen früh morgens mit dem kleineren Haufen ihre Viehherden überfallen und wegtreiben wollen, der Hoffnung, daß die meisten Bürger bei einem solchen Anblick ungestüm und ohne alle Ordnung

aus der Stadt eilen würden, um ihr Vieh zu retten. Damit könnte man sie von der Stadt weglocken, dann umzingeln und nach allem Vorteil angreifen. Derweil könnten die zwei übrigen Haufen die unbewehrte Stadt leichtlich einnehmen, plündern oder aber gar behalten.

Diesen Anschlag hat Herr Werner von Zimmern gewußt, vielleicht ist er dabei gewesen, als der Plan gemacht worden. Haben ihn die von Pfullendorf, so seine besonders guten Nachbarn, höchlich gedauert, und ob er sie wohl hätt warnen können, hat ihm solches zu verraten ungebührlich gedünkt. Darob ward er traurig. Wie nun die Weiber gewöhnlich am fürwitzigsten, begab es sich, daß seine Gemahlin, Frau Brigitta von Gundelfingen, ihn mehrmals nach der Ursach seiner Bekümmernis gefragt. Als er nun ihr nichts hat sagen wollen, sondern ihr befohlen, ihn allein zu lassen, hat sie gethan, als ob sie zu andern Geschäften sich schicke, ist aber gleich wieder ohne sein Vermerken zu dem Gemach gegangen. Hat Herr Werner vermeint allein zu sein und mit sich selbst über obgehörte Anschläg gesprochen, dabei auch den bestimmten Tag, da die Anschläg sollen stattfinden, genannt. Alsobald Frau Brigitta diese Rede gehört, ist sie davon geschlichen, hat aber nit dergleichen gethan, als ob sie was wisse. Schrieb gleich den andern Tag dem Bürgermeister zu Pfullendorf, der ein Gremli gewesen, und eröffnet ihm den Anschlag. Diesen Brief hat sie heimlich durch einen vertrauten Brotbecken in ein Weißbrot backen lassen und dann einem Boten gegeben, mit dem Befehl, solches ohne Verzug gen Pfullendorf zu tragen, daselbst dem Bürgermeister Gremli selbst in die Hand abzugeben, auch dabei zu sagen, er solle sich solch Brot wohl empfohlen sein lassen.

Der Bürgermeister hat sich nit wenig verwundert, ist aber doch in sein Gemach gegangen und hat das Brot aufgebrochen, darin er den Warnbrief der Frau gefunden. Wiewohl er nun nit wenig erschrocken, hat er doch, ohne jemand von der drohenden Gefahr wissen zu lassen, bis der bestimmt Tag kommen, die Stadt in großer Hut und Verwahrung gehalten.

Als die bestimmt Zeit erschienen, sind die Herden wie gewöhnlich vor die Stadt hinausgetrieben worden. Als aber ein Haufen der Feinde im Feld sich sehen lassen, welche die Herden mit Gewalt davontreiben wollen, hat der Mehrteil der Bürger den Feinden nacheilen wollen. Solches aber wollt ihnen der Bürgermeister nit billigen, viel weniger die wohlbewachten, geschlossenen Thore öffnen lassen, sondern er berichtet die Bürger der gegenwärtigen Gefahr, auch was der Feind Anschläge wären. Also ward die Gemeind von ihrem Vorhaben abgehalten. Als nun die Feind gesehen, daß ihr Anschlag verraten, sind sie aus dem Hinterhalt um die Stadt wieder abgezogen, was die von Pfullendorf von ihren Türmen und Mauern wohl hatten sehen mögen.

Jetzt haben sich die von Pfullendorf mit anderen Städten und Nachbarn verbunden, auch mit solcher Vorsicht gehandelt, daß sie fürder solchen Ueberfalls und Untreue überhoben, bei dem Reich bleiben können.

Zimmern'sche Chronik I 206 ff.

Zu ewigem Gedächtnis an diese merkwürdige Rettung der Stadt beschlossen die Pfullendorfer, alljährlich am Tag, als die Stadt eingenommen werden sollte, ein Hochmal zu halten und zu solchem die Herren von Zimmern zu laden. Welches lange Zeit also blieben ist. Später hatte solch Hochmal auf keinen gewissen Tag im Jahr statt, sondern sie pflegten es zu halten, wenn sie ihre Jahresrechnungen vor Weihnachten abschlossen. Nach Walchner, Geschichte von Pfullendorf, hörte diese Gewohnheit mit dem Aussterben des Zimmern'schen Geschlechts im 16. Jahrhundert auf.



Die ehrsamen Bürger von Pfullendorf verehren dem Kaiser Friedrich einen Korb schön gebackener Schnitten.

Kam da einst Kaiser Friedrich ums Jahr 1458 von Buchhorn gen Pfullendorf. Da ward allda eifrig beratschlagt, wie der Kaiser zu empfangen und beschenken sei. Sonderlich ward verhandelt, daß dem Kaiser was Seltsames zu schenken wäre. Gold- und Silbergeschirr, Wildpret und Fisch wären

dem Kaiser nichts Fremdes, würden ihm sonst hin und wieder überflüssig verehrt.

Gab herauf der obrist Zunftmeister den Rat, ihm dünke gut ein schöne und neue Wannen oder Zainen (Korb) voller gebackener, goldener Schnitten, schön aufgehäufet, daran die Eier nit wären gespart worden. Darüber sollte man ein schneeweiß Tuch decken und dem Kaiser präsentieren. Dieser Ratschlag gefiel dem alten und neuen Bürgermeister gar wohl, auch einem ganzen Rat. Darauf ward das Präsent dem Kaiser mit hohen Ehren überantwortet, der sich solches auch wohl gefallen ließ.

Zimmern'sche Chronik III 354.

Ähnliche Streiche werden hier viele erzählt. Als Kaiser Maximilian einst von Constanz gen Buchhorn (Friedrichshafen) fuhr verehrten ihm die Buchhorner einen Baum, mit Grund und Wurzeln ausgegraben und allso auf's Schiff gebracht.

In Böcklipruck erhielt derselbig Kaiser einen lebendigen Hasen in einem Sack, mit der Bitte, man solle ihnen denselben Sack, so an einem blauen Flecken zu erkennen sei, wieder zustellen.



Viel Uebel um Aepfel.

Während der traurigen Zeit des Schwedenkrieges kam u. a. auch der Feldmarschall Gustav Horn auf seinem Marsche nach Ravensburg im Januar 1634 in die Stadt Pfullendorf und verweilte über drei Stunden in derselben. Unglücklicher Weise versäumten die Stadtvorsteher, dem gestrengen Herrn Marschall ihre Aufwartung zu machen; was ihn aber noch mehr verstimmte, war, daß seinem Wunsche, Aepfel zu haben, entweder geflissentlich oder aus Unachtsamkeit nicht entsprochen wurde. Mit den schlimmsten Gesinnungen verließ er diesen unhöflichen Ort.

Die Folgen davon blieben nicht lange aus; denn schon am 18. Hornung ließ der Oberst Plato allen Fruchtvorrat im Pfullendorfer Spital wegnehmen und nach Ulm abführen.

Auf die gemachten Gegenvorstellungen gab er zur Antwort: Man habe dem Feldmarschall bei seinem Hiersein einige Aepfel versagt, und doch sei nun hier im Spital ein ganzes Gewölbe voll davon gefunden worden. — Hierauf forderte der Oberst alle Schlüssel zum Spital ab, schaltete über alles nach seinem Willen und Belieben und nahm endlich alle Lebensmittel, so wie 24 Melkkühe weg. So blieb es bis zum 19. März, wo die Schweden abzogen und nur noch 4 Kühe stehen ließen. Die anderen wurden geschlachtet und das Fleisch mitgenommen. Dem Obersten Plato jedoch mußte noch zum Danke für sein schonendes Verfahren ein Geschenk von 50 Thalern beim Abzuge gegeben werden. Diesen Gästen folgten überdies bald darauf noch viel beschwerlichere, und die gute Stadt hatte so viele Mäuler von Schweden zu füttern, daß man gestehen muß, die Pfullendorfer haben noch niemals in so saure Aepfel beißen müssen, als damals, nachdem sie die süßen dem Herrn Feldmarschall verweigert.

Vergl. K. Walchners „Geschichte der Stadt Pfullendorf." Constanz 1825. S. 87 ff.



Der in eine Wildgans verwandelte Gastwirt.

Nicolaus von Wyl, Kanzler des Grafen Ulrich von Württemberg erzählt zum Beweise, daß Menschen durch Zauberei in Tiere verwandelt werden können, folgendes:

Von Herrn Michel von Pfullendorf, dozemal kaiserl. Kammerschryber han ich gehört, daß ein Wirt und Gastgeb in seiner Stadt, Ehr und Gut habend, bei seiner Treuen hoch und teuer rede, daß er durch Einwirkung einer Frau ein ganzes Jahr eine wilde Gans gewesen sei mit andern solchen Gänsen umherfliegend, so lang, bis einstmals eine andere Gans im Gezänk und Kampf ihm vom Gesicht bis zum Hals etliche Risse beigebracht und ihm einen Zauber in einem Tüchlein auhing. — Walchner, Gesch. d. Stadt Pfullendorf S. 154.



Maria Schreikapelle.

Unweit Pfullendorf ist eine Kapelle, Maria Schrei. Nach der Sage soll jemand dort nach einem im Freien stehenden Muttergottesbild geschossen haben, worauf ein gellender Schrei in der Luft gehört worden sei, daher die Benennung „Maria Schrey.“ (Nach Birlinger und anderen.)

Als im Jahre 1632 die Schweden sengend die Seegegend durchzogen, wurde die alte bereits dort sich befindliche Kapelle in Brand gesteckt. Während die Flammen das Innere des Kirchleins ergriffen hatten, siehe, da erhob sich, so erzählt die Ueberlieferung, das Gnadenbild in die Luft und ward schwebend in Rauch und Feuer gesehen. Unverletzt blieb es erhalten, und zum bleibenden Gedenken daran wurde die Kirche wieder hergestellt 1655 und 1667. (Nach Rolfus, Klänge).

Die Zimmern'sche Chronik I 418 erzählt:

Hamman von Reischach, der lange Jahr ein geschworener Feind der Stadt Ulm gewesen, hatte das Unglück gehabt, den

erbitterten Städtern in die Hände zu geraten. Er wurde zum Tod durch's Schwert verurteilt. Wohl eilte auf Bitten der Verwandtschaft die Herzogin von Oesterreich, Witwe zu Rottenburg, in aller Eile nach Ulm; die Bürger waren von ihrem Kommen unterrichtet, und während die Herzogin zum einen Thor einritt, führten sie den Reischach zum andern hinaus und schlugen ihm das Haupt ab. Eben zu der Zeit versprachen zwei Schwestern des Reischach, die zu Waldt im Kloster lebten, aus Sorge um ihres Bruders Geschick eine Wallfahrt zu Unserer lieben Frauen, der Schrayen bei Pfullendorf. Wie sie nun dieselbe leisteten — geschah eben auf Tag und Zeit seiner Enthauptung — da hörten sie aus heiterem Himmel einen großen Donderklapf. Da sagt ihnen ihr eigen Herz, daß es wohl schlimm um ihren Bruder stehen müsse, vollendeten die Wallfahrt mit großer Traurigkeit, und in drei Tagen darauf da brachte man ihnen ihres toten Bruders Leib; der ward zu Waldt im Kreuzgang begraben. —

Die älteste urkundliche Erwähnung der Kapelle fällt ins Jahr 1360. capella s. Mariae zu der Schrayen.

(siehe Topograph. Wörterbuch von Baden, Art. Pfullendorf.)



Die Stegstrecker.

Den Andelsbach bei Pfullendorf mußte man, so man hinüber wollte, lange Zeit durchwaten., weil diese Reichsstadt mit dem benachbarten Gutsherrn sich nicht über den Kostenteil einigen konnte, den er am Stegbau übernehmen sollte. Als man nun endlich doch damit im reinen war, wurde der Steg gebaut; aber als er fertig war, befand man ihn leider zu kurz. Da ließ ihn der Stadtrat ins Wasser legen, um ihn aufzulockern, und dann wurden an beiden Enden Löcher gebohrt. An diese spannten jetzt die Pfullendorfer die Spitalpferde, je vier an ein Ende, und trieben sie nach entgegengesetzten Richtungen, um den Steg in die Länge zu dehnen.

Aber wahrscheinlich waren die Pferde nicht stark genug, denn man sagt, daß der Steg gar nicht im geringsten länger geworden sei.

Seither nennt man die Pfullendorfer auch die Stegstrecker.

Bernh. Baader. Volkssagen 1851. Nr. 4.



Ein Schloß versinkt in der Christnacht.

An der Landstraße, welche von Stockach durch das Owinger Thal nach Ueberlingen führt, liegt links, ehe man zum Dorfe Mahlspüren kommt, auf dem ziemlich steilen Rücken des etwa 60 Meter hohen Heubergs der sog. Schloßbühl. Auf diesem wallartigen Erdwerke erhob sich in alten Zeiten ein mächtiges Schloß, welches gegen Westen durch ein tiefes Thal von einem gegenüberliegenden Höhenzuge, der „Hinterburg" genannt wird, getrennt war. In diesem Thale ward der durchfließende Bach zum See gestaut, und dadurch der Schloßbühl sehr fest gemacht, weil er so nur von Norden her auf schmalem Bergrücken einen Zugang bot.

Wer diese Burg bewohnte, weiß niemand mehr. Die Sage erzählt, daß böse und leichtsinnige Ritter in ihr hausten, und daß, als dieselben in einer Christnacht bis gegen Morgen dem Tanzvergnügen fröhnten, ihr festlich beleuchtetes Schloß mit Mann und Maus spurlos in die Erde versank, während die Glocken der Umgebung die Gläubigen zur Christmette riefen. Seitdem sind Burg und Ritter verschwunden; nur ein altes Schloßweiblein mußte von Zeit zu Zeit um den Heuberg herumgeistern. Leute, welche zur Adventzeit am Schloßbühl Geld suchten, hörten dies Weiblein oft rufen. Dasselbe erschien einst auch Hirten aus der Nachbarschaft, indem es ihnen z'Nüne bringen wollte. Als es in dieser Absicht sein mitgebrachtes Weißbrot mit einem silbernen Messer schnitt, haschte ein Hirte nach diesem, um es dem Weiblein zu entreißen.

Dieses erhob aber einen gellenden Schrei und verschwand spurlos. Seither scheint der Schloßgeist auf dem Heuberge erlöst zu sein; denn das Weiblein ward nie mehr gesehen, auch nicht gehört.

Dr. Schebler in Alemannia XII. 160.



Meßkirch, Donauthal und die Hardt.

Die Grafen von Zimmern.

Melusinensage vom Grafen von Zimmern.

Es ist auch unter unsern alten Vorfahren eine Sage gewesen, daß ein Freiherr von Zimbern, ein Freiherr von Tengen, samt einem Grafen von Kirchberg vor etlich hundert Jahren über's Meer gezogen seien und seien lange im Krieg gegen die Ungläubigen gelegen. Einstmals seien sie mit einander an das Meer spaziern geritten; da seien sie zu einem lustigen Platz gekommen, da stiegen drei schöne Frauen aus dem Meere auf. Zu diesen seien sie geritten, hätten sie gegrüßt, und ein freundliches Gespräch geführt, und seien dermaßen von den Meerfrauen beredet worden, daß sie ihnen die Ehe versprochen, auch folgends ihr Lebenlang bei ihnen blieben seien. Und soll vornemlich von diesem Freiherrn von Zimmern eine besondere Linie abstammen.

Dieweil aber solches fabulosum, zudem unwissend, wann, durch welche Ursache, auch wie solche Herren mit Namen geheißen, so hab ich's vor authenticum nit anziehen, sondern will's allein für eine alte Sag, die vielleicht unsern Vorfahren zu Gefallen erdichtet, melden.

Es haben die drei Grafen Kinder von den Meerfaiinen bekommen, daher dann, wie ich von Alten gehört, Frau Margret von Oettingen, so sie über ihren Gemahl, Herrn Johannsen Wernhern, Freiherrn von Zimmern, oder über ihre jungen Söhne entrüstet gewesen, in Ungeduld soll gesagt haben: Diese oder jene Mängel kommen noch von der Meerfain her. Solchs Alles ist gleichwohl unglaublich, kann auch nit wohl in unsern Verstand gebracht werden. Zudem unsere Lehrer gemeinlich dem Text allein anhangen und was sie in ihren täglichen Büchern nit finden, entweders nit wissen wollen oder doch dem keinen Glauben schenken.

(Zimmern'sche Chronik I. 27.)

Blutflecken vergehen nicht.

Herr Gottfried Werner von Zimmern besaß zwe scheffelin (lanceola), damit Graf von Sonnenberg von den gräflich Werdenbergischen Reitern bei Hundersengen anno 1511 ermordet worden war. Daran haben die masen des schweiß (Blutes) nit megen ausgebutzt oder ausgefegt werden, da hat kein arbeit an geholfen. Eine Waffe mit solchen Blutflecken aus Spanien wurde auch zu Wildenstein aufbewahrt.

(Zimmern'sche Chronik II. 262.)

St. Wolfgang.

Es hat vor unvordenklichen Jahren eine alte hülzene Kassa gehabt zu St. Martin zu Mößkirch, ist mit schönen, altfränkischen Bildern geschnitten und gefaßt gewesen, voller Heiltümer; und haben unsere Vorfahren geglaubt, es sei der Leib St. Wolfgangs, wie es denn allernächst bei Mößkirch ein Kirchle und einen Flecken gehabt, welches jetzund zerstört, aber immer noch zu St. Wolfgangen genannt wird. Man hat gesagt, man dürfe diese Kassa nit öffnen, oder es werde demselben nit wohl deshalb ergehen; deshalb auch die alten Herren sich ihres Fürwitzes nie haben überwinden lassen. Jedoch nachdem Herr Gottfridt Wernher die Kirche zu St. Martin wiederum auferbaut, hat er die Kasse guter Meinung

öffnen lassen. Da hat man die Truhe voll vermoderten Gebeins und einen alten Pergamentbrief dabei gefunden, den man, da er sehr vermodert und verblichen gewesen, nit hat lesen können.

(Zimmern'sche Chronik II. 541.)

Der Geist in des Grafen Gottfried Werners Wohnung.

Es war Graf Gottfried zu Meßkirch schwer krank, deshalb er sich von dem Beichtvater mit den hochwürdigen Sakramenten versehen lassen. Des andern Tags, wie er zu Morgen aß, kam ein Geist (ob es der gute oder böse Genius gewesen, ist zweifelig), der schürt ihm das Feuer im Ofen und klopft an der Thür, wiewohl er das nit hörte, auch war kein Feuer im Ofen. Ueber eine kleine Weil klopft er drei Mal an einen Kasten in der Stube, durch den man in ein Briefgewölb hinabstieg; auch war es nit anders, als ob ein Mensch in dem Kasten wär und sich umkehrte. Darob erschracken der Vetter des Grafen, auch die Diener und Grafen. Derselbig Geist hat sich vor dem Gemach und im Saal viel Unruhe gemacht und dem alten Herrn, auch andern Leuten viel Unruhe gemacht. Als der alte Graf bei zwei Jahren zuvor eines Abends spät nach dem Nachtessen auf dem Gang spazieren ging und betete, trieb ihn der Geist vom Saal wieder in sein Gemach. Wiewohl er nichts gesehen, hat er ihn doch deutlich durch den Saal gegen sich gehen hören, und war ihm nit anders, als ob er ihm gegen das Angesicht griffe.

Am dritten Tag, nachdem Graf Göttfridt Wernher versehen worden, hat sich der Geist in sichtbarer Gestalt am hellen Tag gezeigt. Den hat Graf Froben Christoph um neun Uhr Vormittags vor seines Vetters Gemach auf und ab im Saal gehen sehen. War eine lange Person und hat einen schwarzen Hut und ein schwarzes, langes, fliegendes Kleid wie ein Kittel. Das Angesicht konnt er nit sehen, wiewohl der Geist nit über zehn Schritt von ihm war. Der verschwand, sobald der Graf vortrat. Selbigen Tags kam auch

um die Mittagszeit eine große Anzahl Raben. Die saßen auf allen Türmen und Mauern am Schloß und hatten ein wildes Geschrei und Beißen. Das währte fast den ganzen Tag bis gegen Abend, insonderheit aber auf dem Turm, darin Graf Gottfridt Wernhers Gemach war, wiewohl er dessen nit achtet oder vielleicht nit gehört. Der alte Graf ist bald darauf gestorben und ist sein Genius etliche Jahr darauf mehrmals gesehen worden.

(Zimmern'sche Chronik IV. 167 ff. 173.)

Geist zu Meßkirch und Wildenstein.

Als einst im Sommer eine Krankheit zu Meßkirch herrschte, wie nicht selten, zog Frau Margareth von Zimmern mit ihren Kindern auf's Schloß Wildenstein. Kurz zuvor, im Juni 1483, war ihr Gemahl, Herr Wörnher, an einem Schlaganfall gestorben. Wenig Zeit vor seinem Tode ist diesem, wie er eines Morgens in der Früh in die Kirche gegangen und schon eine gute Weile darin gewesen, plötzlich ein großer, langer Mann erschienen, welcher auf ihn zugangen, und als er ihm ganz nah gekommen, verschwunden. Bald darauf ist der Graf gestorben und hat vor Schwäche die ihm vom Beichtvater auferlegte Buße nicht mehr verrichten können. Deshalb hat er Frau Margarethen gebeten, für ihn die Buß zu verrichten. Das hat sie nun auf Schloß Wildenstein gethan. Als sie damit zu Ende gekommen, ist sie die Nacht darauf im Frauenzimmer in einer großen Kammer gelegen und ist niemand bei ihr gewesen als ihr kleiner Sohn Veit und eine edle Jungfrau. Wie sie eine kleine Weile da gelegen, hat sie beim Schein des Nachtlichts eine Gestalt, wie ihr Gemahl selig, in die Kammer kommen sehen. Der kleine Veit, der sich kindlicher Weis nicht gefürchtet, hat ihr etliche Male zugerufen: Herr Aehni. Zuletzt kam das Gespenst vor Frau Margarethens Bett und faßt sie bei der rechten Hand, als ob ihr Dank wegen der verrichteten Bußen sagen wollt. Die Gräfin aber erschrack so heftig, daß sie überlaut zu schreien anfing. Da fuhr das Gespenst oder der Genius



(Nach Kraus, Denkmäler).

Grabmal Gottfried Wernher's von Zimmern-Wildenstein.

durch ein großes, steinernes Kamin, mit lautem Getös, und mit feurigem, brennenden Knistern und Funken.

Frau Margareth hatte diese Nacht wenig Ruh mehr, denn die rechte Hand, so ihr das Gespenst berührt, hat gleich angefangen zu schwellen, ist zuletzt nur mit Mühe geheilt worden.

Hernach hat sie etliche Mal gegen Abend zu Wildenstein in der Kapelle für Herrn Wörnher gebetet; da hat zu Zeiten etwas mit Steinen nach ihr geworfen, aber doch sie nit getroffen.

(Zimmern'sche Chronik I 465. 484 ff.)

Von der Westerhaube.

Im Jahre 1518 fing das große Sterben zu Meßkirch, am Bodensee, Schwarzwald und fast in allen Oberlanden an. Um die Gefahr für die Seinen zu vermeiden, schickte Herr Johannes Wernher seine Gemahlin nach Möschelbronn zur Gräfin von Werdenberg. Dort wurde Frobenius Christof am 19. Februar 1519 geboren zwischen 4 und 5 Uhren vor Mittag. Derselbig jung Herr hat eine Westerhaube gehabt, also wird das felin genannt, das Kinder zu Zeiten ob ihrem Angesicht zur Welt bringen. Das ist damals für ein glückhafts, gutes Zeichen geachtet worden, denn solches bei wenig Kindern zu finden.

Herr Froben von Hutten wollt, man sollte Kohlen und Würfel zum Westerhäublein legen, damit der jung Herr, wenn er erwachse, zu einem Spieler und einem wilden, gefahrliebenden Rittersmann würde, der ein Kriegsmann und ein fränkischer Reiter gäbe; also wollt man mit ihm zufrieden sein, da mußte man Kohlen und Würfel dazu thun. Hiebei ist zu merken, der Aberglauben der Menschen, und daß solche Sachen nichts wirken können, denn wie dieser junge Herr zu seinen Tagen gekommen, ist er nie keinem Spiel oder Reiterei nachgefegt.

Die alte Gräfin von Werdenberg hatte hernach im Gebrauch, dasselbig felin jedes Jahr mit Gold, Edelgestein und

Perlen zu bessern und zu mehren; denn also haben die Alten vor Jahren einen Glauben gehabt, so das geschehe, mehre sich auch desselbigen jungen Kinds Glück und zeitlich Gut.

Zimmern'sche Chronik II 333.

Der Mann mit der folgsamen Frau als — Vorsänger an Ostern.

Um die Zeit (etwa 1514) ungefähr ist ein Bürger zu Meßkirch gewesen, Paule Hebenstreit genannt. Der war seiner seltsamen Weis wegen sonderlich berühmt. Einst an der Fastnacht ist er zu etlichen guten Gesellen, dem Paule Bader, Petter Schneider und anderen in des alten Jakob Rennisfelds Haus gekommen. Dieweil aber männiglich bewußt, daß er ein sonderlich böses, ungezähmtes Weib habe, ist eine Frag in der Zech gefallen, welcher das gehorsamste und gevolgist Weib hab. Das ist nun alles auf den Hebenstreit gespitzt gewesen. Derselbig hat sich dieser Frag halber seiner Hausfrauen Gutmütigkeit viel gerühmt. Darauf haben die Kumpanen um die Zeche gewettet. Also hat der Hebenstreit einen Knaben zu seinem Weib geschickt und begehrt, sie solle ihm einen Zipfel voni hrem Bettuch schicken. Wiewohl nun das Weib ungern gewillfahrt, hat sie doch einen Zipfel vom Bett abgeschnitten und dem Hauswirt zugesandt. Hiemit hat der Hebenstreit wider aller Verhoffen das Gewett redlich gewonnen. Das ist nun also anstehen geblieben bis auf die nächste Ostern, und da einst vor Jahren zu Meßkirch der Gebrauch gewesen, daß der Predikant oder Pfarrer auf den Ostertag nach der Predigt einen guten, lächerlichen Schwank gesagt, da hat Herr Adrian Dornfogel, der damalig Pfarrer, am Ostertag nach der Predigt erzählt, wie gehorsam, wie gefolgig die Frau des Hebenstreit sei, darum er billig als ein Meister in seinem Haus vor andern, als ein seltsams und ungewohnlichs, zu Meßkirch soll gerühmt werden, auch billig den christlichen, herrlichen Lobgesang, das „Christ ist erstanden“, vor männiglichen soll anfangen zu singen. Das hat den einfürn (störrig, brummig) Mann so sehr verdrossen, daß er überlaut dem

Pfarrer geschworen, er wolle, daß er alle Plagen hätte; damit ist er zu der Kirche hinausgegangen, worüber jedermann gelacht, und hat niemand unter den Mannsleuten singen wollen. Hierauf hat Herr Adrian, der Pfarrer gesagt: „Ist das nit zu erbarmen? Ich hab den Männern, als dem edlern und würdigern Geschöpf, auf heutigen Tag und billig die Ehr wollen zuteilen, daß sie Meister im Haus seien. Aber es hat's keiner, auch der nit, so sich des mit der Wahrheit hat rühmen können, annehmen wollen. Damit aber jemand die Meisterschaft im Hause hab, so soll eine unter den ehrbaren Frauen, die sich in ihrem Haus Meister zu sein dünkt, den herrlichen Lobgesang mit Freuden anstimmen." Der Pfarrer konnte das Wort nit ausreden, es wollte keine unter den Weibern die letzte mit Singen sein; sie fingen zumal über Hundert zugleich an.

Hernach ward wegen dieses Singens ein solch Spottreden unter der Bürgerschaft, daß noch ein Schlimmeres zu besorgen war. Deshalb hat Herr Gottfried Wernher solche facetias (Narrenpossen) auf der Kanzel zu treiben ernstlich verboten, welches auch also bis auf unsere Zeiten gehalten wird.

Zimmern'sche Chronik II 431.

Das demonium mutum.

War ein Diener der Herren von Zimmen, der fiel die letzt Zeit seines Lebens in eine solche Kümmernis, daß er, wie man besagt, in Verzweiflung gefallen, davon ihm alle Red verging. Viele haben vermeint, es hab ihn der Arm Gottes also getroffen, daß er nit mehr reden können. Das mag nun sein oder nit, ich aber bin allewegen und das aus allerlei Ursachen der Meinung gewesen, daß er ein **demonium mutum** (Geist, der stumm macht) bei sich gehabt, welches ihm die Red also verhalten. Er hat zu Zeiten, aber doch gar selten, mit seinem Weib geredet und ward in der Folge zu Mößkirch im Spital gehalten. Darin ist er ein Vierteljahr nit geblieben, da ist er gestorben. Er hat einen harten, grausamen Tod gehabt. Und wiewohl er alles, so man



(Nach Kraus Denkmäler).

Grabmal des Grafen Wilhelm von Zimmern-Wildenstein in der Stadtkirche zu Meßkirch.

geredet, wohl verstanden, so hat er doch, als man ihn ermahnt, zu beichten und wenn er das mit Worten nit thun könn, sich aber seine Sünden leid sein lasse, oder ob er sich mit den hl. Sakramenten versehen lassen, gar kein Zeichen gegeben oder davon hören wollen. Der Allmächtig sei ihm gnädig und barmherzig! Denn er ist die Zeit seines Lebens ein ehrlicher, frommer Mann gewesen, der seinem Herrn getreulich gedient. Man sagt, daß in der Nacht, da er am Tag davor gestorben und begraben worden war, um und bei seinem Grab ein schreckliches Geschrei gewesen sei, als ob ein Mensch schreie: „Oh weh! Oh weh! Oh weh!“

(Zimmern'sche Chronik IV 108.)

(Einen andern Fall des demonium mutum siehe II 463.)

St. Ulrich. — Der Rattenfänger zu Meßkirch.

Von Alters her und bis in das Jahr, als man gezählt hat 1538, sind der Ratzen soviel in Mößkirch gewesen, daß sie mehrmals an Früchten und sonst großen Schaden gethan, auch den Leuten viel Unruhe und Müh gemacht, deshalb die Herrschaft und die Stadt zum öftern, so das Ungeziefer überhand genommen, viel Geld haben ausgeben müssen, das man den armen Leuten oder wer es gethan, von jeder gefangenen Ratze ein Heller laut publico (aus dem Gemeindesäckel) gegeben hat. Herr Gottfridt Wernher hat St. Ulrichs Erdreich etliche Mal von Augsburg bringen lassen, der Hoffnung, es sollte die Ratzen vertreiben, wie denn ein gemeiner Leumund deshalb ist; aber es wollt's nit thun.

In obbemeldetem Jahr, kurz vor Weihnachten, kam ein Abenteurer gen Mößkirch, war von Brenlingen (Bräunlingen bei Donaueschingen), der versprach, wofern man ihm eine gebührliche Belohnung gebe, wollt er in der nächstkommenden Christnacht allen Ratzen zu Meßkirch ausbieten (das Gebiet versagen) nnd also vertreiben, daß man für ewige Zeiten keine mehr in der Stadt sehen oder spüren sollt. Wiewohl nun in Ansehung, daß er eine unachtbare Person und das Ansehen nit hat, wenig Leut vermeinten, daß er was Fruchtbares

ausrichten würde, so verglichen sich doch die Bürgermeister daselbst mit ihm wegen der Besoldung, das war nit viel, ist über 4 oder 5 Gulden nit gewesen; die sollten ihm erst gegeben werden, so die Kunst gerecht und die Ratzen wirklich vertrieben wären. Als nun die Christnacht kommt, durchgeht der Abenteurer alle Gaßen und Gäßle in dem ganzen Flecken. Das trieb er die ganze Nacht bis Mitternacht, daß man Schrecken läute um zwölfe. Da ging er aus der Oberstadt auf das Markbrücklein und verbannte die Ratzen aus der Stadt. Was er aber für ceremonias und Wort dazu gebraucht hat, das hat niemand gesehen oder gehört, weil er niemand zusehen oder zuhören hat lassen. Er hab aber gethan, was er gewollt; die Ratzen sind in der nächsten Woche dermaßen verschwunden und hinweggekommen, daß man von derselben Zeit an keinen Ratz in der Stadt nie mehr gesehen, auch jetzt allda von Gnade Gottes davon frei ist.

Also, sagt man, sei in etlichen hundert Jahren keine Ratz zu Veringen im Städtlein an der Lachart gespürt worden; wenn auch ein lebendiger Ratz dahin oder zufällig dahin kommt, so sterbe er. Das soll St. Ulrich, der von der Mutter ein Graf von Veringen war, auch im Städtle soll geboren sein, denen von Veringen von Gott erworben haben.

Also spricht man, es werde kein Natter oder Gewürm zu Bietingen im Dorf oder auch im ganzen Gebiete, so weit das ginge, gefunden; es bleib auch nichts Unreines in solcher Gegend lebendig. Das soll ihnen von ihrem Patron, St. Ciriakus, der zu Ankona begraben liegt, herkommen. Das haben die Alten geglaubt und fürgebracht.

Offenbar mit Beziehung auf seine Gegend fährt der Chronist S. 198 fort: Wer will Ursach finden, daß auf keines Juden Haus die Storchen nisten und so ein Jud in eine Behausung zieht, darauf die Storchen sind, so verlassen sie doch das Nest und fliegen davon?

(Zimmern'sche Chronik III 196 ff., ähnliche Sagen ebendaselbst.)



Ein Meßkircher Eulenspiegel.

Um die Zeit hat ein Bürger zu Meßkirch gelebt, genannt Petter Schneider. Der ist ein wunderbarlicher, fröhlicher Mann gewesen und seiner lächerlichen Streiche halber weit bekannt.

Er sagte von sich, er wäre ein fahrender Schüler und mehrmals in Frau Venus Berg gewesen, und konnte also davon reden, auch das Alles mit solchen Umständen vorbringen, daß man ihm billig hat glauben mögen. Er gab auch für wahr aus, daß er und ein Geselle, Bürger von Meßkirch, Strölin geheißen, seiner Gesellen einer, auf zwei Kälbern in Frau Venusberg gefahren wären hoch durch alle Lüfte. Als sie zu angehender Nacht gen Rottenburg am Neckar gekommen, wären sie über ein Wirtshaus, das ihnen wohlbekannt, hingefahren, und hätte dasselbig Wirtshaus ein vorder (besonders) groß Storchennest gehabt. Und wiewohl sie beid nit reden dürfen, er auch solches seinem Gefährten hoch eingeschärft, hab der Strölin doch, als ihn bedeucht, sein Kalb hätt ab dem großen Storchennest gescheut, einen großen Sprung gethan und unverdacht (unbesonnen) gesprochen: „Petter, das ist ein Sprung von einem Kalb!“ Und mit dem Wort wäre der Strölin im Storchennest gelegen, daraus er auch keineswegs kommen oder auch reden können bis an den dritten Tag. Da hätt er ihm bei seiner Wiederheimfahrt aus dem Storchennest geholfen und ihn davon gebracht. — Und wiewol das mit fraw Venus berg für ain fabel gehalten und erdicht Ding geachtet wurt, so ist doch nichts gewissers, dann das bei unsern vordern vil dieselbig abenteuren versucht, in dem berg gewesen, auch ains thails die schwarzen Kunst darin gelernet, sich vahrende schuoler genempt und von wunderbarlichen, unglaublichen sachen reden haben künden; es sein auch deren ainsthails darin bliben.

Als der große Reichstag zu Costanz gewähret (1492), hat dieser Petter Schneider viel junge Hühner aufkauft, in etlich Körb gethan und gen Costanz auf einem Karren führen

lassen. Diesen Karren hat er mit seinem ältesten Sohn gen Stockach und Bodman geschickt, er selbst ist auf Ueberlingen zugereist. Hat sich gefügt, daß desselbigen Tags Wochenmarkt, sind auch viel fremder Kaufleut zu Ueberlingen gewesen. Deshalb er beim oberen Thor bei seinen Bekannten erkündigt, ob er nit, da der Markt groß, einen Stall oder zwei möge bekommen, denn er lasse etlich hundert Hühner nachtreiben, die wolle er über den See gen Costanz liefern. Ist damit in die Stadt gegangen, in Zuckmantels Haus (also hat der Wirt damals geheißen, ist die Herberg allernächst dem See, wird jetzund zum Kopf genannt). Darin hat er samt dem Wirt und etlichen Kaufleuten zu Morgen gegessen. Mittler weil aber ist es in der Stadt erschollen, daß Petter Schneider von Meßkirch, der denn sonst bei allen Ueberlingern wohl bekannt, eine solche Menge Hühner wie die Herden in die Stadt ließ treiben. Ueber solchs als ein ungewöhnlich Sach hat sich männiglich so hoch verwundert, daß viel dem oberen Thor zugelaufen, unter denen nit lauter gemeine Leut der Stadt gewesen. Die sind lang unter den Thoren gestanden. Indes hat Petter Schneider, als er zu Morgen gegessen, dem Wirt und andern Gästen die jetzt gehörte facetia (Possen) eröffnet, ist in ein Schiff gesessen und über den See gen Costanz gefahren und hat den großen Haufen Leut unter den Thoren auf die Hühner warten lassen.

In Kürze hernach ist er wiederum auf den Wochenmarkt gen Ueberlingen kommen, und als er viel Kaufleut von Lindaw, Sant Gallen und andern Orten des Schweizerlandts allda gefunden, dabei auch etlich Hafner, die bei der Brotlaube ihre Häfen und ander Kachelwerk feil gehabt, hat er einem derselben heimlich das Hafenwerk abgekauft, und im Vertrauen mit ihm ausgemacht, so er aus Zuckermantels Haus so und so reden werde, soll er die Häfen alle zerschlagen. Damit ist dieser Petter Schneider in die Herberg gegangen.

Als nun unter dem Teibis sein Wirt, der Zuckmantel, auch die Kaufleut von Frau Venusberg und der schwarzen Kunst viel mit ihnen gesprochen, und er ihnen guten Bescheid

gegeben, da haben sie ihn gebeten, ihnen von solcher Kunst zu Kurzweil und Schimpfpossen was zu zeigen. Also hat Petter zum Fenster hinausgesehen und dergleichen gethan, als ob ihm das von ungefähr so einfalle: so jemand unter ihnen die Häfen bei der Brotlaube und alle Zeche bezahlen würd, wolle er mit seiner Kunst den Hafner zwingen, die Häfen alle zu zerschlagen. Das haben die Kaufleute gern angenommen. Also hat Petter Schneider dem Hafner sein bestimmt Zeichen gegeben. Gleich hat der all sein Hafenwerk zu Stücken zerschlagen, dessen sich männiglich hoch verwundert, und haben die Kaufleut, was verwettet worden, mit gutem Willen bezahlt. Hat niemand anders gemeint, denn solch misterium sei per artes magicas, d. i. durch sonderliche, verborgene Künste zugegangen.*)

Desselbigen Tags ist Petter zu Ueberlingen blieben. Nachts hat Zuckmantel ihn und auch etliche Kaufleut und andere Gäste in eine große Kammer gelegt, so auf die Gaßen hinaus ihre Fenster gehabt. Nun hat der Petter Schneider unter einem Bett etliche zusammengebundene lederne Weinschläuch gesehen. Hat sich dieselbig Nacht gefügt, daß der Kaufmann in dem Bett, drunter die Weinschläuch gelegen, heftig gerauset (geschnarcht) hat, daß niemand davor kein Ruh haben konnte. Deshalben wurden sie ganz ungeduldig, besonders der Petter Schneider hat gesprochen: „Nun hör auf zu rausen, oder ich werf dich zum Laden hinaus". Das hat er mehrmals gesagt, und der ander hat weiter geschnarcht. Darob haben die Gäst in der Kammer wohl lachen mögen. Letztlich ist aber Petter Schneider eilends aufgestanden, zu des Schnarchenden Bett gegangen, und hat die Schläuch zum nächsten Fenster auf die Gasse hinabgeworfen. Dieweil aber der Wurf auf dem Pflaster stark ertönt, haben sie alle nit anders gemeint, als der Petter hab ihren Gesellen hinabgeworfen. Nun hat der Rauser einen Schwager in der Kammer gehabt, der fangt ein groß Geschrei an, eilt der Thür zu, damit der Thäter nit entrinnen möge

*) Wird auch von Eulenspiegel 84. Historie Reklam'sche Ausgabe I 406 und von Hans v. Rechberg in der Zimmern'schen Chronik erzählt.

und ermahnet die andern auch. Also standen sie auf und fingen den Petter Schneider. Es ward ein solch Geschrei und Rumor in der Kammer, daß der alt Zuckmantel mit seinen Knechten kam und wissen wollt, was das für ein Handel sei. Indes war der Rauser von dem Getümmel auch erwacht, der stand auf und gesellt sich zu den andern. Die hielten den guten Petter immer noch gefangen und erzählten dem Wirt, was er gethan. Als sie ihre Klag eine gute Weile getrieben, haben sie letztlich gefunden, daß der, von dessen wegen sie eine solche Unruhe angefangen, noch unter ihnen sei. Hat ein groß Gelächter gegeben, wie der Petter ihnen die facetia angezeigt.

In wenig Zeit hernach hat er zu Mößkirch vorgeben, er hab im Newen, unfern von Engelswis, ein Wildschwein mit etlichen Frischlingen zu allerobrist im Gipfel auf einer Eiche gefunden; denn das Engelswis war damals kein Dorf, sondern noch eine völlige Wildnis, so von Herrn Wernher selig um 1000 Gulden, doch auf Wiedereinlösung, der Stadt Mößkirch war verpfändet worden. Die brauchten nun die Wälder, Wiesen und Weiden für ihr Vieh ganz nach Gefallen, also daß der Petter Schneider vielmals seiner Geschäften halber in dieselbig Wälder kam. Es ging seine obig Red von dem Wildschwein und den Frischlingen so weit, daß solchs den Grafen von Werdenberg gemeldet wurde. Die verwunderten sich dessen so sehr, daß sie durch ihren Forstmeister in Mößkirch fragen ließen, ob Petter das gesagt, und wo die Eiche wäre. Also sagt denn der Petter, es wäre im sogenannten Newen ein Eichbaum über einen Brunnen gefallen, da hätte er das Schwein samt den Frischlingen in der Dolde (Baumkrone) gefunden, er könne aber nit wissen, ob sie noch allda seien oder nit; falls man suchen wolle, sagt er ihm, wo die umgefallene Eiche zu finden. —

Einst gab er zu Mößkirch vor, wie er köstlichen Kabassamen (Weißkohl, heute noch Kabiskraut genannt) aus Frau Venusberg gebracht; damit hab er die Wolfhalden zu Mößkirch übersät und wolle damit eine solche Wohlfeilheit und Ueberfluß in's Kabaskraut bringen, wie dergleichen in vielen Jahren

nit gewesen. Das haben ihm nun viele geglaubt und haben sich etlich Weiber darauf verlassen, kein Kraut gesetzt, sondern immer gehofft, das viel ringer bei Petter Schneidern zu bekommen, wenn einmal das in der Wolfshalden aufginge. Darauf haben sie lang gewartet, und soll derselbig Kabas erst noch wachsen! —

Wie Petter Schneider einst gen Sigmaringen gereist und auf seinem Roß gen Voll gekommen, sieht er etlich Weiber zu allernächst an der Straß in einem Hanfacker. Zu denen ist er in den Hanfacker geritten, hat sie gegrüßt und freundlich zugesprochen. Dieweil aber das Roß den Hanf zertreten, sind sie übel zufrieden gewesen und haben ihn gescholten. Also ist er davon geritten, und haben ihm die Weiber lang nachgeschimpft. Hat er sich wieder umgekehrt und ist durch den ganzen Acker der Quer nach zu ihnen gerannt und gefragt, was sie doch wollten, sie hätten ihm nachgeschrien, aber er hab's nit hören können; damit hat er die Weiber also erzürnt, daß sie mit Steinen nach ihm geworfen, sodaß er weichen mußte. Darauf ist er gen Sigmaringen seinen Geschäften nachgegangen. Ihm sind aber die Weiber nachgefolgt und haben ihn vor dem Vogt zu Sigmaringen verklagt. Der hat's seinen Herren angezeigt, die sich der lächerlichen Sach nit annehmen wollten, und so haben die Weiber den Hingang für den Hergang gehabt. —

Auf eine Zeit ist er mit einem Gesellen, genannt Auberle Stöffle, am Neckar gen Winterlingen geritten und hat Früchte gekauft. Nun ist dazumal ein Pfarrer gewesen, der hat viel der besten Kapaunen gezogen. Das hat Petter erfahren und alles Trugs voll, hat er, als der Pfarrer in der Kirche gewesen, einen Knaben geschickt, der einen Rauch von Bilsensamen in das Hühnerhaus gemacht, davon gleich die Hühner, Hennen und Kapaunen hingefallen, auch so wenig, als ob sie tot wären, sich geregt haben. Darob ist der Pfarrer bei seiner Heimkehr nit übel erschrocken, denn er hat all' seine Kurzweil mit dem Geflügel gehabt. Darzu kommt, wie von ungefähr, Auberle Stöffle. Als er den geschehenen Unfall hört, antwortet

er, die Kapaun seien vielleicht vergiftet worden; jedoch spricht er: „Es ist nächt (gestern Abend) ein fahrender Schüler von Mößkirch hierher gekommen, der weiß viel Künste und ist ihm auch manch Wunder begegnet; den wollen wir beschicken und hören, was er sagt.“ Also schickt man nach Petter Schneidern. Als der kam, stellt er sich nichts zu wissen, verspricht aber, als der Pfarrer seinen Unfall klagt, dem Geflügel wieder zu helfen, doch besagt er, es werde schwerlich mit den Kapaunen geraten. Also auf Bitten und Anhalten des Pfarrers und Auberles, der sich auch in die Sachen mischte, unterzog sich der Petter der Sach, doch dingt er sich vier der besten Kapaunen aus, so er den andern helfe; andere Besoldung, oder gar Geld, wäre er nit gewohnt zu nehmen. Das bewilligt der Pfarrer. Also wie jedermann abtrat, macht Petter sein Gaugelspiel, daß die Kapaunen und das andere Geflügel wieder zu sich kam. Sobald die Hahnen sich wieder ermunterten, fingen sie an zu krähen. Da gewann der Pfarrer gute Hoffnung, lief dem Hühnerhaus zu und fand, daß alles Geflügel sich ermuntert und wieder lebendig war geworden. Petter nahm vier, nit die besten, Kapaunen, dessen der Pfarrer zufrieden war. Die Kapaunen wurden bei Auberle Stöffle verspeist und der Pfarrer samt andern guten Gesellen auch dazu geladen. Da pries männiglich die große Kunst des fahrenden Schülers. —

Kurze Zeit bevor Petter Schneider gestorben, ist er vor Weihnachten an den Neckar geritten, hat Früchte gekauft. Beim Wiederkehren ist er gen Guttenstein kommen, hat viel der Maier und Taglöhner bei einander stehen sehen, die er mit ernsthaften Geberden angeredet und gesprochen, er hab unfern von Guttenstein in einem Thal das größt Wunder von einem wilden Schwein und etlichen Frischlingen gesehen, so sich in einer reuchin von Wachholder dermaßen beschlagen, daß er mit wenig Hilf sie alle zu fangen wüßt. Wie die Bauern solches hörten, hat keiner der letzte sein wollen, brachen mit Spießen und Stangen auf und zogen ihm nach. Er führt sie in einen Tobel. Allda stellt er jeden nach seinem

Gefallen und gab ihnen auf, allda zu warten. Er wolle die Säu aufspüren und nachher wieder zu ihnen kommen und Bescheid geben, was weiter zu thun. Die Bauern schenkten ihm Glauben und ließen sich stellen: er aber machte sich alsobald gen Mößkirch und ließ die Bauern warten. Die verharrten, so wie jeder gestellt, bis in die sinkende Nacht, und wären sie nit wieder heimgangen, so stünden sie noch auf der Schildwacht.

Petter Schneider ist bald darauf zu Mößkirch in gutem Frieden gestorben. Er hat etliche Kindeskinder hinterlassen.

Zimmern'sche Chronik II 30 ff. — Seite 431 wird P. Sch. auch als anwesend bei der Ausführung eines lustigen Streiches genannt. Ueber Petter Schneider ließ sich, wie uns Herr Pfarrverweser Kern mitteilte, nichts aus den dort vorhandenen Urkunden ermitteln.



Du sollst nicht fluchen.

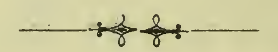
Ums Jahr 1506 lebte in Meßkirch ein Bäcker, genannt Hartmann, ein wolhebiger und holtseliger Mann, weshalb er auch bei der Herrschaft sehr beliebt war. Der hatte die schlechte Gewohnheit, bei jedem Anlaß zu fluchen und zu schwören. Oft war er deshalb gewarnt worden, daß ihm daraus noch viel Unglück entstehen werde; aber der Bäckermeister kümmerte sich wenig um die Ermahnungen und besserte sich nicht.

Einst fuhr er mit einem Wagen voll Brot auf die Kirchweih nach Buchen. Weil er sich besser auf's Brotbacken verstund wie die andern Meister, hatte er bald ausverkauft und setzte sich nun mit etlichen Freunden im Wirtshause zusammen. Als er nun schon ziemlich bezecht gegen Abend einspannte, um nach Meßkirch zu fahren, riefen ihm ein paar lustige Vögel, die im Wirtshaus in der obern Stube saßen, mit ihnen einen Trunk zu thun. Der Bäcker war gar leicht überredet, setzt sich in seiner tollen Weinlaune auf das Roß und reitet die Stiege hinauf in die Stube. Als er aber nach einer guten Weile mit seinem Roß wieder die Stiege hinunter

wollte, war das Tier auf keine Weise dazu zu bringen, so scheu und erschrocken zeigte es sich, wie wenn es etwas Unheimliches gesehen hätte. Schließlich haben die Gesellen dem Rößle die Füße zusammengebunden, eine Wand ausgebrochen und das Roß an einem Seil hinabgelassen. Dies Alles hatte so sehr den Zorn Hartmanns erregt, daß er anfing zu schwören und zu fluchen. „Wohl abher, — schrie er dem Roß zu — in hunderttausend Teufels Namen!“ Voller Zorn und Ungeduld fuhr er sodann heim nach Meßkirch. Wie er nach dem Nachtessen, wo er mit Weib und Kind fröhlich beisammengesessen war, ohne der Ereignisse des Tages noch zu gedenken, in den Stall geht, sein Roß zu füttern, sieht er auf der andern Seite des Tieres die Gestalt eines fremden Mannes. Er hatte ein Futtermaß in der Hand und that ganz, als wolle er dem Roß Futter vorschütten. Das Licht seiner Laterne verbreitete einen hellen Schein, er konnte aber den Mann nicht erkennen. Er fragte, wer er sei, erhielt aber keine Antwort. Das machte ihn ungeduldig und er rief, er solle sich packen, er könne sein Roß allein besorgen. Der fremde Mann wich nicht, gab auch keine Antwort, und fuhr fort, sich zu stellen, als ob er dem Roß Futter geben wolle. Immer noch versah sich Hartmann keines Gespensts oder Trugs des bösen Feindes. Wie er aber voller Zorn sein Maß mit Futter dem seltsamen, stillen Mann an den Kopf schlagen wollte, traf er in die leere Luft. Die Gestalt war verschwunden. Und eine so plötzliche Furcht ergriff Hartmann, daß er nur mit Mühe aus dem Stall in die Stube kommen konnte. Er war am ganzen Körper und an den Kleidern naß, wie wenn er durch's Wasser gezogen worden wäre. Nur mit Mühe konnte er seiner Frau berichten, was ihm geschehen.

Noch dieselbe Nacht fiel er in eine schwere Krankheit, sodaß er sich versehen ließ und ist dann gegen Morgen vor Tagesanbruch, fast von Sinnen, gestorben.

Zimmern'sche Chronik II 104 ff.



Geist wird durch Verzeihen erlöst.

Bei einem Jahr oder zweien ungefähr, ehe das große Sterben über Meßkirch hereingebrochen, hat ein Bürger allda, Conrat Kuchemann, nach einem Widdengut (Witwengut), so von der Herrschaft Erblehen herrührt, und das Petter Peurlin inne hatte, getrachtet, und hat schließlich der Petter von dem Widdum weichen müssen. Solche Güter hat Conrat Kuchemann nit über zwei Jahr innegehabt, da kam das große Sterben und hat ihn nit verschont, sondern er ist samt Weib und 6 Kindern gestorben. Man sagt: Als er krank gelegen, hab er in aller Marter Heu begehrt, und als man ihm das gebracht, hätten er, auch das Weib und die Kinder darein gegriffen und darin bis zu ihrem Tod grißlet. Nach seinem Absterben ist sein Geist nachts im Felde, sonderlich aber vor und im Enriedt gegangen. Da hat er den Roßhirten, so nachts im Felde gehütet, viel Unruhe gemacht, insonderheit dem Petter Peurlin, der damals ein Roßhirt war. Manchmal hat er sich neben ihn gesetzt, wiewohl man nichts gesehen, und hat vielmals laut geschrien: „Hewo! hewo! verzeiha! verzeiha!" Das hat er viele Nächt getrieben und auch nit nachlassen wollen, bis ihm der Petter auf Rat seiner Freunde wieder zugeschrien und Antwort gegeben, er will ihm verzeihen. Hernach ist der Geist weiter nit mehr gehört worden.

Zimmern'sche Chronik III 379.



Blut eines Hingerichteten heilt von Epilepsie.

Zu Meßkirch zündete, um das Jahr 1500 ein Bürger, Thoma Gerber, eines Morgens viel schlechter Ursachen wegen seinem Nachbarn, so auch ein Gerber, das Haus an. Jedoch ward das Feuer gelöscht, der Thäter lief selbst zu und half retten. War aber des Morgens bei dem Haus gesehen worden,

also fiel der Argwohn auf ihn. Deshalb ward er gefänglich eingezogen; lag nit lang im Gefängnis, wollt sich nit martern lassen, sondern gestand freien Willens ungezwungen alle begangene Handlung. Also ward er zum Feuer verurteilt. Es ward aber erbeten, daß die Obrigkeit das Haupt von ihm nahm, also ward er enthauptet. Sobald das geschah, drang ein Landfahrer hierzu, erfaßt des Enthaupteten Leib, wie der noch nit gefallen und supft das Blut von ihm, und wie man sagt, ist er der hinfallenden Siechtagen davon genesen, die ihn hinfür nit mehr sollen befallen haben.

Zimmern'sche Chronik II 494.

Mißhandlung durch unsichtbare Wesen.

War ein Wächter zu Meßkirch. Wie der in einer Nacht die Wache auf den Turm versah und um Mitternacht, wie gebräuchlich, die Stunden ausrufen wollt, fuhr etwas Ungeheures vor den Laden, griff ihm in den Mund, zerrt und krümmt ihm so, daß solches die übrig Zeit seines Lebens nit wieder vergangen.

Zimmern'sche Chronik II 432.

St. Kathrinen-Wiese.

Ist ein Drescher zu Meßkirch gewesen, genannt der Rauch-Klaus, war ein seltsamer und ungottesfürchtiger Mensch. Derselbig Klaus ist um die Zeit (etwa 1515) an einem Feiertag nach Mittag in's Feld gegangen und hat sich auf einer Wiese, genannt St. Kathrinen-Wiese, in einer ganz vollen, tollen Weise schlafen gelegt, wie ihn dann viele Leut daselbst also schlafend fanden und haben liegen lassen. Dieselbig Nacht ist er verloren worden und hat man nicht erfahren, wohin er kommen oder wie es ihm ergangen. Man sagt, es haben ihn die bösen Geister fortgeführt. Gott helf ihm und allen Christgläubigen, denen durch die Fürbitt kann geholfen werden.

Zimmern'sche Chronik II 452.

Wer sich beim Aufstehen nit besegnet, über den haben die Geister Gewalt.

Anno 1540 und etliche Jahr haben sich zu Meßkirch und in der Herrschaft Zimmern viel seltsamer Händel begeben. Es hat der Wolf Spick, ein Müller zu Drettenfurt, einen Knecht gehabt, einen guten, frommen Gesellen. Der ist am Tag nach Georgi, als die Täg anfangen, sich heftig zu strecken, gar früh aufgestanden, als es noch fast ganz dunkel war, des Vorhabens, die Mühle zu beschütten, die, wie ihn bedünkte, leer ging. Ob er sich nun in seinem Aufstehen gesegnet oder nicht, ist nicht bewußt. Wie er aber die Mühle seines Erachtens wohl beschüttet und wieder zu Bett gehen wollen, da hat er jemanden vor der Mühle rufen hören. Wiewohl er nur im Hemd war, ist er doch vor die Mühle hinausgegangen. Also hat er zwei schwarze, lange Männer gesehen, die sind auf der Scheiterbenge gesessen, und plötzlich, ohne daß er sie gehen sehen, sind sie zu allernächst bei ihm gewesen, haben ihn, so erschrocken war, unter die Arm gefaßt, und gleichwohl er sich gesträubet, sind sie mit ihm davon gegangen. Haben mit ihm geredet und begehrt, er solle ihnen den Weg gen Mengen zeigen, und haben ihn also gewaltiglich und wider seinen Willen geführt bis auf das Brückle bei Igelswies (hohenzoller'sche Enklave). Da hat er doch den Allmächtigen so inniglich angerufen und gebeten, daß er ihn nicht verlasse, sondern von dem Gespenst väterlich erlösen wolle. Also sind ihnen plötzlich zwei Jungfrauen, die der Knecht nit gekannt, mit ganz weißen Kleidern angethan, erschienen. Die haben soviel mit den zwei Männern geredet und verhandelt, daß sie ihn schließlich, aber nur ungern, auf dem Brücklein verlassen, und damit sind die Weiber und die Mannspersonen augenblicklich verschwunden, sodaß der Müllersknecht nit gewußt, wohin sie gekommen. In der Zeit, als das Gespenst von ihm gewichen, hat er auf der Igelswiser Höhe im Holz ein solch grausamlichs, lautes Prasseln und Getöß gehört, daß

ihn nit anders bedeuchte, als ob alle Bäume daselbst darnieder und übereinander gefallen wären. Der gute Gesell ist umgekehrt, und mit großer Müh ist er wieder in die Mühle gekommen, und hat mehr einem Toten als einem Lebenden glichen. Er ist an die vierzehn Tage so krank gelegen, daß er mit allen Sakramenten ist versehen worden, und männiglich sich seines Absterbens versah. Aber durch die Hand des Allmächtigen ist er wieder zu Kräften kommen, und lebt in diesem Jahr 1566 (wo der Chronist schrieb) noch.

(Zimmern'sche Chronik IV. 111 ff.)

Ebendaselbst 112 ff. Aber uf und allernechst dem pruckle zu Igelswis do ist es viel jar ganz ungehewr gewesen, wie das viel gueter, ehrlicher Leut haben erkundiget und erfaren. Als nämlich anno 1562, do wolten der messner von Krumbach und sein schweher von Menningen eines abendts geen Krumbach geen; die hatten sich aber verspätet. Wie aber der messner über das bruckle geen will, dann sein schweher schon hinüber, so kompt etwas unsichtbares an in und zeucht ihm mit gewalt ab den Rock, das wer und anders. Er hat darnach bekent, er hab sich nit weren künden und sei im nit anders zu muet gewest, als ob man ine henken wellen. Jedoch hat er den Allmechtigen also angerüeft, das in letstlich sollich gespenst auch verlasen müesen. Der guet man ist verirret, hat nit gewist, wo er gewesen, ist die ganz nacht bis gegen tag im veldt und umb Mößkirch umbher gangen, das er schier nichs umb sich selbs gewisst oder was er thue.



Geist predigt auf der Kanzel anderen Geistern.

War zu Meßkirch gebräuchlich, daß man alle Tag des Morgens früh, besonders aber in Winterszeit, in der Nacht die Mette singt. Also ist einst im Winter von 1562 auf 63

der alte Meßmer, Hanns Schlamp, samt dem ältesten Kaplan, Herrn Jakob Drehern, in die Kirche gegangen; der eine, um in die Mette zu läuten, der andere, um seine Horas bei St. Martins Lichtern zu beten. Wie nun der Meßmer aufgeschlossen und beide in der Kirche gegangen, haben sie (denn es war hell in der Kirche von wegen der brennenden Ampel) eine Mannsperson in weißem Kleid auf der Kanzel und etliche Leute unten in der Kirche gesehen, die auch alle in weißen Kleidern dagesessen, wie man in der Predigt pflegt zu sitzen. Dabei haben sie dem Mann auf der Kanzel ganz dussem (still, andächtig) zugehört. Aber sobald die beiden durch die Thür in die Kirche gekommen, ist einsmals alles gleich verschwunden, und nit anders gewesen, als ob es nur ein Traum gewesen.

Zimmern'sche Chronik IV. 113.

Solchs hat sich nit allein zu Meßkirch begeben, sondern ist auch zwei Jahre zuvor zu Stockach in der Pfarrkirche vorgekommen.



Ein alts Weible sieht ihren eigenen Geist.

Es war ein alts Weible im Schloß derer von Zimmern zu Meßkirch, genannt Greta Bantscherin; war viele Jahre Kindsmagd daselbst gewesen. Die ward krank, daran sie auch selbigs Jahr — 1554 — starb. Vor ihrem Absterben etliche Monat hat sie ihren Geist, wie man spricht, in aller Gestalt gesehen, wie sie selbst. Der ist ihr im Schnecken (Wendeltreppe) eines Abends erschienen und stillschweigend vor ihr hergegangen. Unlängs darnach, als bemeldet Weible wiederum den Schnecken hinaufgegangen, hat es den Geist abermals in ihrer Gestalt am hellen Tag gesehen. Der ist vor ihr gewichen und hat sich unter dem Dach an den Truhen duckend hingeschlichen. Wie er in einen Winkel gekommen, ist er verschwunden, und unlang darnach ist das Weible Alters halb gestorben. (Zimmern'sche Chronik IV 200.)

Totenkopf spricht.

Auf eine Nacht haben drei verwegene Gesellen, Bürgerssöhne, in einem Haus der Unterstadt, am Graben gelegen, mit einander gezecht, und als sie trunken worden, haben sie aus Mutwillen darüber gespielt, welcher unter ihnen dieselbig Nacht einen Totenkopf aus dem Beinhaus holen solle. Also hat's der, so am verzagtesten unter ihnen gewesen, verloren. Aber damit er für mutig geachtet würde, ist er allein in der Nacht hinauf zum Beinhaus, da jetzund St. Veit's Kapelle steht, gegangen, und wie er, wohl mit erschrockenem Herzen, einen Totenkopf nehmen wollen, hat ihn eine solche jähe Furcht befallen, daß er ganz erschrocken wieder von dannen geflohen. Damit er aber nit für furchtsam von seinen Gesellen gehalten würd, ist er wieder zurückkehrt und sich abermals unterstanden, den Totenkopf mit sich zu tragen. Ist ihm aber wiederum, wie vorher, gegangen. Nochmals hat er wieder Mut gefaßt und ist zum dritten Male dahingegangen, des Vorhabens, von seiner Meinung nit abzustehen, sondern den Totenkopf seinen Gesellen zu bringen. Und wie er, doch mit erschrockenem Gemüt, den Totenkopf angerührt und aufgehoben, hat derselbig mit einer rauhen, unmenschlichen Stimm „Laß mich liegen!“ gesprochen, davon dem Gesellen alle seine Kräfte dermaßen vergangen, daß er den Totenkopf liegen gelassen und mit Mühe wieder zu seinen Gesellen hat kommen mögen, denen er, was ihm begegnet, angezeigt. Die haben ob seinem bleichen, verstörten Ansehen nit kleinen Schrecken empfangen, haben sich also in großer Furcht die Nacht über im Haus gehalten. Morgens sind sie alle drei tötlich krank worden, davon die zwei sich wiederum erholt. Aber der dritt, dem die Abenteuer begegnet, ist am dritten Tag gestorben und vergraben worden.

Zimmern'sche Chronik I 268.



Zu Meßkirch und an andern Orten wird mit Wünschelruten nach einem Schatz gesucht.

Es ging die Sag, daß ein Schatz zu Seedorf (Oberamt Oberndorf in Württemberg) verborgen liegen soll. Waren aber die von Zimmern zu einer Zeit sehr geldbedürftig; da ist dann viel Erkundigung geschehen und wohl etwas darauf verwendet worden. Aber unangesehen, daß man nahe darauf gekommen und ein ziemlichs Wissen erlangt hat, so hat man doch nie nichts finden können; wieviel seltsamer Experimente und gefährlicher Handlungen daselbst in solchem Fall auch versucht worden, hat sich solches doch alles als eitel und unkräftig erwiesen. Der Tausendlistige ist ein Verführer nicht allein in der Jugend, sondern auch viel mehr der allerweisesten und derer, die sich am meisten zu wissen und erfahren zu haben bedünken.

Solche Erkundigung, die Schätze zu suchen, ist nicht allein zu Seedorf geschehen mit einer Haselrute, die gezweigt war von oben herab bis unten auf den Boden, daß die Gabel aufgeschlagen, sondern auch zu Mößkirch im untern Hof, desgleichen im obern Schloß, im alten Vorstall und in der alten Kapelle. Zu Falkenstein (Schloß an der Donau), Hohenzoller'sche Enklave, ward auch mit allem Ernst gesucht. Es kam ein Abenteurer dahin, so mit der schwarzen Kunst bekannt war; der beschwor einen Geist, daß er sich in eines jungen Knaben Daumennagel erklärte und wunderbarliche Ding erzeigt, insonderheit von einer Truhe, in einem Keller eingemauert, und wie die Mauer am richtigen Ort bezeichnet wäre, wie sich hernach mit der Bezeichnung wirklich erwies, darin sei der Schatz. Als man aber hernach weiter der Truhe nachsuchen wollte, da fand man nichts und ist fürwahr zu glauben, es hab sie der Geist wiederum verruckt, wie man denn gründlich weiß, daß solches vielmals geschieht.

Es hat selbiger Zeit, um das Jahr 1549, der jung Herr von Zimmern, Graf Froben Christof, mit Verwilligung

seines Vetters, Graf Gottfrieds, den Schatz im Benzenberg (Ruine auf der Gemarkung Rohrdorf bei Meßkirch) suchen lassen; auch zu Zeiten mit einem Bürger von Meßkirch, genannt Thoma Hauser, in den Höhlen daselbst mit großer Lebensgefahr mit brennenden Windlichtern durchsucht, aber alles als gründlichen Betrug erfunden.

Zimmern'sche Chronik IV 37—39.



Das Wuotesheer zieht über Meßkirch bis Veringen an der Lauchard.

Im Jahr 1550 hat man das wutteshere zu Meßkirch gehört. Das ist in einer Nacht zu Herbstzeiten nach zehn Uhr vorm Banholz mit großem Ungestüm über die Ablach auf Minchsgereut gefahren, und als das eine gute Weil daselbst umher terminiert, ist es die Hardtgassen herabgekommen und dann neben dem Siechenhaus und Unser Frauen über die Ablachbrucken, dem Bach nach an der Stadt, die Katzenstaig hinauf, mit einem wunderbarlichen Getöß, lauten Geschrei, Klingeln und aim großen Luft, so das getrieben. Es ist darauf, wie die Wächter auf dem Turm und andere Leut in der Stadt wohl hören konnten, aber der Dunkelheit und Entfernung wegen gleichwohl nicht sehen konnten, dem Hardlin zugefahren, daselbigs hindurch neben Rordorf ins Hardt. Ist auch noch dieselbig Nacht gen Feringen an der Lauchard gekommen. Da ist der Blaß (Sturm) von dem alten Burgstall hinab und durch das Städtlein mit großer Furcht der Bürger und Zugehörer getrieben worden. In derselben Nacht, als das wuetend Here zu Veringen passiert, da ist nachts um die zwölfte Stunde ungefähr ein Wächter auf der Gasse gangen, mit Namen Hans Dröscher, der hat die Stund wollen ausrufen. In dem ist das Geschell angegangen und vom alten Schloß herabgekommen. Da hat jemand auf dem Markt daselbst ihn angeschrieen: „Mano!

Mano!" Der gut Mann hat sich gefürchtet und wohl gemerkt, daß es nit recht zuging, hat aber nit gleich kommen oder antworten wollen. Der andere hat das Schreien und Rufen so lang getrieben, bis doch der Wächter schließlich zu ihm gegangen. Da hat er einen furchtbaren Mann, gekleidet wie ein Kriegsmann, gefunden. Dem ist das Haupt in zwei Teil bis an den Hals gespalten gewesen, daß der eine Teil auf der Achsel gelegen, und hat der wunde Mann oder das Gespenst den Wächter gebeten, er solle ihm den Kopf wieder zusammenbinden, damit er dem andern Haufen folgen könne. Und hiermit hat er ein Zweheln (Tuch, Handtuch) aus dem Wams oder Aermel gezogen, damit er ihn verbinden sollte. Der gut Wächter ist ganz erschrocken, hat sich entschuldigt, er könne ihn nit verbinden, sei nit sein Handwerk; aber er wolle ihm gern einen Scherer oder Barbierer holen, denn es war seine Meinung, sich von dem Gespenst abzustreifen. Aber der ander wollt's nit zulassen, drang darauf, so daß der Wächter ihn schließlich verbinden mußte. Unterdessen zeigt er dem Wächter an, wie er von Veringen gebürtig und ihm in einem Krieg das Haupt sei von einander gespalten worden, jezo sei er in der rais mit dem wuetesheere. Dankt ihm dabei des Verbindens und sprach, er solle ihm nit nachsehen, wofern es ihm sonst nit glücklich würde ergehen. Damit schieden sie von einander. Nit waiß ich, ob der wächter ihm nach hat gesehen, oder nit. Der Wächter ging heim, ward krank und legt sich nieder. Desselbigen Lagers lag er 16 ganzer Wochen zu Bett, daß er inzwischen weder wenig, noch viel redete. Das ist also gewißlichen beschehen und lebt der Wächter noch heutigs tags zu Veringen.

Weiter fügt der Chronist hinzu: Solch Geschäft mit dem wutesheere ist einst vor Jahren bei der frommen Welt viel umher gefahren und mehrmals zu Meßkirch gewesen, aber Länge der Zeit halben und aus Unfleiß unserer Vorfahren ist alles in Vergessenheit gekommen.

Zimmern'sche Chronik IV 122. 124.



Cruzifix an der Ablach neigt sich.

Ist ein altes, hinkends Weible zu Meßkirch gewesen, dero man Hanns Reutenbach gehaissen; sei eine andächtige, fromme Frau gewesen. Man sagt, es sei damals (etwa um 1430) ein Cruzifix von Holz zu unser Frauen ennet (jenseits) der Ablach gestanden. Dasselbig Cruzifix soll sich auf eine Zeit, als sie davor gebetet, geneigt haben.

Zimmern'sche Chronik I 314.



Sonntagsentheiligung durch Kegelspiel.

In Rast lebte ums Jahr 1509 ein weidlicher Kriegsmann, hieß Michel. Der ist mit Michel Seßlarn von Meßkirch, Josef Mayer von Riedlingen, vornehmen Kriegsleuten, lange Zeit in Hispanien gelegen; da haben sie geholfen, den Mohrenberg einnehmen, auch sonst vieler guten Thaten gethan.

Dieser Michel ward in seiner Jugend zum Schmiedhandwerk gebracht; daneben ist er aber so verseßen gewesen auf das Kegeln, daß, wo er Kegelspieler gewußt, er die aufgesucht und dem Kegeln obgelegen.

Einstmals ist er an einem Sonntag nach Ostern in aller Frühe aufgestanden, hat Kugel und Kegel zu sich in den Aermel genommen, und ist damit, wie man die Thor geöffnet, nach Wald dem Kloster gegangen, der Meinung, dieweil selbig Tags Kirchweih daselbst, seiner Hantierung mit dem Kegeln nachzukommen. Wie er nun ins Hausers Holz gekommen, ist ihm ein unbekannter Mann begegnet. Als der neben ihn gekommen, hat er den Jungen angesprochen: „Wo hinaus?“ ihm damit an den Aermel gegriffen, sprechend: „Ich sieh, du bist auch ein Kegler, darum will ich mein Heil gegen dich versuchen.“ Sind hierauf beide miteinander überein-

gekommen und haben im Holz auf einer kleinen Lichtung gekegelt. Das hat nicht lang gedauert, da hat der Jung den andern näher betrachtet und befunden, daß er Roßfüß gehabt. Ist er darob hoch erschrocken, dieweil er wohl gemerkt, was er für einen Kegler vor Augen. Hat darum Gott mit allem Ernst angerufen, auch das Zeichen des heiligen Kreuz vor sich gemacht; damit hat er den bösen Geist vertrieben. Der ist mit einem solch großen Ungestüm von ihm gewichen, daß er nicht anders gemeint, als es wollten alle Bäume im Holz zusammen fallen. Nichtsdestoweniger aber ist er fortgegangen und gen Wald gekommen. Aber so lang er hernach gelebt, hat er an keinem Sonn- oder Feiertag vor der hl. Messe gekegelt. Das Exempel sollte unsern jungen gefallen und die jung welt sich's zu herzen füeren und wohl bedenken, so würden sie etwas mehr gotsferchtig sein, auch sich an Feiertagen spils und anders ungepürlichkait vor der Kürchen enthalten.

Zimmern'sche Chronik IV 184.



Der hockende Stein.

Die Herrschaft Nellenburg grenzte einst an neun Herren Länder, was öfter zu allerhand Zwischenfällen Anlaß bot. Bei Ruhstetten, nicht weit von Kloster Wald, soll nun ein Stein gelegen haben mit drei Sitzen. Bei diesem Stein hatten die Gebiete der Landgrafen von Nellenburg, der Grafen von Sigmaringen und der von Heiligenberg ihre Grenze. Dort hielten diese drei Landesherrn alljährlich eine Treibjagd ab, nach welcher, so erzählt eine alte Jägersage, jeder auf dem „hockenden Stein" den auf seinem Gebiete liegenden Sitz eingenommen habe. Rücken an Rücken verzehrten sie dort einen kalten Jagdimbiß, erneuerten den Friedensbund und ritten dann wohlgemut wieder nach Hause. —

(Jakob Barth, Geschichte der Stadt Stockach S. 25),



Ursprung der Wallfahrt zu Ingelswis.

Das ist vor Jahren ein mächtiges und gutes Dorf gewesen, darin auch eine Kirche, die ist vormals zu Ehren Unser Lieben Frauen und St. Verenen geweiht gewesen. Dieselbig Kirche ist samt dem ganzen Dorf, wie auch andere Dörfer mehr, als Grubstetten, Reinstetten, Oberstetten und Haldstetten, vor vielen Jahren durch Krieg und Krankheit also verwüstet und zergangen, daß der Zeit nit mehr als die 4 Mauern der Kirche samt Vronalter stehen blieben, des Dorfs aber keine Spuren mehr vorhanden gewesen. Ist alles überwachsen und eine derartige Wildnis gewesen, daß die von Zimmern ihre Hirschjagd und Waidwerk allda gehabt. Und dieweil dazumal das Beuten und Stocken nit Brauch gewesen, ist das alles mit der Waide von den Zimmern der Stadt Mößkirch, doch auf Wiedereinlosung, um 1000 Gulden verpfändet worden. Die Bürger der Stadt haben das ganz territorium mit ihrem Vieh nach Gefallen ausgenutzt.

Aber in dem Jahr 1515 ist ein geringer, einfältiger Hirt zu Ingelswis gewesen, genannt Hanns Geps, der hat so tags und nachts in einem Gesicht eine ehrwürdige Frau gesehen, die ihn ermahnt, der Obrigkeit zu vermelden, daß die zergangen Kirche zu Ingelswis wieder geöffnet und erbaut werde, darin künftighin die Mutter Jesu Christi, die Jungfrau Maria, auch St. Verena, wiederum möchte heimgesucht und geehrt werden, und so das geschehe, würden die Obrigkeit, desgleichen die presthaften und kranken Menschen groß Glück und Fortgang haben, und wofern die festiglich und von Herzensgrund glauben und ihr Vertrauen auf Gott den Allmächtigen und seinen Eingeborenen Sohn setzen, würden sie durch die vielemsige Fürbitt der Mutter Gottes und St. Verena große Gnad und Hilf erlangen.*)

*) Man hat den St. Verena Brunnen, der sonst mit anderm Namen der Kaltenbronnen genannt wurde, allzeit für ein besonder gesund Wasser gehabt, und haben vor Jahren die alten Weiber, so erlahmt gewesen, darin gebadet, mit dem Glauben, daß sie davon wieder grad werden sollten. S. 745.

Desgleichen zeigte die ehrwürdige Frau an, daß die Kapelle zu Oberstetten gleicher Weise wie Oberstetten großen Aufgang nehmen, auch werden durch die Fürbitt des lieben heiligen Bischofs St. Nikolaus, zu dessen Ehre die Kapelle vor Jahren soll geweiht worden sein, wie sie auch noch genannt wird, viele Wunder geschehen. Und ist das fürwahr geschehen, denn etliche, die ich wohl gekannt und mir das im Vertrauen eröffnet, daß sie einen Bruch gehabt, haben ein Wachsopfer dahin gelobt und sind ihres Prestens wunderbarlich und ohne alle menschliche Hilf wieder genesen. So ist auch gewiß wahr, daß jetzund in etlichen Jahren kein Hagel, gleichviel, woher oder wohin der gekommen oder gangen, den Aeckern in Oberstettens Zwing und Bann, Schaden gethan hat. — Aber wiewol hievor der Allmechtig den Hirten und schlechten, einfeltigen menschen oftermals vil heimlichkeiten wunderbarlichen geoffenbaret, das den klugen dieser welt verborgen gewesen, so ist doch obgemelts hirten anzaigung erstlichs ein guete Zeit für ain thorhait und aberglauben, als ob er nit bei sinnen, im traum redte, geachtet worden.

Es ist zu mancher Zeit in diesem Thal, darin die St. Niklausen Kapelle liegt, ein ungeheures Wesen. War zu Zeiten ein Fischer im Dorf zu Hausen an der Donau, hieß Kaspar Fuchs. Der hat einstmals bei Mitternacht vor Hausen etliche Fisch beim Mondschein in der Kühle nach Meßkirch führen wollen. Wie er aber neben die Kapelle gekommen, hat er bei der Halle einen schwarzen Mann gesehen, der ist etliche Klafter hoch gewesen, und wo er den Bauch hätte haben sollen, da ist ihm ein groß, rund Loch durch den Leib gegangen, also daß er durch den Menschen heiter hat sehen können. Aber er hat sich des Gespensts nit irren lassen, sondern ist, wiewohl mit etwas entsetztem Gemüt, mit seinem Roß und der Schleipfen (Wagen) stillschweigend fortgefahren. Hat sich bei Nacht daselbst wenig mehr sehen lassen.

Der Chronist berichtet dann von einer wunderbaren Heilung. Einer aus Guettenstain, genannt Jakob Friedrich, versprach, so er von seinem Bruch geheilt werde, als Bausteuer für die Kapelle zu Ingels.

wis die besten Ochsen seiner Herde zu geben. Darauf ist er eingeschlafen und war des andern Morgens gesund. Hat auch noch 24 Jahre gelebt, ohne daß sich der Presten an ihm gezeigt. Diese und andere wunderbare Vorfälle bewogen Herrn Gotfridt Wernher, im Jahre 1516 den Bau der Kirche anzufangen und zu vollenden, und wegen des großen Zulaufs von Kranken und Pilgern, die Wildnis um die Kirche zu säubern und ein Wirtshaus dahin zu bauen. Mit der Wallfahrt traten auch für das Dorf Ingelswis wieder bessere Zeiten ein. Bald zählte die Ortschaft 40 Häuser, die Scheuern und Ställe nicht mitgerechnet.



Ueber den, der auf Kreuzwegen schläft, haben die Geister Gewalt

Die Maier zu Igelswies (hohenzollern'sche Enklave bei Meßkirch) hatte anno 1508 einen Hirten, genannt der Hailpronner, der ist ein gottesfürchtiger und vielbetender Mensch gewesen. Auf ein Zeit ist er mit der Herde auf die Waid gefahren, genannt am Kaiacker, zwischen Ingelswis und Igelswis; daselbst hat er sich zufällig, da es heiß Wetter war, auf einen Kreuz oder Wegscheide gelegt und ist eingeschlafen. Also ist gen Abend, noch heiteren Tags, ein Gespenst zu ihm kommen, das hat ihn geweckt und nachgehends gepackt, und wiewohl er ein starker Mann und sich von dem Gespenst freizumachen sich unterstand, hielt ihn doch das Gespenst so steif, daß er sich nicht regen mochte. Und ob auch der gut Hailpronner mit größtem Ernst Gott in seinem Herzen anrief, fuhr doch das Gespenst mit ihm durch alle Lüfte hindurch, und wie er, Heilpronner, hernach selbst angezeigt, sind sie letztlich seines Bedünkens und Erkennens nach langem Hin- und Widerschweben in den Lüften bei dem Volterweier in Wald gekommen. Da hat ihn das Gespenst in eine große Höhle im Wald an einen Rain, die er zuvor nie gesehen, geführt. In solcher Höhle hat der Hirt wunderbarliche Ding gesehen, unter denen viel Menschen, Weibs- und Mannspersonen, die zum

Teil damals noch gelebt haben, auch viel, die abgestorben waren, die er die meisten wohl gekannt hat. Unter solchen sind gewesen der alt verstorbene Gremlich zu Meningen und etliche Pfarrersköchinnen. insonderheit aber hat er des Meßkircher Pfarrers, Herrn Adrian Dornfogels, Magd sichtbarlich gesehen und erkennt, die der Zeit noch gelebt und erst über etliche Jahr darauf gestorben. Unglaubliche Ding hat er die Zeit über gesehen und erfahren, und hat er vermeint, nur den Vierteil einer Stunde von seiner Viehherde weggewesen zu sein, ist aber erst am dritten Tag wieder gesehen worden. Die ganz Zeit über ist er ohne Essen, Trinken und Schlaf gewesen, und hat man ihn in Wäldern und sonst allenthalben gesucht; aber da ihn niemand gefunden, haben die Maier zu Igelswis mit einem andern Hirten sich versehen. Am dritten Tag gegen Abend, ungefähr um die Zeit, wie er von der Kreuzstraß davon geführt worden, hat ihn das Gespenst wieder durch die Lüfte getragen und ihn auf den Kreuzweg fallen lassen. Davon sind ihm nit allein große Schmerzen und Wehtage entstanden, sondern auch alle Nestel an den Kleidern zersprungen und gebrochen. Ganz beschwerlich und krank ist er dieselbig Nacht gen Igelswis gekommen. Da haben sich die Leut nit wenig über die abenteuerlichen Ding verwundert, so er ihnen gesagt; sonderlich aber hat er gemeldet, es hätte der alt Gremlich ihm befohlen, seinen Erben ausdrücklich anzusagen, die Zehnden und Gefäll zu Bittelschieß (Hohenzollern) wiederum dem Stift daselbst zurückzugeben, sonst würden sie wenig Glück mehr haben. Auch von der Magd des Dornfogel hat er gesagt, wie die große Pein leide, gleichwohl die noch gelebt. Durch diese Reden schafft sich der gut Hirt große Feindschaft. Hat die Krankheit und Blöde aber an ihm zugenommen und ist er den dritten Tag hernach gestorben und gen Mößkirch geführt worden und daselbst begraben.

(Zimmern'sche Chronik II 150 ff.)



Fahrt zu St. Pankratius.

Im Jahr 1538 lebte zu Rohrdorf ein junger Gesell mit einer Witwe in kinderloser Ehe. Also nahmen ihn seine Gesellen auf eine Hurde, gaben ihm eine schwarze Henne in die rechte Hand und trugen ihn also von Rordorf bis gen Altheim zu St. Pankratio, wie in einer Prozession. Daselbst haben sie ihn in die Kirche getragen, da hat er dem lieben Heiligen die schwarze Henne zum Opfer bringen müssen, damit ihm geholfen würde. Die Hurde ist hernach etliche Jahr an der Kirche lehnend blieben. Als das Opfer vollbracht war, haben sie den Gesellen wieder mit sich gen Rohrdorf ins Wirthshaus genommen und gemeint, die Sach ausgerichtet zu haben. Hat dem Gesellen aber nit geholfen.

(Zimmern'sche Chronik III. 203.)



Was erhenkt soll werden, das ertrinkt nit.

Ausgangs September im Herbst anno 1554 kam ein Landstreicher gen Rohrdorf und hat zwei Roß, die er einem Meier am Königseggerberg entführt, gebracht. Es kam aber der Bauer, dem die Pferd zugehört, und warf den Thäter ins Recht. Ward das Urteil erkannt, daß man ihn mit dem Strick richten sollt. Nun war er aber noch gar ein junger Mensch, deshalb männiglich für ihn beim Grafen bat. Weil das der erst war, den der Graf in seiner angehenden Regierung sollt richten lassen, befahl er, den Jungen hinauszuführen, als ob man ihn richten wolle, und wenn es dahin käme, daß man den armen Mann über die Leiter abstoßen sollte, wieder ledig zu lassen. Geschah also. — Sobald der Nachrichter den Bescheid hörte, da sprach er dem armen Mann zu, band ihn los mit dem Vermahnen, er sollt nur frei und keck wieder die Leiter herabsteigen. Da war der dermaßen verstummt und erschrocken, daß er nichts mehr verstand, hört oder

reden konnte, wollt auch trotz alles Ermahnens nicht von der Leiter. Letztlich mußt ihn der Nachrichter in des Teufels Namen heißen heruntersteigen, wie man denn spricht, daß in dergleichen Sachen oder so einer eine böse That gethan, und nit weichen will oder kann, mit solchen Worten von der Stelle und zur Flucht mag gebracht werden. Von der Red stieg der Jung halb tot und toll herab und als er ermuntert und unterrichtet, danket er zuerst Gott dem Allmächtigen, der Obrigkeit und männiglichem, verhieß sein Leben zu bessern und innerhalb wenig Tagen sich auf die Fahrt nach St. Jakob zu begeben. Zog dann mit Geld unterstützt weiter. Es giebt aber ein Sprichwort: Was erhenkt soll werden, das ertrinkt nit, das beschah da auch. Kam der Jung in wenig Tagen nach Geisingen in die Bar. Daselbst focht ihn der bös Geist an, daß er abermals ein Roß stahl. In Engen ward er erkundschaftet und vor Gericht gestellt. Wie aber die Obrigkeit erfuhr, daß er in Meßkirch in gleicher Not gewesen und trotz erwiesener Gnad sich so wenig gebessert, da ließ man ihm Recht ergehen und er erstand wie ein Kranatsvogel (wurde gehenkt). Zimmern'sche Chronik IV 201.



Schloß Benzenberg.

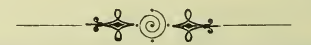
Benzenberg ist eine Ruine auf der Gemarkung Rohrdorf. Besitzer waren die Grafen dieses Ortes, reiche, mächtige Herren.

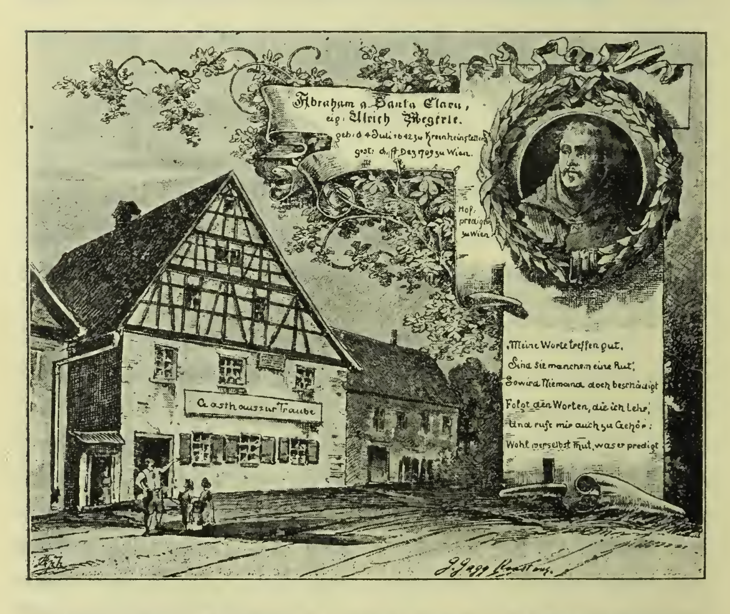
Einst wurde unter Graf Mangold auf der Burg Benzenberg ein Fest abgehalten und kamen etliche Grafen und Herren dahin. Die konnten sich über den schwachen Zustand der Gräben und Türme nicht genug wundern und äußerten auch ihr Befremden dem Grafen. Aber der nahm die Frage fröhlich auf und versprach, am nächsten Tag die Gäste seine Mauern und Bollwerk sehen zu lassen. War den ganzen Tag fröhlich mit seinen Gästen; insgeheim aber hat er durch seine Amtmänner die Mannen aus seiner Herrschaft wohlgerüstet auf

die Berg entbieten lassen. Als am andern Tag die fremden Grafen aufgestanden, haben sie mit großem Verwundern die große Anzahl Kriegsvolk gesehen und fragten, was das bedeute. Darauf antwortet ihnen der Graf, das seien seine besten Mauern und Wehr, er glaube auch, seine Unterthanen dermaßen regiert zu haben, daß sie ohne Zweifel ihre Güter, Leib und Leben mit Freuden für ihn hingeben würden.

Wie gut genannter Graf Mangold seine Unterthanen regiert hat, ist daraus abzunehmen, daß noch bei unsern Zeiten seit unvordenklichen Tagen ein gemeiner Leumund gewesen, daß bei Graf Mangolds Zeiten die Hintersaßen in der Herrschaft Meßkirch reiche und wohlhabende Leute gewesen, insonderheit zu Rohrdorf, wo sie bei Erbteilungen das Geld mit Hüten verteilt haben. Auch sagt man, es hab einst Graf Mangold zu einem Meier auf Mordretshof (ist ein Ort, da vor Zeiten ein Meierhof gestanden) geschickt, etlich Geld zu leihen, hab ihm da der Meier zwei Maß mit Geld geschickt.

Zimmern'sche Chronik I 218 ff.





Geburtshaus Abraham's a Santa Clara zu Kreenheinstetten.

Hagel als Strafe für Frevel in der Christnacht.

Zu Krainhainstetten saßen in der Christnacht um das Jahr 1550 oder später die Bauern samt ihrem Amtmann Balthasar Freien die ganze Nacht im Wirtshaus, spielten und tranken, wie es denn an manchem Ort leider ein böser Brauch ist. Wie sie in die Christmette gehen sollten, waren sie toll und voll; da half kein Ermahnen. In Summa, sie gingen um die Zeit der Christmette mit der Sackpfeife und einem wilden Geschrei im Dorf auf und ab bis zu der Kirchen. Es kam der Obrigkeit zu Ohren. Die befahl den Amtleuten, das ernstlich zu strafen. Aber die Buben wurden mit einem Fuchsschwanz geschlagen, das war alles. Was ist aber darauf erfolgt? Wiewohl man über niemand urteilen soll, so ist doch diesen Bauern und dem ganzen Dorf eine schwere Straf hernach gefolgt, denn es hat sie der Hagel und das Ungewitter etliche Jahr nacheinander dermaßen getroffen und einen solchen Schaden gethan, daß sie dessen in etlichen Jahren sich nit werden erholen können.

Zimmern'sche Chronik VI. 57.



St. Niklas Bild hilft einem Fuhrmann von der Stelle.

Anno 1550 ist ein Wirt zu Lübertingen (Leibertingen) gewesen, genannt Bernhard Frei. Der hat seinen Knecht, Galle Löhlin, mit einem Wagen in den Breisgau geschickt, um daselbst Wein zu kaufen. Als der Knecht nun mit dem Wein auf dem Heimweg, ist Regenwetter eingetreten, daß die Weg schwer zu befahren und der Knecht mit dem Wagen sehr verhindert war. Wie er aber unfern von Dutlingen (Tuttlingen) gekommen, ist er mit dem Wagen so gar tief im Weg

stecken geblieben, daß er nicht mehr vorwärts gekommen, obgleich er mehr denn eine Stund alle Mittel versucht. Also hat er schon geglaubt, er müß über Nacht im Feld bleiben. Letztlich hat er St. Niklasen Bildnis aus einer Kapelle, so unfern davon gelegen, an das ein Rad gestellt oder gelehnt und angerufen, er möge ihm aus dem Kot helfen, wo nit, so wolle er ihn stecken lassen. Was kann aber nun der Aberglaub nit ausrichten oder zu weg bringen? Sobald der Knecht das thut, schlägt er auf die Roß ein, und über alles Vermögen ziehen sie den Wagen gewaltiglich aus der Lachen. Er aber laßt den guten St. Niklas im Kot stecken und fuhr fort. Wie er aber ein guts Weglein gefahren, wollten oder konnten die Roß den Wagen nit weiterziehen. Jetzt fällt dem Knecht bei, daß er St. Niklasen Bildnis trotz aller erzeigten Hilf im Kot hat stecken lassen. Deshalb schenkt er einem armen Mann eine Verehrung (Belohnung), daß er das Bildnis aus dem Weg nehmen und wiederum in die Kapelle auf seinen alten Platz stellen solle. Inzwischen mußt er aber still halten, da die Roß nit ziehen wollten. Sobald aber die Bildnis wiederum in der Kapelle, haben die Roß so frisch und wohlgemut den Wagen davon gezogen, daß er noch dieselbig Nacht wider all sein Verhoffen das Dorf Lübertingen erreicht hat. — Also muß der böß Geist sein Gaugelspiel mit den einfältigen Leuten verrichten, damit die lieben Heiligen verachtet und mit solchen liederlichen Sachen angerufen, und ihre heilige Fürbitt mißbraucht wird. Zu solcher Arbeit und allem, das uns von Gott und den Seinen abführet, hilft er getreulich.

(Zimmern'sche Chronik IV. 127 fl.)



Das weiße Fräulein von Kallenberg.

Groß ist die Ueberraschung, wenn der Wanderer, über die weite Fläche von Neuhausen herüber gekommen, plötzlich an den schroffen Felsenabhängen des hier noch sehr schmalen

Donauthales steht; denn jenseits dehnt sich, gleichfalls wieder mit vielen Ortschaften, die weite Ebene aus und nichts ließ hier so viele Schluchten vermuten. Durch eine derselben gelangt man auf den Vorsprung, auf welchem die Trümmer von Kallenberg liegen. Unerschütterlich erhebt sich noch auf der äußersten Spitze des Waldfelsens der vierseitige Turm, rings von eingestürzten Mauern umgeben. Dieser Turm, — erzählt die Sage — verschließt noch unermeßliche Schätze, die ein Ritter als Beute mit sich gebracht aus den heidnischen Nordlanden, wo er für das Kreuz gestritten. Während des Ritters Abwesenheit hatte aber der schmucke Mühlknappe im Thale das Herz seines einzigen Kindes geraubt; in der Verzweiflung über diese Schande mißhandelte der kaum zurückgekehrte Ritter die Tochter und stieß sie aus der Feste. Ihre Leiche wurde am folgenden Morgen vor dem Stadtgitter des Mühlgangs gefunden. Bald ergriff aber Reue über seine grausame That das Herz des Vaters und verdüsterte seinen Sinn, der jetzt nur noch darauf gerichtet war, seine Schätze zu vermehren und dieselben in den tiefen Gewölben des Turmes zu hüten; die Thore der Burg blieben von nun an jedem Besuche verschlossen und nur zur Plage seiner Vasallen stieg noch der Ritter zuweilen aus seinem Felsenhorste hernieder. — Nun schwebt in mondhellen Nächten, gleich einer Najade, des unglücklichen Fräuleins weißer Schatten der Donau entlang gegen die Mühle; während eine hohe finstre Gestalt an den jenseitigen Felswänden auf- und absteigt und die Hände ring Wagt es aber einmal ein Habsüchtiger, in der Mitternachtstunde zu dem Turme hinauf zu klimmen, um die Schätze zu suchen, dann naht ihm die schwarze Gestalt und droht ihm mit furchtbar glühenden Blicken; ja, ein Hirte, der keck genug war, einst die Zinne des Turmes zu erklettern, stürzte sinnesverwirrt hinunter in die Tiefe. Dagegen waltet des Fräuleins sanfter Geist sichtbar schirmend über den Frauen und Töchtern der Mühle; besonders hold ist sie den Liebespärchen von unwandelbarer Treue; oft schon stand sie auch braven Frauen in Geburtsnöten bei, wenn die Hebamme nicht schnell genug

von Leiberdingen oder Kreenheinstetten herüber kommen konnte. — Die Burgen Kallenberg und Burgstall bei Friedingen an der Donau sollen ehemals durch eine lederne Brücke verbunden gewesen sein.

Letzteres aus E. Meier nach mündl. Bericht aus Friedingen. Nr. 182. 2.

Kallenberg, abgegangenes Schloß, jetzt Hof bei Buchheim, bad. B.-A. Meßkirch. Ein Walter v. K. 1253. 1381 österreichisch, gelangte in verschiedene Hände, 1695 wieder österreichisch, 1722 freiherrlich ulmisch bis 1805. Zur Herrschaft gehörten Nuschlingen, Obernheim, Dormettingen, Erlaheim, jetzt in verschiedenen Oberämtern Württembergs zerteilt.

Schmid, Geschichte der Grafen von Zollen Hohenburg S. 395 ff. Alemannia XIV 262. Siehe VIII 205.



Schloß Wildenstein.



Hoch auf wilden, hellleuchtenden Felsklippen steht die Feste, kühn und trotzig den Stürmen der Zeit ihre harte Stirne bietend, ein wohlerhalten Denkmal der kampfesfrohen Ritterzeit. —

Nur durch eine Zugbrücke mit dem Bergrücken verbunden, war die Burg geschützt und bewahrt durch gähnende Felsklüften, fast 9 Meter dickes Mauerwerk und zahllose, dräuende Schießscharten, aus denen Tod und Verderben spie dem, der es wagte, hier einzudringen.

Ein Brunnen im Hof, eine Mühle innerhalb der Burgmauern, weite Vorratskammern und für den schlimmsten Fall hinter dem Altar der Burgkapelle ein unterirdischer Gang, der in's Donauthal führte, ließen die Besitzer des Schlosses auch der ausdauernsten Belagerung ruhig entgegensehen. Sollten die Feinde es versuchen, Feuerbrände zu schleudern und die Feste in Brand zu stecken, so warf man die Dachstühle, die in eisernen Schrauben hingen, ab wie Hüte, und dem bloß gelegten Gewölbe und Gemäuer vermochte kein Feuer etwas anzuhaben. —

Kein Mensch weiß, wer die Feste baute. Die Herren von Zimmern bewohnten sie lange Zeit und ließen sich viel Geld kosten, die halb zerfallene Burg zu befestigen. Nach langen Kämpfen und verschiedenem Wechsel kam Johannes von Zimmern, genannt der Lapp, 1435 in den Besitz der Burg. Das war ein gar fröhlicher Mann, voll launiger Einfälle und Schrullen.

Graf Wilhelm Werner von Zimmern erzählt in der von uns oft erwähnten Hauschronik von ihm mancherlei.

Die Bauern von Wittersdorf, die für gescheidte Leute galten, erfuhren einmal, daß Johannes von Zimmern an ihrem Dorfe vorbei kommen werde. Sie vermaßen sich nun mit ihm sich einen Spaß zu erlauben und setzten sich bei der Straße in einen Kreis so, daß sie alle ihre Füße ineinander verschränkten. Als Herr von Zimmern in die Nähe kam, begannen sie mit einander zu hadern und schrieen jämmerlich um Hilfe. Was sie mit einander hätten, meinte da der Graf. „Ach, gnädiger Herr“, riefen die Bauern, „wir haben unsere Füße unter einander verloren;“ er möge ihnen doch helfen, daß sie wieder zu ihrem Eigentum kämen, so wollten ihm gerne dafür eine jährliche Gült und einen Sack voll Korn senden. Johannes rief: „Es gilt!“ griff nach einem Stecken und drosch so lange auf die Füße der Bauern, bis jeder sein elterliches Erbteil an sich zog. Die Bauern bedankten sich nun mit kaum verhaltenem Spott für diese schlagfertige Ordnung ihrer

Angelegenheiten und gaben dem Freiherrn auf sein Verlangen eine schriftliche Urkunde über die versprochene Korngült.

Johannes von Zimmern verdroß es doch sehr, daß die Bauern mit ihm sich solche Späſſe erlaubten und er gedachte, ihren Uebermut empfindlich zu strafen. Es war ausgemacht, daß die von Wittersdorf einen Sack Korn zu liefern hätten, der Vogt des Grafen kam auch pünktlich am ausgemachten Tage zum Einzug mit einem Sack. Der war aber so gewaltig groß, daß den Bauern die Witze vergingen. Die Aussicht, künftig alle Jahre so bedeutende Kornabgabe zu haben, war ihnen durchaus keine angenehme, doch sie machten gute Miene zum bösen Spiel und hofften auf Gelegenheit, den Schaden wieder gut zu machen. — Eines Tages — sie hatten inzwischen viel hin und herberaten — brachten sie beim Freiherrn die Bitte vor, er möchte ihnen doch gestatten, für ein bauliches Unternehmen in seinem Walde einen größeren Baum fällen zu dürfen. Sie erhielten die Erlaubnis und fällten einen mächtigen Waldriesen mitten im Holz, darauf sandten sie nochmals zu Johannes, ob sie nicht den nötigen Weg schlagen dürften, den Baum aus dem Walde zu schaffen. Arglos ward ihnen auch dieses bewilligt. Da legten sie den mächtigen Stamm quer auf den Wagen, fällten rechts und links ganze Reihen sperrender Bäume und führten alles mit nach Haus. Nachher fanden sie es freilich für klug, sich mit dem Grafen wieder auszusöhnen.

Vergl. Zimmern'sche Chronik; Schönhuth, Burgen S. 33 ff. Staiger, Donauthal 61.

Vom Grafen Johannes wird auch dasselbe erzählt, was wir unter dem Titel „Ein freier Mann“ bei Thiengen berichten



Der wilde Ritter von Wildenstein.

Der letzte Wildenstein, dem benachbarten Kloster Beuron und der ganzen Nachbarschaft ein böser Kamerad, war ein grausamer Raubritter, der die ganze Umgegend weithin unsicher machte. Wollte man ihm auf den Leib rücken, so zog er

seine Fallbrücke und sein Nest war unzugänglich. Nach seinem Tode mußte er wegen seiner Gräuelthaten als der wilde Ritter umgehen. Bei Nacht, ja oft bei glockhellem Tag, rasselt's und rumpelt's in Wildenstein fürchterlich. Das wissen die Geißhirten um den Berg und Felsen herum am besten und können nicht genug erzählen von dem Schauderhaften. Es sei dann gerade wie bei einem Erdbeben, man höre ein unterirdisches Brüllen und Tosen, wie wenn alle Teufel los wären. Auch außen am Berge und um die alten Mauern herum haust der wilde Ritter bisweilen. Er ist ganz kohlrabenschwarz; ganz vermummt, sodaß man ihm nicht ins Gesicht sehen kann, reitet er auf kohlrabenschwarzem Rosse. So jagt er an den Hirten und Herden vorbei unter furchtbarem Sausen und Brausen, und ein übermäßig starker Windstoß geht ihm voran.

Birlinger, Volkstümliches S. 27.



St. Mauruskapelle bei Beuron.

Der böse Knappe auf Wildenstein.

Die Herren auf Wildenstein führten nicht umsonst den Namen die Wilden von Wildenstein. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts saßen auf der Burg Ritter Heinrich, ein wilder und zornmütiger Mann, wie alle seine Vorfahren, in dessen Diensten ein heimtückischer Knappe stand, Wolf genannt. Diesem rannte der Graf einst in der Wut seinen Jagdspeer in die Lenden und verwundete ihn schwer. Ohne seinen Grimm ob der Mißhandlung äußerlich merken zu lassen, sann der Knecht auf Rache. Einst hatte der Ritter ein großes Jagen veranstaltet, alles war mit ausgezogen, nur Wolf, der immer noch an seiner Wunde litt, war zurückgeblieben. Draußen auf der Fallbrücke standen die beiden Kinder des Grafen und schauten hinab zur rauschenden Donau und freuten sich, wenn sie da und dort den jagenden Schwarm auftauchen und wieder verschwinden sahen. Jetzt schien Wolf der Augenblick der Rache gekommen; mit starker Hand zog er die Zugbrücke, den einzigen Zugang zur Felsenburg, hoch auf und ließ sie darauf wuchtig niedersaußen, so daß die starken Ketten klirrend brachen und die Brücke hinab in die Tiefe stürzte. Ihr nach schleuderte der heimtückische Geselle eines der Kinder. Durch das Geschrei derselben wurde das Gefolge des Ritters aufmerksam auf die Vorgänge auf dem Schloßturm. Verzweifelt starrte Heinrich hinauf, von oben aber klang das höhnische Lachen des teuflichen Knechtes gellend herunter. Mit dem Rufe: „Das ist meine Rache für Deine Mißhandlung; paß auf, Dein Sohn fliegt Dir in die Arme, der andere ist schon vorangegangen", warf er in weitem Bogen auch den zweiten Sohn in die Tiefe. Doch die Rache folgte ihm auf dem Fuße. Ein jäher Blitzstrahl zuckte aus heiterem Himmel herab, donnernd stürzte der Turm zusammen und begrub den Bösewicht, der sich in selbstmörderischer Absicht den Verband von seiner Wunde gerissen hatte. — Andern Tags aber fand man die beiden Kinder unversehrt im Gebüsche neben einander liegen.

Noch ertönt nächtlicher Weile manchmal ein sonderbares Geheul von der Höhe in's Thal und der Geist Wolfs erscheint den Bewohnern des Schlosses, und aus seiner weiten Speerwunde rieselt der schwarze Blutstrom.

(Schönhuth, Burgen Badens, S. 45.)



Der Schwede zu Wildenstein.

Während die Schweden im August 1642 den Hohentwiel besetzt hielten, kam einer der kühnsten ihrer Unteroffiziere, der zufällig mit einigen seiner Leute diese Gegend durchstreifte, auf den Gedanken, die Feste Wildenstein zu erobern, denn er hatte vernommen, daß die fürstenbergischen Beamten, welche damals auf dem Schlosse wohnten, mit den wenigen Soldaten, welche dessen Wache bildeten, nach Meßkirch gegangen waren, um dort die Messe zu hören, und daß nur die Frauen und Kinder sich noch im Schlosse befänden. Da besann sich der vermessene Schwede nicht lange. Auf einer schwachen Leiter stieg er zur Zugbrücke hinüber, kletterte sodann an deren Kettenwerk hinauf und wand dasselbe mit kräftigen Armen aus den festen Angeln, so daß die Brücke fiel, worauf er mit drei seiner Genossen in das Schloß eindrang. Sein furchtbares Aeußere, — die Bewohner der Gegend nannten ihn nur den Schwarzen — hatte die Frauen so sehr in Schrecken versetzt, daß sie nicht einmal das Thor zu schließen gewagt. Den Eroberer verlockte die reiche Beute, die er hier vorfand und, sei es nun, um nicht teilen zu müssen, oder aus Furcht vor der Rückkehr der Feinde, er schloß sich eiligst mit seinen drei Auserwählten in die Feste ein, ohne die andern zu rufen, welche sich indessen in dem Walde verborgen gehalten. Wirklich kehrten auch die Beamten mit ihren Soldaten bald aus Meßkirch zurück und begannen,

da sie das Schloß in fremden Händen fanden, mit Zuziehung benachbarter Garnisonen den Angriff auf dasselbe; da erbot der eingeschlossene Schwede die Uebergabe unter der Bedingung, daß er und seine Begleiter mit sich fortnehmen dürften, was sie forttragen könnten. Dies ward gestattet und er brachte großen Reichtum mit auf den Hohentwiel, wo er jedoch nur mit Mühe sich einem schweren Strafurteil entzog.

(Vergl. Max v. Rings: „Malerische Ansichten der Ritterburgen Deutschlands 6. Heft.)

Zauberkünste des Herrn Johann Werner von Zimmern.

Herr Johannes Wörnher ist viel zu Wildenstein gewest, alda er zum oftermale in magia, die er fürtrefflich kunt, sich hat geüebt und in zeiten auch in beisein seines gemahels, der grevin von Oetingen, die etwan mit im spaziern gangen und solchs an in begehrt, natern und schlangen in hölzern bezwungen, so daß sie in ainer anzaal sich erhebt, zu im komen seien, sich in ain Krais, den er inen gemacht, mit den Köpfen zusamen gethon und, so lang er gewelt, dergestalt beliben, oder aber one seine oder der anrüerenden nachthail und verletzung sich angreifen lassen, volgendts, wann er gewelt, widerumb abgeschaiden und an ort und ende, da sie ire hülinen und wonungen gehabt, sich widerumb begeben. Er hat auch mit seinem gesicht die spinnen und alles ungezifer bezwingen kinden; sobald er die ersehen und gewelt, haben sie nit weiter komen mögen. Zu zeiten hat er sie auch mit seinem gesicht getödt.

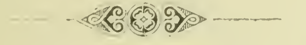
Es het sein herr vatter zu Wildenstain ain cisternen gebawen, wie derselbig noch alda ist. Und wiewol der in ainen felsen gehawen, het er doch ain haimlichen ausgang überkommen, also das großer mangel an wasser täglichs erscheine u. s. w. Das het gemelter herr Wörnher, bei

ſolchem fürkomen, von erfaren und verſtendigen werkmaiſtern etliche mal beratſchlagen laſſen, welche, von wegen das der abgang durch haimliches kluften im Felſen verfiele, derhalben kein grundlichen bericht hatten wiſſen oder erfarn mögen. Zuletzt underſtande ſich herr Johanns Wörnher, durch ain ſichtbarliche erzaigung deren ſachen in ainem chriſtallen zu erkundigen und als er das zuwegen gepracht, auch ſolchs die werkmaiſter bericht, ließe er dem ciſternen leichtlichen helfen. — Er hat ſich auch auf ain zeit unterſtanden, per magicas artes (durch Zauberkünſte) zu erfarn, ob der leib ſant Ruodolphi zu Meßkirch ſeie (wie dann ain gemainer leumat iſt, das derſelbig allernechſt beider ſtat, da es noch zu ſant Rudolfen genempt wird und vor zeiten ain Dorf allda geſtanden, mit namen Mülhauſen, gewonet hab). Sollichs iſt im aber von biſchof Otten von Coſtanz, der ain grave von Sonnenberg, widerraten worden, der in auch vermögt, von ſeinem fürnemen abzuſtehen, in sanctos per responsa spirituum zu inquirirn.

Zimmern'ſche Chronik I. 500, 502, über den Tod Werners S. 576, 578.

Es iſt Herr Johannſen Wörnhern bei zeiten ſeines lebens vil unfaal begegnet, derhalben auf ain zeit doktor Hans Han, medicus zu Eßlingen, als im ain edelgeſtain fürgebracht, ſo von etlich hundert jaren here bei der freiherrſchaft zimbern ain erbklainot geweſt, des namen oder aigenſchaft niemandts gründtlichen bewiſt, ſondern nur der glück- oder ſigſtain genennt und jederzeit dem elteſten freiherrn im geſchlecht für ain tauſendt guldin hauptguts in der thailung angeſchlagen und zugethailt worden, geſagt ſoll haben: „Aller unfaal herrn Johanns Wörnhern diſes geſtains halb, in anſehung das im ſollichs nit zugeſtanden, auch irer baider naturen ainandern ganz ungleich und widerwertig geweſt, entſprungen“.

Ebd. S. 581.



Wunden eines Toten fangen an zu bluten.

Begab sich einst, daß der Vogt Bernhart auf Schloß Falkenstein mit seinem Schwager Ulrich Stübern zu Kraien-Hainstetten in Unfrieden kam und ihm Leib und Gut absagte. Der fürchtet sich sehr, daß er einen Zimmermann von Gutenstain, genannt Lude Seger, um 4 Gulden bestellt, den Bernhart umzubringen. Also empfing der Lude das Geld, und als auf eine passende Zeit der Bernart unterhalb Falkenstein an der Steig dem Weiler zu mit einem Buben Scheiterholz aufsetzte, schoß ihn der Lude, hinter einem Baum verborgen, mit einer Hirschbüchse zu Tod. — Auf solchen Mord ward vergebens eine lange Zeit viel Kundschaft gemacht.

Nun hatte aber der Thäter einen Genossen, Paule Blank, der war sein Nachbar zu Gutenstain. Mit dem hat er viele Mordsachen und andere böse Thaten verrichtet. Begab sich ungefähr ein Jahr später, daß ein Landsknecht aus Frankreich kam, genannt Barthle Preisinger, gebürtig aus Guettenstain, hat etlich Geld heimgebracht. Als derselbig einstmals gen Möß-kirch ging und sie vom Geld bei ihm erfuhren, griffen Beid den gut Barthle nit fern vom Hohen Kreuz an und schlugen ihn ohn Erbarmen zu Tod. Sie plünderten ihn, den Leib ließen sie im Holz liegen. Noch desselbigen Abends ward der Leib von Leuten aus Stetten zum Kaltenmarkt gefunden und erkannt. Die berichteten das dem Amtmann zu Gutenstain, dieweil es aber so spät, ließ der Amtmann die Sach die Nacht über auf sich beruhen. Des andern Tags beruft er die ganz Gemeind, denen verkündet er den Tod. Also gingen sie, da sie den Körper noch fanden. Indes, wie der Körper auf der Walstatt tot aufgeladen ward, wollten die zwei Tödter, die von weniger Argwohns wegen auch erschienen, dem Körper nit nahen, versprachen, sie wollten dem Entleibten ein Kreuz machen. Das merkt der Amtmann. Der ruft einem jeden, zu dem Karren zu gehen. Als der Lude Seger, wiewohl ungern, hinzutritt, fing der tot Körper

an heftig zu bluten. Von Stund an erhebt sich der Argwohn auf Luden. Der andere, Paule, sondert sich von den andern und that sich aus dem Dorf. Ward der Ludin gefänglich eingezogen. Der wird gen Meßkirch geschickt, und sobald er peinlich befragt worden, bekannt er alle begangenen Mordthaten, auch wie er aus Anstiften Ulrich Stübers den Vogt von Falkenstein, Bernhart, umgebracht. Also ward mit ihm nit geeilet, sondern noch eine gute Zeit gefangen gehalten. Inzwischen hört man, daß sein Gesell, der Paule Bank, vielmals heimlich aus der Fremde gen Gutenstain zu Weib und Kind gehe, die noch allda waren. Das erfuhr Herr Gotfridt Wernher, als der Paule, auf den Ostertag, wie jedermann in der Kirche war, heimlich in sein Haus schlich, ward er ausgekundschaftet, und wiewohl er mit einem Flischbogen etliche verletzt, ward er zuletzt wie ein wildes Tier ergriffen und gen Meßkirch geführt, und nachdem er seiner Wunden wieder geheilt, samt seinem Gesellen mit dem Rade gerichtet.

Aber der Ulrich Stüber ward bald nachher zu Meßkirch gefangen und vor Gericht gestellt. Nun wußt Herr Gotfridt wohl, daß von der Priesterschaft, vom Rat und der Gemeinde große Fürbitt durch alle Herrschaftsleut für Ulrich beschehen würde, nahm sich daher vor, ungeachtet aller Fürbitt, Urteil und Recht ergehen zu lassen. Aber in der Nacht vorher konnt er, ob durch ein besonderes Mittel von oben herab oder sonst per indirectum (durch zauberischen Einfluß), nit schlafen, wie er auch selbst bekannt hat, er hab darnach nichts wider den Stüber thun können. Also ward der des andern Tags begnadigt, erbot sich auch, ehe und zuvor er wieder zu Haus und Hof wollte einkehren, zu Jakob gen Compostellam und zu Unser Frauen zu Loreto zu wallfahrten, das er hernach getreulich geleistet.

Zimmern'sche Chronik II 472.



Weiler an der Donau. — Die St. Jürgen Scheibe.

Zu Weiler an der Donau ist vor Jahren ein eigenes Geschlecht gewesen und hat einen eigenen Adel gehabt, deren Wappen drei schwarze Mohrenköpfe im weißen Feld war, auf dem Helm ein schwarzer Mohrenkopf. Ihr Sitz und Wohnung ist gewesen in einem hohlen Felsen, ob dem Weiler an einer zähen Wand. Man hat's einst für sturmfrei (uneinnehmbar) geachtet. Ob demselbigen Burgstall ist der Felsen so zäh und hoch, als ob er mit einer Scheere wäre beschnitten worden; hat gleichwohl auch etliche, aber enge Höhlen und Löcher, in denen seit viel Jahren her Blaufußvögel Stand und Nester gehabt. Damit ist viel Danks verdient worden, daß die Herrschaft die Jungen darin mehrmals hat ausnehmen lassen und verschenkt. Deren sind etliche bis nach Lothringen und Frankreich verschenkt worden. Aber bei etlich Jahren haben etlich Welsche oder Saphair (Savoyarden) sich heimlich an Seilern vom obersten Felsen heruntergelassen und die Vögel mit Butz und Stiel, alt und jung, ausgenommen und nach Frankreich verschickt.

Es hat auch nit allein zu Weiler eigenen Adel gehabt, sondern auch im ganzen Umkreis, deren die meisten in die Kirch gen Weiler gepfarrt waren, hat auch allda eine eigene Weihlage (Kirchhof) gehabt. Man sagt, es seien einst soeben fehin Mäntel, also sind vor Jahren die Edelfrauen bekleidet gewesen, allda zur Kirche gangen, und weil dieselbig Edelleut der Zeit ganz uneinig gewesen, so hab jeglichs Geschlecht eine eigene Thür in der alten Kirche gehabt, damit sie im Aus- oder Eingang einander ungeirrt gelassen.

Das jetzig Kirchle im Weiler ist zu Ehren des Ritters St. Jörgen geweiht. Darin ist vor wenig Jahren noch eine unachtbare, eichene Scheibe gewesen, in der Form und Größe wie ein ziemlicher Faßboden. Das Gemälde, so daran gewesen, ist Alters und der Länge der Zeit wegen so

gar abgangen und verblichen, daß man nichts mehr daran erkennen konnt. Gleichwohl man sagt, daß etwas Heilktumb (Wunderkraft) darin verborgen sei. Diese eichene Scheibe hat eine wunderbare Kraft und Eigenschaft gehabt. So etwa ein Mensch in der Donau ertrunken und zu Boden gesunken, so daß man den Leib nit finden können, so hat man diese Scheibe im Weiler geholt und dieselbig an dem Ort, da der Mensch ertrunken, in die Donau geworfen, dann ist die Scheibe dem Wasser nachgeschwommen bis an den Ort, da der Körper gelegen. Alsdann ist sie nit fortgeschwommen, sondern hat sich vielmals in einem Wirbel umkehrt. Daselbst haben dann die Fischer gesucht und den toten Menschen gewißlich gefunden. Das ist bei den Alten vielmals probiert worden, auch bei unserer Zeit hat es sich als wahrhaftig bewiesen. Unangesehen dessen ist die Scheibe bei der abenteuerlichen Haushaltung verloren worden. — Man sagt auch, es seien dieser Scheiben noch mehr an der Donau, die eine gleiche Kraft haben, sonderlich aber bei den Kirchen, so in der Ehr des lieben heiligen Ritters St. Jörgen geweiht sind.

Zimmern'sche Chronik II 362 f.



Das Hardtweible.

Auf dem Hardt, einem Anhange des großen Heubergs, besonders in der Umgegend von Werrenwag, Irrendorf, Berrendorf u. s. w. geht das Hardtweible oder Hardtfräulein um. Es ist ganz schwarz gekleidet und trägt einen runden, breitrandigen Schlapphut, der ebenfalls schwarz ist. Andere wollen das Hardtfräulein auch schon in weißer Kleidung und mit einem Besen in der Hand gesehen haben. Man hört es oft laut lachen. Es führt die Menschen gern auf Irrwege, indem es übers Feld oder über den Weg läuft, ohne auf eine Frage Antwort zu geben. Einmal hat es einen Mann dergestalt

verblendet, daß er sein eigenes Haus nicht mehr erkannte. Ja, als er bereits in seiner Stube hinterm Ofen saß und seine Frau ihm zum Essen rief, stand er auf, nahm Stock und Hut und sagte: „Ich muß machen, daß ich heim komme, die Meinigen werden sonst zu lange auf mich warten müssen.“ — Andere Leute sind von dem Hardtfräulein schon zerrissen oder in Abgründe gestürzt worden. Einem Knaben, der bei Nacht an einem Waldsaum über das Hardt ritt, machte das Fräulein das Pferd schen, worauf das Tier mit ihm durch die Hecken jagte, und der Knabe am andern Morgen tot und ganz zerfetzt gefunden wurde.

E. Meier, Sagen aus Schwaben nach mündlichen Berichten aus Irrendorf und Friedingen. Nr. 21.



Der „Untergänger“ oder Feldrichter.

Ein Knecht aus Stetten am kalten Markt mußte öfters während der Nacht an einer nahgelegenen Kapelle vorbei. Da sah er jedesmal einige hundert Schritte hinter der Kapelle jemanden auf einem Marksteine sitzen. Wie er wegen dieser Erscheinung den Geistlichen um Rat fragte, gab ihm dieser die Weisung, den Mann einmal anzureden und zu fragen, wer er denn eigentlich sei, und was er da zu schaffen habe. Das that der Knecht, worauf der Mann erwiderte, er müsse diesen Stein hüten, weil er während seines Lebens verschiedene Marksteine verrückt habe; er werde aber erlöst werden, sobald ihn jemand in die Kapelle trage. Hierauf ließ sich der Knecht mit den Sterbsakramenten versehen, um den Geist zu erlösen, und als er zu ihm kam, sagte dieser: „Ich werde immer schwerer werden, je näher du der Kapelle kommst; laß dich dadurch aber ja nicht entmutigen, sonst bist du verloren“. Alsdann nahm der Knecht den Geist auf den Rücken, und obwohl derselbe bei jedem Schritte schwerer wurde, sodaß er

schon meinte, er könne die Last nicht mehr tragen, so brachte er ihn dennoch zuletzt glücklich in die Kapelle. Nach drei Tagen aber starb der Knecht.

E. Meier nach schriftl. Ber. vom Heuberg Nr. 303. 5.



Die drei Herrgottstritte im Hardt.

Zwischen dem Pfarrorte Hartheim und dem Marktflecken Stetten am kalten Markt zieht sich eine langgestreckte Nadelwaldung mit mäßigem Trockenthale fast zwei Stunden hin. Die Gegend ist öde, der Eindruck drückend für Aug und Gemüt. Fast am Ausgang des engen Thales, unweit einer Ziegelhütte, nur eine Viertelstunde von Stetten entfernt, steht eine kleine Kapelle, von Stationen umringt, und ein paar Kreuze daneben. Das ist der ganze Schmuck dieser Waldpartie.

Ehedem war dieser Ort der gewöhnliche Weideplatz für die Rosse aus Stetten. Die kleinen Roßbuben führten da nicht selten ein ausgelassenes, mutwilliges Leben und verwilderten bis zum Herbste allemal arg. Darunter war einer, dessen Zunge das Fluchen geläufiger war als das Beten. Als er einstens wieder so grausam fluchte, stand plötzlich der liebe Herrgott in Menschengestalt mit aufgehobenem, drohendem Finger vor ihm. Aber was half es? Der Bube fluchte noch ärger, er hob seine Geißel, um den lieben Herrgott zu geißeln. Da sprang dieser über drei Steine hinweg, der Bube ihm nach; aber der liebe Herrgott verbarg sich jetzt vor ihm in ein Gebüsch und man sah ihn nie mehr.

Auf diesen drei Steinen ist nun der Fußtritt des Herrn eingesenkt und nicht wieder wegzubringen. — Die Sache wurde bald ruchbar. Aus der ganzen Umgegend strömten Leute, besonders mit Fußübeln behaftete, herbei und stellten den kranken Fuß in diese Herrgottstritte. Ein alter Pfarrherr von Stetten setzte seinen kranken Fuß auch hinein, und alsbald war er von seinem Fußleiden befreit. Aus Dankbarkeit ließ

er nun eine Kapelle über diesem Steine erbauen. Die andern zwei Steine stehen außerhalb der Kapelle, die vom Frühjahr bis zum Winteranfang sehr besucht wird. Dann und wann wird auch eine hl. Messe daselbst gelesen.

Alemannia VII 142.

Ueber eine interessante Sitte unter den Roßbuben jener Gegend berichtet die Aleman I 298 aus Pfohren. Dieser Ort betrieb von jeher eine stärke Rossezucht. Es war die Glanzzeit der Roßbuben. Jeder Bauer hatte seinen eigenen Roßbuben; große Bauern überdies noch einen kleinen Gehilfen desselben, Füllenbub genannt. Jedes Frühjahr beim ersten Austreiben fand unter der Oberaufsicht des Bannwarts ein allgemeines Wettringen unter den Buben statt; wer sich dabei als der stärkste bewies, — alle andern baschgen konnte, — erhielt die Würde des ersten Stilliegers. Dies war eine Art obrigkeitlicher Würde, vermöge deren er den Wehrbuben ihre Posten anzuweisen und sie zu überwachen hatte. Diese amtliche Pflicht teilten mit ihm seine vier Minister, auch Stillieger genannt. So wurden sie gegenannt, weil sie nicht zu hüten und zu wehren hatten, daß die Pferde in den an die Weide anstoßenden Feldern Schaden anrichteten; die zwei, die nach diesen am stärksten sich erwiesen, wurden Feuerbuben, so wurden sie genannt, weil sie am Hauptquartier ein Feuer zu unterhalten hatten. Dann kamen der Reihe nach der erste Wehrbube, u.s.w. Ueber allen stand als Oberaufsichtsbehörde der Bannwart.

Alle Vergehen, besonders das beliebte Fluchen und Schwören wurden hart bestraft durch S c h w i n g e n; so hieß das Aufzählen von Hieben mit grünen Wachholderreisen.



Heidenhöhlen bei Zizenhausen.

Hegau.

Das Narrengericht in Stockach.

Das Hegow, schildert der Chronist Rueger, ist zwar ein klein, aber über die maß ein wohl erbuwen und fruchtbar Lendlin von win, wiß und rot, korn und obs. Man find auch darin gut fisch, vögel und wildprät. Es hat viel schöner stättlin, darunter Stockach die fürnembst ist.

In dieser Stadt blühte lange Zeit eine fürstlich gestiftete und gefreite Narrenzunft, über deren Entstehung Tschudi berichtet:

Erzherzog Leopold von Oesterreich hatte mit seinen Kriegsobersten einen feinen Plan ausgeheckt, wie er wolle den Schweizern in's Land fallen. „Nun hatt' er einen kurzwilligen Narren, hieß Knoni von Stocken, der war stäts um ihn und auch darbi, wie der Beschluß geschah; zu dem sprach der Erzherzog scherzwis: „Kuni, wie g'felt Dir die Sach?“ Der Narr gab zur Antwort: „Es g'fellt mir nit. Ihr hent alle geraten, wie ihr in das Land wöllent kommen, aber keiner hat geraten, wie ihr wieder daraus wöllent.“ Der Erzherzog zog mit dem Heere nach Morgarten, wo er am 16. Nov. 1315 geschlagen wurde. Jetzt erinnerte er sich an des Narren kluge Rede und versprach ihm Belohnung. Da erbat sich Knoni die Erlaubnis des Privilegiums zur Haltung des Narrengerichts in Stockach, seinem Geburtsort, die ihm gewährt und bestätigt wurde und heute noch nicht ganz in Abgang geraten ist.

Näheres über die Satzungen 2c. siehe Schriften des Vereins für die Geschichte des Bodensees V. S. 147 ff.

Nellenburg bei Stockach.

In altheidnischer Zeit, in der man noch das Gedächtnis der Verstorbenen durch Klagelieder und Harfenspiel inmitten

der Druiden am Opferaltar feierte, zog Nella, deren Eltern beide am selben Tage gestorben waren, alltäglich hinaus zur Grabstätte derselben, in der Nähe der heutigen Nellenburg.

Einst verlor sich Mangold, der Sohn eines christlichen Schwabenherzogs auf der Jagd durch Zufall in der Gegend, wo die schöne Nella gerade opferte. Aus religiösem Eifer stürzte er mit dem Schwerte in der Faust auf die Götzenpriester, verwundete mehrere und zerschlug den Opferaltar, bis er zuletzt überwältigt und gefangen genommen wurde. —



Nellenburg. Hotz, Stockach.

Die Richter verurteilten ihn zu Tode; doch Nella, welcher der junge, schöne Ritter sichtlich gefallen hatte, begnadigte ihn und hieß ihn gehen. Mangold aber — blieb. Er war ein kühner, unternehmender Mann, seinem Scharfblick war nicht entgangen, daß er auf die junge Heidin einen günstigen Eindruck gemacht hatte. Er warb um Nella, und sein kühnes Vorgehen führte zum Ziele, ja es gelang ihm sogar, das schöne Mädchen zum Uebertritt zur christlichen Religion zu bewegen. Sehnlichst verlangte Nella die Taufe,

nachdem sie durch ihren Verlobten in die Wahrheiten des Christentums eingeführt worden war. —

Es entsprang plötzlich dem Boden ein Brünnlein, woraus reines Wasser quoll und damit wurde das Mädchen getauft. Mangold aber baute auf dieser Stelle eine Burg, nach seiner Gemahlin Nellaburg genannt. —

Urkundlich erscheint dieselbe zuerst in der Mitte des 11. Jahrhunderts. Das Grafengeschlecht auf der Nellenburg erglänzte einst als eines der reichsten und angesehendsten in ganz Oberschwaben. Nach der Sage lebte dort ums Jahr 1000 Graf Eppo mit seiner Gemahlin Hedwig. Die Geschichtsforscher nennen Eppo einen grimmigen Löwen, einen Feind der Kirche, einen Wüterich, seine Gemahlin aber war sanft wie eine Taube, gottesfürchtig und mildthätig. Jede Nacht erhob sie sich von der Seite ihres Herrn und las zur Mette in einem Psalter. Längst darüber erbost, hatte Eppo die Wiederkehrende immer mit Schmähungen empfangen, aber er vermochte sie nicht von dieser frommen Gewohnheit abzubringen. Da ergriff er einst, während sie im festen Schlafe lag, den Psalter, ging damit in die Küche und steckte ihn mitten in die noch glühende Asche des Herdes. Doch siehe da! Die Köche fanden das Buch des folgenden Morgens noch unverletzt. Von diesem Augenblicke an war der grimme Graf wie umgewandelt. Gott belohnte sein und seiner Gemahlin frommes Leben durch einen kräftigen Sohn, der ein gar mächtiger und angesehener Herr wurde und viel Gutes that. Sein wichtigstes Werk war die Gründung des Klosters Allerheiligen bei Schaffhausen. Lange suchte er nach einem passenden Platz für seine Stiftung, da sah der Fährmann am Rheine nächtlicher Weile im Traume eine Rute mit einem goldenen Kreuz aufsteigen, die bis an den Himmel reichte. Das nahm Graf Eberhard für ein Zeichen und errichtete an der betreffenden Stelle zunächst eine Kapelle, St. Eberhardskapelle genannt. — Später baute er das Kloster aus und starb daselbst als Mönch. —

Jakob Barth, Gesch. der Stadt Stockach. S. 22 ff.

Legende des Grafen Eberhart III von Nellenburg bei Mone, Quellensammlung zur bad. Landesgeschichte 1848. S. 49 ff.





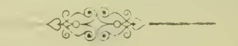
Ruine Homburg bei Stockach.

Graf Eberhard von Nellenburg.

Im zwölften Jahrhundert sperrte ein Graf Eberhard von Nellenburg die Gefälle des Klosters Allerheiligen, weil die dortigen Mönche ihren Abt Gerhard vertrieben hatten. Mit Kreuz und Fahne zogen jene nun vor des Grafen Schloß und sprachen über Eberhard und sein Land den Bann aus. Darüber aufgebracht, sammelte dieser seine Vasallen und eilte den Mönchen, die bereits wieder weggezogen waren, nach. Beim Hohentwiel holte er sie ein, züchtigte sie und setzte darauf den Abt in seine Würden wieder ein.

Da beim Ueberfall einige Mönche getötet worden waren, machte sich der fromme Graf heftige Vorwürfe über diesen Mönchsmord und von Gewissensbissen geplagt, beschloß er, an einem Kampfzug gegen die Sarazenen teil zu nehmen, um in Palästina seine Schuld zu tilgen. Nach seiner Rückkunft verdächtigte man seine Gemahlin so schlimm bei ihm, daß man beschloß durch ein Gottesurteil ihre Unschuld zu erproben. Sie bestand solche glänzend, und auf dem Platze, wo sie ihre Hand in einen Kessel heißen Wassers hatte halten müssen, entsprang eine Quelle, welche bis auf die neueste Zeit wunderbare Heilkraft gegen Kopfschmerzen hatte. Dieser Brunnen ist nun auch verschüttet wie Nelles Taufquelle.

(Jakob Barth, Geschichte der Stadt Stockach S. 24.)



Die Pest in Steißlingen.

Das Jahr 1635 des dreißigjährigen Krieges war für die Gegend des Hegaus eines der schlimmsten. Der durch Mangel an Arbeitskräften entstandene schlechte Ausfall der Ernten, die oft noch verwüstet waren, die Einlagerungen und Durchzüge fremder Truppen, und so manches Andere erzeugten Nahrungsnot, Krankheiten, Seuchen und allgemeines Elend.

Die Erinnerung an diese traurigen Zeiten ist heute noch nicht ganz erloschen. Noch erzählt man sich über die Pest, daß in des Pfarrers Garten mehrere Pestkranke wie toll umher getanzt, Grasbüschel ausgerauft, in den Mund gesteckt und plötzlich tot zur Erde gefallen seien; Leute, die ihnen aus benachbarten Häusern zugesehen, seien als Leichen unter den Fenstern liegen geblieben.

Dekan R. Karg, Diöz. Archiv V. 243.

Vielleicht rührt aus der Pestzeit von 1635 die Wallfahrt nach Mariahilf auf dem Welschenberge bei Mühlheim an der Donau her. Dieselbe findet jeweils vom Dienstag bis Donnerstag nach Pfingsten statt. Die Gemeinde Steißlingen gab zu der Wallfahrt dem Pfarrer jeweils ein Pferd und einen Eimer Wein. Kam dann die Prozession am Donnerstag von Mühlheim zurück, so zogen ihr die im Dorfe Zurückgebliebenen mit Kreuz und Fahnen bis auf das Gelände entgegen. Dann begab man sich gemeinschaftlich in die Kirche, wo mit ausgespannten Armen 5 Vaterunser und der Glauben gebetet wurden.

Ibid. 243.



Der schwäbische Heiland.

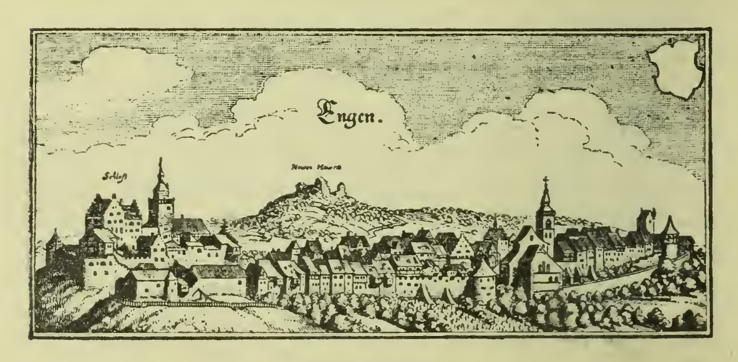
Als die Ueberlinger die Heldenthat ihres Landsmannes unter den sieben Schwaben vernommen, des Nagenohrs, der sich zuerst in den See gewagt hatte, beschlossen sie einmütig eine fromme Stiftung zu machen und erbauten eine Feldkapelle am See, wo der Spieß der sieben Schwaben mit dem erorberten Däumling eines Erhenkten aufgehängt wurde zum ewigen Angedenken. Die Kapelle aber ward geweiht dem Erlöser, und ein Bildschnitzer bekam den Auftrag,

einen schönen Herrgott aus Holz zu verfertigen, sieben Fuß hoch. Das that er und schrieb auf das Gestelle mit goldenen Buchstaben: „Heiland der Welt.“ Aber die Ueberlinger wollten die Inschrift nicht gut heißen und behaupteten, daß, da der liebe Herrgott einst den sieben Schwaben aus ihren Aengsten und Nöten geholfen hätte, er auch der schwäbische Heiland solle genannt werden. Und so geschah es auch. Der Seehas aber baute sich eine Hütte neben dem Kirchlein und wurde ein Klausner. Und es kamen viele Pilgrime dahin, welchen der Klausner die Abenteuer der sieben Schwaben erzählte, mit allen Umständen, weshalb noch jetzt die Welt davon voll ist. Und der schwäbische Heiland war zu derselben Zeit so weit und breit berühmt, als der große Herrgott in Schaffhausen. Im Schwedenkrieg ist leider die Kapelle zerstört worden und die Schweden haben das Siegeszeichen mit fortgenommen. (Auerbachers Volksbüchlein I. 262.) Es existieren aber noch Kopien vom echten schwäbischen Heiland, getreu in Größe, Gestalt und Farbe, wie z. B. im alten Kirchlein zu Honstetten, 5 Stunden westlich von Ueberlingen.

(Vergl. Eiseleins „Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes“ Donaueschingen, 1838. S. 558 und 59.)

Vergl. dazu Germania XVII 309. Michel Buck, Der Schwank von den sieben Schwaben. Danach ist die Entstehungszeit etwa um 1500 anzunehmen.

Heutzutage ist nur noch der große Herrgott von Bilafingen sprichwörtlich, zu dem übrigens die Weiber, welche über ihre Männer zu klagen haben, kein rechtes Zutrauen besitzen, „da er halt auch ein Mannsbild sei und die Dingeläre doch alle zusammenhelfen“. Ebenda. S. 321.



Engen, einst.

Verborgener Schatz am Hewenberg im Hegau.

Daselbst soll ein Schatz verborgen liegen, der auf einen warte, so Hans heiße, dem sei er geordnet und sonst niemandem. Also solls ein Erdenmännlein vor viel Jahren, das des Schatzes hüte, den Leuten angezeigt haben, daher denn die Grafen von Lupfen, als Inhaber der Herrschaft Hewen, jederzeit einen Sohn dieses Namens in ihrem Geschlecht gehabt. Gott weiß den Grund oder auch, wem das geordnet sei.

Zimmern'sche Chronik II 342.





Engen, jetzt. Luib, Straßburg.

Aus den Bauernkriegen im Hegau.

Es waren die Bauern zu Walwis im Hegew sonderlich in diesen bäurischen Aufruhr verwickelt. Die machten ein kreiden (Losung) damals unter sich „weberpu", das sie unter

sich zuschrien. Aber nachdem der Aufruhr gedämpft, war es ihnen wohl wiedervergolten, darum mögen sie das weberpu nit hören. (Es sagen die Walwieser, solch weberpu sei den Webern zu Schimpf gerufen worden, weil sie einst nicht geholfen, dem Feinde, so den Walwiesern Herden weggetrieben, wieder dieselben abzujagen und deshalb seien auch die Weber nach glücklicher Verfolgung ihres Eigentums verloren gegangen und viel verspottet worden.)

Zimmern'sche Chronik II 523. 533.

Die Bauern im Hegau hatten eine weiße, damastene Fahne, in welcher eine Sonne mit einem goldenen Bauernschuh (Dreileder: Sohle, Oberleder und Riemen) und der Inschrift gemalt war: Wer will frei sein, der folge diesem Sonnenschein.

König. Uebersicht wahrhafter und merkwürdiger Thatsachen des Bauern-Aufruhrs 1525. S. 4.



Hohenkraehen.

Von den Erbauern von Hohenkrähen ist nichts bekannt; die Burg war ursprünglich vom Geschlechte der von Krähen bewohnt, die 1221 urkundlich erwähnt werden, nachher hatten sie die Friedinger im Besitz. 1512 nach dreitägiger Belagerung durch Georg von Frundsberg eingenommen und zerstört, wurde sie bald wieder aufgebaut und blieb noch einige Zeit als Mannslehen den Friedingern, bis deren Geschlecht ausstarb. 1634 wurde die Burg durch Widerhold vom Hohentwiel abgebrannt, später kam sie an Oesterreich und zuletzt an die Freiherren von Reischach, die sie jetzt noch besitzen. —

Die erste Zerstörung Hohenkrähens veranlaßte die Entstehung mehrerer halb geschichtlicher, halb sagenhafter Ueberlieferungen, deren eine wir mitteilen.

Zur Zeit, als Kaiser Wenzel in Deutschland herrschte, hauste auf Hohenkrähen Ritter Wolf, ein tapferer Kriegsmann, in Ritterspielen wohl erfahren, aber boshaft, heimtückisch und rachsüchtig; wehrlose Pilger und Wanderer warf er nieder und

beraubte sie, und nicht Kirchen noch Klöster waren vor ihm sicher. Weder der Bannstrahl des Bischofs von Konstanz, noch die Dolche des Fehmgerichts vermochten ihn zu schrecken. Doch endlich, als das Maß seiner Sünden voll war, traf auch ihn die gerechte Rache.

Wolf hatte einen Bruder, Werner genannt; der war gar herrlich und schön von Gestalt und Antlitz, deshalb hatten ihm auch die Dirnen den Namen Rosenblüt gegeben. Er trug ein redliches, reines Herz in der Brust und verstand es besser, die Laute zu schlagen und fromme Weisen zu singen, als Schwert und Lanze zu führen; daher war er auch mehr bei Frauen und



Hohenkrachen. Luib, Straßburg.

Mädchen beliebt, als bei Männern, und manche Schöne hob ihren Blick voll sehnsüchtiger Liebe zu dem schmucken Jüngling. Aber Werner hatte schon lange sein Herz der holdseligen Barbara von Hornstein zugewandt, und auch das ihrige schlug ihm in süßer Minneglut entgegen.

Aber einst auf einem Turnier zu Konstanz sah Wolf die Geliebte seines Bruders und entbrannte in glühender Liebe zu

ihr. Mit rauhen, gebieterischen Worten verlangte nun Wolf von Werner, er solle ihm, als dem älteren Bruder, nachstehen und ihm die Braut abtreten. Da fuhr aber auch der sanfte Werner auf und sprach: „Mein ist Barbara's Liebe; ihr Vater hat mir ihre Hand zugesagt und mögen auch alle Ritter des ganzen Gaues vor Dir zittern, ich zittre nicht! Noch lebt Gott im Himmel, der Beschützer der Unschuld; noch walten die Rächer an Gottes Statt!"

Knirschend vor Grimm und Wut verließ Wolf das Turnier und zog heimwärts, von seinen Kampfesgenossen begleitet, die seinen Zorn noch mehr zu stacheln suchten. Er sann auf gräßliche, unerhörte Rache. Einige Tage später, am Samstag nach Mariä Himmelfahrt, wollte auch Werner heimziehen. Als er aber in den Eichwald kam nahe bei des hl. Radolfs Zelle, da schritt aus dem Dickicht ein ehrwürdiger Waldbruder mit langem, silberweißen Barte hervor und bat ihn gar flehentlich, ihm doch in seine Hütte zu folgen, da er ihm wichtige Dinge zu eröffnen habe, die außer ihm keines Menschen Ohr vernehmen dürfe. Werner stutzte anfangs ob dieser sonderbaren Zumutung und die Sache schien ihm bedenklich. Aber der Waldbruder flehte immer dringender und warf sich endlich auf die Kniee vor ihm nieder mit den Worten: „Ich stehe nicht eher von hier auf, bis Ihr mir zu folgen versprecht! Euer Leben hängt daran, und ihr werdet's mir danken!" Werner ließ sich erbitten, obwohl ihn seine Begleiter warnten, und hieß diese nach Schloß Homburg vorausgehen, indessen er dem Waldbruder folgte. Als beide aber in die Tiefe des Waldes gekommen waren, riß der heuchlerische Waldbruder den arglosen Werner unversehens zu Boden und stieß in sein Hüfthorn. Auf diesen Ruf stürzte Ritter Wolf mit seinen Begleitern aus einem Versteck hervor, ließ seinen Bruder festpacken und tauchte ihm seinen Dolch in die Brust. Kaum war aber diese gräßliche That vollbracht, so überfiel den Knecht, welcher in der Hülle als Einsiedler den armen Werner in den Wald gelockt hatte, ein plötzlicher Wahnsinn, so daß er, wie von unsichtbaren Geistern gehetzt, umherrannte und das schwarze Verbrechen

überallhin verkündete. Allgemein war das Entsetzen, aber niemand hatte Mut genug, gegen den gefürchteten Ritter von Hohenkrähen aufzustehen, bis endlich der edle Ritter Otto von Bodman seine Bestrafung übernahm. Er versammelte seine Vasallen und schickte an Wolf einen förmlichen Fehdebrief. Bald kam es zu einem blutigen Gefechte, in dem lange der Sieg zweifelhaft blieb. Zuletzt gelang es doch dem Ritter von Bodman, den Ritter Wolf vom Pferde zu rennen, worauf er ihm das Schwert in die Brust stieß, so daß der Verbrecher unter lauten Verwünschungen die tückevolle Seele aushauchte. Unmittelbar darnach wurde auch dessen Felsenneft zerstört, daß kein Stein auf dem anderen blieb. Bald darauf fand einer von Otto's Knechten einen Dolch auf der Burgflur. Auf dessen Klinge waren die Worte eingegraben: „Dem Rächer von den Unbekannten!“ Um den Griff war ein Briefchen gebunden, des Inhalts: „Du bist uns zuvorgekommen, als Rächer an Gottes Statt. So lange das Geschlecht der Bodman fortblüht, soll deine wackere That nicht vergessen werden!“

Die schöne Barbara von Hornstein ging aber in's Kloster zu Engen, wo sie den Schleier nahm und bald darauf an gebrochenem Herzen starb.

Vergl. Schönhut, Burgen Badens.





Johann Christoph Poppelius Mayer war Schirmvogt einer verwittweten Freifrau von Hohenkrähen; klein zwar und schmächtig von Gestalt, aber wild wie der Böse und ein leibhaftig lebendiges Weinfaß. Einst kam aus Schwaben ein Abt, der auf dem Schlosse übernachtete. Da wurde denn getafelt und gezecht, und der Humpen machte wacker die Runde, bis endlich Zank und Hader ausbrachen. Auf einen groben Spaß erwiderte der wohlbeleibte Abt seinem Gastfreund Poppelius, er möchte sich doch nicht mit seiner Stärke brüsten, er gleiche ja leibhaftig dem dürren Knöchler und könne durch ein Nadelöhr gezogen werden. Wütend über diese Beschimpfung fuhr Poppelius von der Rundtafel auf, rief seinen Knechten und befahl ergrimmt, den Mönch in das unterste Loch der Feste zu werfen und ihn so lange bei schmalster Atzung gefangen zu halten, bis er auch so mager sei, um durch ein Nadelöhr gezogen werden zu können.

Poppele hielt Wort, der Abt wurde seiner Haft nicht eher entlassen, bis auch sein Körperumfang geschmolzen, und er dürr und mager wie sein Peiniger geworden war. Seiner

Haft entlassen, eilte der Abt ingrimmig von dannen. Zu Hause angekommen, sann er Rache schnaubend unablässig auf Wiedervergeltung. Endlich fand er in der Klosterbibliothek ein Zauberbuch und verfluchte mittelst den darin enthaltenen Beschwörungsformeln den Ritter Poppelius, der bald darauf das Genick brach und seither die Gegend durch allen Spuck und Schabernack unsicher macht, freilich zu Kriegszeiten ist man im Hegau vor ihm sicher, da zieht er mit in's Feld. —

(Wanderungen am Bodensee 1822 S. 65.)

Nach anderen war der Poppele einst ein Graf von Hohenkrähen und hatte auf dem gleichnamigen Berge ein Lustschloß wie auch auf Hohberg; er beneidete seinen älteren Bruder und erschoß ihn mit einem Pfeile um des Erbes willen. Als der Poppele hierüber zur Verantwortung gezogen wurde, reinigte er sich durch einen falschen Eid und that den Schwur, daß er geistweise umgehen wolle, wenn er seinen Bruder umgebracht habe. — Dafür muß er nun bis auf den heutigen Tag noch immer geisten. Er fährt mit vier Rappen und regt sich namentlich, wenn ein Krieg bevorsteht. — So anno 1848. Des großen Napoleons Kriege hat er alle mitgemacht, aber im Jahre 1813 kam er heim und sagte: Sein Heer verliere es jetzt, er möge daher nicht mehr bei ihm dienen. —

Einmal ist der Poppele in der Nähe des Hohentwiel mitten durch ein Johannisfeuer gefahren, daß die Funken nach allen Seiten hin stoben; den anwesenden Leuten aber hat er nichts zu leide gethan. Jedermann kennt er beim Namen und ruft ihm so. Den Mädchen ist er schon als glänzender Mann erschienen. Wenn Knechte und Mägde beim Essen saßen, machte der Poppele schon des öfteren alles Vieh los und trieb es zum Stalle hinaus. Wenn die Dienstboten vom Essen weg mußten, es wieder einzutreiben, freute sich der schadenfrohe Poppele und lachte aus der Ferne. — In der benachbarten Mühlhauser Pfarrkirche, allwo Popolius unter dem Hochaltar begraben liegt, war an dessen Stufen noch vor einigen Jahren zu lesen: hic jacet Popolius etc. (hier liegt Popolius).

E. Meier, Sagen. S. 79. Birlinger, Volkstümliches a. Schw. S. 47.

Poppele als boshafter Neckgeist.

Poppele stellt sich oft am Wiesenbach an den schmalen Steg und wartet, bis jemand vorübergeht. Puff! versetzt er ihm einen Stoß, daß er ins kalte Wasser stürzt, und macht sich mit schallendem Gelächter davon. —

Zur Sommerszeit mußte vor dem Ausfahren gerufen werden: „Wir wollen selbst anspannen", sonst war Poppele gleich bei der Hand, Ochsen und Pferde verkehrt einzuspannen.

Wenn er guter Dinge war, unterhielt er sich oft damit, die Räder vorbeifahrender Kutschen und Wagen so lange zu sperren, bis er durch Fluchen verjagt wurde. Dies soll einmal der Äbtissin von Amtenhausen begegnet sein, als sie zur Herbstzeit das ihrem Kloster zugehörige Rebgut bei Oehningen besuchen wollte. Sie wurde überaus lange am Fuß des Berges von Poppele aufgehalten, weil sie aus Frömmigkeit ihrem Kutscher nicht erlauben wollte, zu fluchen. Am Ende mußte sie doch die Erlaubnis dazu geben, nur um wieder vom Fleck zu kommen. Und im Nu waren sie zu Oehningen, denn der Poppele trieb jetzt selbst die Pferde an. —

Ein anders Mal kam ein Glasmann des Wegs und war sehr müde. Poppele ward flugs zum Baumstumpf, und und als der Glasmann seine Last auf den Stamm niedersetzen wollte, verschwand derselbe plötzlich, sodaß das Glas auf die Erde fiel und zerbrach. — Auf dieselbe Weise sind auch schon müde Eierträger angeführt worden. E. Meier S. 79.

(Bei Schönhuth, Burgen Badens S. 29 eine andere Version. wonach die Eierträger zwar zur Erde fallen, die Eier aber unversehrt bleiben. Der Glashändler ist dort ein betrügerischer Mann.)

Zu einem Müller aus Radolfszell, welcher abends spät vom Möhringer Markt heimfuhr und eine schwere Geldgurt um den Leib trug, kam unter der Burg Krähen ein schlecht gekleideter Mann und bat, ihn bis Singen mitzunehmen. Der Müller ließ den Wanderer aufsitzen. Kurz vor Singen mußte er absteigen; da ward er plötzlich inne, daß die Geldgurt ganz leicht und leer geworden war. Wie der Müller mißtrauisch auf den Wanderer, der neben ihm gesessen, blickte, sagte der: „Meister Müller, ich habe das Geld nicht, aber geht einmal zurück, vielleicht findet ihr es wieder." Da schaute der Müller den Weg zurück und sah im Mondschein einen Thaler blinken und weiter hinten wieder einen, und so fort. Der Wanderer aber lachte auf, stieg vom Wagen und rief höhnisch: „Gute Geschäfte, Meister Müller!" Der hörte noch

einmal ein lautes Lachen, aber sein Begleiter war verschwunden. Jetzt erst merkte er, mit wem er es zu thun gehabt. Schnell stellte er sein Fuhrwerk in der Krone zu Singen ein und ging wohl eine Stunde weit auf der Landstraße zurück und las alle zwanzig Schritte einen Thaler auf, den letzten erst morgens um 5 Uhr an der Stelle, wo er den Poppele auf den Wagen genommen hatte. Schönhut S. 27-

Auch die Thorwächter zu Radolfzell hat Poppele oft zum besten. Oft schon kam er um Mitternacht vor die Stadtthore, ahmte den Ton des Posthorns nach und lockte so die Wächter aus dem Schlaf. Aber kein Fuhrwerk war weit und breit zu sehen, und hell auflachend macht sich der Neckgeist davon. (Schönhut S. 28.)

Der Fischer von Moos weiß auch von ihm zu erzählen. In dunkeln Nächten hört er oft rufen: „Hol, hol!“ und eilt an die Fähre, der Meinung, es wolle jemand vom jenseitigen Ufer übersetzen. Aber siehe, das Schifflein ist los, und die Ruder sind ins Wasser geworfen. — Wenn der Fischer bei Nachtzeit setzt, so patscht es, als wären die Fische hundertweis im Garn. Wenn aber der Fischer zur Stelle eilt, findet er die Netze zerrissen, und im Nachtwind erschallt ein schelmisches Gelächter. — Gleiches passiert den Jägern, die beim Hellmond, wenn's zunachtet in den Fallschirmen der Wasserjagd obliegen. Jedesmal aber kommt auf solche Spuckerei ein Unwetter.

(L. Reich die Insel Mainau S. 269.)

Poppele als dienstbarer Geist.

Den Leuten auf dem Bruderhof erweist sich der Poppele sehr nützlich; er thut alles, was ihm aufgetragen wird, holt Wasser und Holz in die Küche, wirft Stroh und Heu vom Boden, füttert das Vieh, putzt die Pferde, wendet den Dreschern die Garben um und dergleichen. Bei jedem Auftrag aber muß man stets bemerken: „it ze litzel und it ze viel“ (nicht zu wenig und nicht zu viel), sonst wirft er z. B. alles Heu vom Boden oder schleppt alles vorrätige Holz in die Küche. Sagt man ihm dann, er solle es wieder forttragen, so thut er das auch. Zum Lohn für diese Dienste muß man aber auch für den Poppele alle Tage mitdecken, ihm einen besonderen Teller hinstellen und sagen: „Poppele, ißt auch mit!“ Unterläßt man das, so wirft er das Gedeck und alle Speisen durcheinander, bindet das Vieh im Stalle los und dergleichen. Ebenso muß man ihn einladen, wenn man ausfährt: „Poppele, fahr

auch mit!“ Dann setzt er sich hinten auf das hervorstehende Wagenbrett (Schnätter) und fährt mit in's Feld. Wird er nicht eingeladen, so passiert gewiß dem Fuhrwerk etwas. Ferner muß man, so oft gebacken wird, dem ersten Bettler einen ganzen Brotlaib geben, sonst verschwindet das übrige Brot, und auch die Küche gerät in Unordnung.

Wenn jemand einen dummen Streich macht, so heißt es in der ganzen Umgegend sogleich: „Du bist ein Kerl wie der Poppele!“

Eine naschhafte Dienstmagd erhält Ohrfeigen.

Einst hatte ein früherer Bewohner vom Hohenkrähen eine Magd, die jedesmals, wenn sie die Kühe melkte, von der Milch trank und dann von unsichtbaren Händen Ohrfeigen bekam. Deshalb kündigte sie ihrer Herrschaft den Dienst auf. Auf die Fragen des Hausherrn nach dem Grund der Kündigung schwieg sie lange; endlich gestand sie, daß sie nicht länger beim Melken sich schlagen lassen wolle. „Dann mußt Du irgend etwas Unrechtes gethan haben“, sagte der Herr, „sonst hättest Du keine Schläge bekommen.“ Die Magd leugnete zwar anfangs, bekannte dann aber doch ihre Schuld. „So laß Du nur das Milchtrinken, dann wird Dir nichts wieder geschehen.“ Das that sie dann auch und seitdem hat sie keine Ohrfeigen mehr bekommen. E. Meier S. 78.

Vom Kegelspiel des Poppele.

In dem unterirdischen Gewölbe des Hohenkrähen soll ein goldenes Kegelspiel mit großen, goldenen Kugeln sich befinden; damit kegelt der Poppele in Gesellschaft vieler Ritter jeden Sonntag nachts um 12 Uhr so wie an jedem Sonntag Morgen während der Kirche. Kinder und erwachsene Leute haben ihn da oftmals belauscht. — Eines Sonntags während der Kirche sahen zwei Handwerksburschen den Poppele in dem Graben kegeln; er traf aber nichts. Da lud er die Burschen ein, mit ihm ein Spiel zu machen. Das thaten sie und gewannen anfangs etliche Gulden; dann aber verspielten sie außer dem Gewinn auch noch ihr Reisegeld bis auf den letzten Kreuzer und zogen traurig von dannen. Als sie bald darauf an einen Berg kamen, sah der eine, daß eine Kegelkugel auf seinen Ranzen lag, er nahm sie ärgerlich herunter und warf sie fort. Dann gingen sie miteinander nach Mühlhausen, unweit des Hohenkrähen. Da fand der andere, als er seinen

Ranzen abnahm, einen Kegel darauf, der war von lauterm Golde. Er wollte ihn verkaufen, aber niemand war im Orte, der den Kegel bezahlen konnte. Einer jedoch ließ sich für 2000 Gulden ein Stück absägen. Den Rest des Kegels verkaufte der Handwerksbursche für viele tausend Gulden an Schaffhausen. Darauf hat der andere Bursch die weggeworfene Kugel gesucht, aber nicht mehr gefunden. — Wenn man seit der Zeit den Poppele kegeln sah oder nur es hörte, so hatte er immer blos acht Kegel und eine Kugel. -- Zum Andenken an diese Geschichte hat man in Mühlhausen einen Kreuzstock errichtet. E. Meier, Sagen aus Schwaben S. 77.

Poppele läßt sich nicht necken.

Ein Schneider aus Engen ging eines Abends vom Mähen heim; unterwegs fühlte er ein menschliches Bedürfnis, und als er das besorgt hatte, sprach er: „Da Poppele, das ist dein!" In demselben Augenblick aber war der Poppele schon da, nahm den Schneider und zog ihn durch Hecken und Büsche, durch Korn und Dorn, daß er am ganzen Leib elendiglich zerrissen ward.

Ebenso hat der Poppele auf der Brücke, die bei Mühlhausen über die Ach führt, schon manchen, der ihn geneckt, in's Wasser gestürzt und sich mit schallendem Gelächter davongemacht. E. Meier S. 78 f.

Der Wirt von Gaienhofen ritt einst mit einem Kameraden nach Engen auf den Bohnenmarkt. Sie machten schlechte Geschäfte und suchten ihren Verdruß in einigen Flaschen Neuen zu ertränken. Als sie beim Heimreiten am Krayen vorbeikommen, ruft der eine spottweise hinauf: „Poppele komm, komm!" und giebt seiner Mähre lachend die Sporen, aber gleich darauf liegt er im Graben, und sein Kamerad, der absteigt, ihm aufzuhelfen, verliert ebenfalls das Gleichgewicht und stolpert über ihn, und über ihren Ohren schallt es wie Gelächter. (Lucian Reich, die Insel Mainau S. 269.)

Eine Frau von Schlatt, die in Hoffnung war, bedachte beim Grasholen mit Sorgen daran, daß sie bald wieder im Bett bleiben müssen, und daß sie dann bei ihrer Armut und ihres Mannes Trunksucht keine Labung haben werde. Da that sie den Wunsch, der Geist Poppele möge ihr in ihrer Not helfen, da kam er auch schon als Jäger und fragte, was sie wolle. Sie schilderte ihm ihre traurige Lage und bat ihn schließlich um ein Fäßlein guten Weins. Sogleich hieß der

Jäger die Frau, zu Haus ein leeres Faß zu holen, das er dann aus einem andern füllte, indem er sagte: „Den Wein laß Dir schmecken, Du brauchst nicht damit zu sparen; aber Deinem Mann darfst Du keinen Tropfen geben!“ Die Frau folgte und schenkte auch andern Armen von dem Weine, der im Fäßlein kein Ende nahm. Aber endlich konnte sie den Bitten ihres Mannes, ihm auch von dem Weine zu geben, nimmer widerstehen und erlaubte ihm, sich ein Krüglein voll zu holen. Allein als er den Hahn aufdrehen wollte, stand Poppele plötzlich da und gab ihm eine derbe Ohrfeige mit den Worten: „Der Wein ist nicht für Dich, Du Verschwender! sondern für Deine Frau, die aber jetzt auch keinen mehr hat.“ Von der Stund an war das Fäßlein auf immer versiegt.

B. Baader 1859 Nr. 2.

Poppele zieht aus.

Als das Haus, worin der Poppele sich aufhielt, abgebrochen und das Holz an einen andern Platz geführt wurde, sprach der Herr unterwegs zu seinem Knechte: „Haben wir jetzt auch Alles?“ „Nein“, antwortete dieser, „den Poppele haben wir nicht.“ Aber da rief eine Stimme vom Wagen herunter: „Oja, ich bin auch da!“ E. Meier S. 79.



Die Feste Hohentwiel.

„Ueber dem Hegau lag ein trüber, bleischwerer Himmel, vom Bodensee her wogten die Nebel über's Ried und verdeckten Land und Leute. Auch der Turm vom jungen Gotteshaus Radolfszell war eingehüllt, aber das Frühglöcklein war lustig durch Dunst und Dampf erklungen . . .

Düster ragte die Kuppe des Hohentwiel mit ihren Klingzacken in die Lüfte. Als Denkstein stürmischer Vorgeschichte unserer alten Mutter Erde stehen jene schroffen, malerischen Bergkegel in der Niederung, die einst gleich dem jetzigen Becken des Sees von wogender Flut überströmt war . . . Allein das ist schon lange her. Es ist Gras gewachsen über die Leiden derer, die bei jener Umwälzung vernichtet wurden, nur



Belagerung und Sturm auf „Hohentwiel“ im Jahre 1641.

die Berge stehen noch immer, ohne Zusammenhang mit ihren Nachbarn, einsam und trotzig, wie alle, die mit feurigem Kern im Herzen die Schranken des Vorhandenen durchbrechen, und ihr Gestein klingt, als säße noch ein Gedächtnis an die fröhliche Jugendzeit darin, da sie zuerst der Pracht der Schöpfung entgegengejubelt.“ — Scheffel, Ekkehard.

Die Feste Hohentwiel selbst ist eine der ältesten des Schwabenlandes und ihrer Lage und dem Namen nach wohl römischen Ursprungs. Viele Herren hat das alte Duellium gehabt und viel Sturm und Not erlitten.

Der 30-jährige Krieg, den ein über den Hohentwiel dahinfahrender feuriger „Drack mit Roßfüß und Saukopf“ anzeigte, führte für ihn die schlimmste Zeit herbei. Fünf Belagerungen hatte die Feste unter Widerhold zu bestehen. Unser Bild zeigt den Sturm der Bayern und Oesterreicher im Jahre 1641. Im Jahre 1650 konnte sie Widerhold dem Schwabenherzog wieder übergeben, sie blieb ununterbrochen in den Händen Württembergs, bis sie 1800 unter Vandamme geschleift wurde. Der Kommandant Widerhold hatte Leute, die ihn über die Maßen lobten, andere behaupteten, er stehe mit dem schwarzen Kaspar im Bund, mit dessen Hilfe er seinen Wirt verfluchte, der bald darauf das Genick brach und seitdem die Gegend beunruhigt.

Die Bergfeste auf dem Hohentwiel war einige Zeit württembergisches Staatsgefängnis, wohin auch demoralisierte Personen weiblichen Geschlechts gebracht wurden. Solche gab man in der Umgegend für Hexen aus, und stellte daher, um sie zu prüfen, wenn sie irgendwo vorbeigingen, einen Besen verkehrt (auf den Stiel) auf. Gab nun eine solche Person dem Besen zufällig die rechte Stellung wieder, so wurde sie unfehlbar für eine Hexe gehalten. Dieser Aberglaube pflanzte sich bis in die neueste Zeit fort, indem man sogar den armen, aus Württemberg nach dem Hohentwiel versetzten Rebleuten nicht selten den Probebesen stellte.

Aus: Zur Geschichte des Aberglaubens im Hegau in Schreibers Taschenhandbuch für Gesch. v. Süddeutschland 1869 S. 278.



Der Finkler vom Heilsberge.

Von einer Anhöhe aus einem Fohrenwäldchen blicken, von unten freilich verdeckt durch den Baumwuchs, die Ruinen des alten Schlosses Heilsberg herab auf das in neuerer Zeit immer mehr emporblühende Dorf Gottmadingen, welches direkt an der Schweizergrenze liegt und zum Kreis und Amte Konstanz gehört.

In dem Schlosse Heilsberg hauste z. Z. des greulichen Faustrechtes und des Raubrittertums ein Unhold, der dem letztern huldigte, Vintler von Pletsch war sein Name. Kein Fuhrwerk, kein Wanderer, die zahlreich auf der in der Nähe von Konstanz nach Schaffhausen vorbeiführenden Heerstraße dahinzogen, war seines Eigentums und Lebens sicher. Plötzlich und unerwartet fiel der Raubgeselle mit seinen Kumpanen und Knechten über die friedlich Dahinziehenden her und schleppte sie auf seine Feste, um entweder ein hohes Lösegeld von ihnen zu erpressen oder sie in den Verließen seiner Burg jämmerlich verschmachten zu lassen. Da endlich war das Maß seiner Missethaten voll. Die kaiserliche Acht ward über den Landfriedensstörer ausgesprochen, Heilsberg erstürmt und niedergebrannt und er selbst mit seinen Genossen dem längstverdienten Tode durch Henkershand überantwortet. Nun wandelt er, dessen Namen Vintler der Volksmund in „Finkler" umgewandelt hat, noch immer zur Strafe um die Ruinen seines Schlosses (das im Schwabenkriege 1499 durch die vorbeiziehenden Schweizer völlig zerstört wurde) und in dem umliegenden Walde durch Pfeifen und Rufen arme Wanderer wenigstens irre führend, da er sie nicht mehr berauben kann. In Jahren, wo der Seewein weniger sauer als gewöhnlich gerät, soll er eine ganz besondere Thätigkeit entfalten.

A. Br., Pfr. in E.



Burg Randeck's Fall.

Als die Eidgenossen bei 12000 Mann stark in den Schwabenkriegen von Schaffhausen aus ins Hegau zogen, da hatten sie wohl aus nachbarlichen Rücksichten schon beschlossen, die Randeck unbehelligt liegen zu lassen, als es einem der Burgmannen einfiel zu muhen, wie eine Kuh.

Die Schweizer, zu jenen Zeiten auch öfter spottend „Kuhbauern" genannt, wurden darob so aufgebracht, daß sie das Schloß berannten und nicht eher abließen, als bis sie es in Schutt und Asche gelegt hatten und damit „der luenden Kuh und dem Lästermaul seinen verdienten Lohn und sein gebührend Futter um den Kopf gaben", sagt der Chronist.

(Nach Schönhuth, Ritterburgen des Hegau.)



Die Burgfrau von Blumenfeld.

Sengend und brennend waren am Ende des 15. Jahrhunderts die Eidgenossen durch den Hegau gezogen und bis vor Blumenfeld gelangt.

Die Einwohner wehrten sich nach Kräften, mußten aber schließlich sich doch zur Uebergabe verstehen. Da den Schweizern hauptsächlich daran gelegen war, den Freiherrn von Thengen, der sich mit seiner Gemahlin im Schlosse daselbst befand, in die Hände zu bekommen, so wurde den Bürgern gestattet, frei abzuziehen. Auch der Burgherrin erlaubte man dieses; auch durfte sie an Kleinodien mitnehmen, was ihr das Beste dünkte.

Die Schweizer ließen die Ausziehenden durch ihre Reihen passieren, siehe da erschien die Burgfrau, angethan mit ihrem besten Schmuck und auf dem Rücken trug sie ihren — Ehegemahl. Die Belagerer, nicht eben ungeschickt in solchen Sachen, zollten der edlen Schwabenfrau lautes Lob und ließ sie unbehelligt ziehen. —

(Nach Schönhuths Ritterburgen des Hegau.)

Vergl. dazu besonders Germania: N. F. I, wo Rochholz nachweist, daß die Sage der historischen Grundlage entbehrt und Ebendas. Nr. 8 XIII.



Die Schweden in Thengen.

Als die Schweden anfangs der 30er Jahre (1633) Hohenhöwen und Hohenstoffel belagerten, kamen sie auf ihren Streifzügen in das Städtchen Thengen. Die Leute flüchteten überall in Kellerräume und andere vermeintlich sichere Orte. So sollen auch 9 oder 8 Jungfrauen in einem Keller beisammen gewesen sein. Die Schweden kamen ihnen auf die Spur und wollten Gewalt anwenden, allein vergebens. Sämtliche Jungfrauen starben den Martertod. Aus jener Zeit steht auf dem Kirchhofe eine alte Vesperbildsäule; auf der andern Seite Christus am Kreuze, aber ganz unkenntlich. Auf der Seite ringsherum sind Zeichen, eine Wage, ein Weberschifflein, ein Kamm, ein Mühlrad u. s. w. Wahrscheinlich sind es die Gewerbeabzeichen der Väter, denen die Töchter angehört haben; so ist auch eine Bretzel angebracht, was entschieden auf die heute noch lebende Bäckerfamilie geht.

Zu der Bildsäule in Thengendorf, wo die aus der Stadt Thengen eingepfarrt sind, wird in Todesnöten gewallfahrt; 7 oder 9 Gesetzlein des schmerzhaften Rosenkranzes werden dabei gebetet. Die Ueberlieferung lebt fort; der Keller in dem noch Blutspuren zu sehen waren, ist verbaut, aber noch rechtzeitig von H. Kaplan Böll, damals in Engen untersucht worden. Der Keller ist unter dem Haus vom sog. Spaniol, einem der ersten Häuser rechts im Städtle, wenn man von Thengendorf kommt, gegenüber der Apotheke.

Im Kirchenbuch soll etwa folgende Notiz stehen: novem virgines a Suevicis intactae occisae martyres obiere. Die virgines Thengenses werden auch in einem Schematismus des Konstanzer Bistums v. 1726 unter dem Verzeichnis der Heiligen erwähnt.

Zwischen Himmendorf und Dettingen heißt ein Feld „Auf den Trommelschlägen"; da seien, so sagen alte Dettinger, die Schweden geschlagen worden.

Birlinger, Aus Schwaben I S. 12.



Der Rheinfall bei Schaffhausen.



A. Lauffen. B. Zollhauß im Lauffen. C. Allhier werden die kauffmansguter wider zu Schiff geladen. D. Newhaufen dorff. E. Flürlingen. F. Statt Schaffhausen. G. Vwisen dorff. H. Bencken.

Von diesem größten der Wasserfälle Europas bis gen Basel ist der Rhein schwer befahrbar und so gefährlich, daß uns die Sage manches zu berichten weiß über die Tücke dieses Stromgebiets. In der Wölfe bei Säckingen und am Höllenhaken bei Rheinfelden soll schon manches Wallfahreischiff, besetzt mit frommen Pilgern aus Einsiedeln, untergegangen sein. Wer hat nicht auch schon gehört von dem gräßlichen Ende, das im Höllenhaken eine unglückliche Nonne sich und ihrem Verführer bereitet hat, indem sie an Gottes Verzeihung verzweifelnd, den Kahn mitten in das brandende Wasser ruderte, zum größten Schrecken ihres ahnungslosen Lustgesellen? —

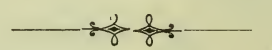
„Kannst du den Himmel rauben?
Kennst du die Hölle wohl?
Horch, wie sie uns begrüßet,
Erbrausend dumpf und hohl!“

Gründung des Klosters Rheinau.

Als noch auf dem Platze, wo jetzt Schaffhausen liegt, nur ein Kloster und eine Schiffsländе waren, fischte einst dort

im Rhein ein reicher und vornehmer Edelmann. Schläfrig geworden, lenkte er den Nachen in eine Bucht, legte sich im Schifflein nieder und schlief ein. Während er so im Schlafe lag, wurde der Kahn allmählich von den spielenden Wellen in die Strömung geführt und nun trieb er schnell und immer schneller dem Rheinfall zu. Der Edelmann schlief noch immer und erwachte selbst dann nicht, als er in dem Nachen den donnernden Fall hinabgerissen wurde. — Als er die Augen aufschlug, fand er sich im Fahrzeug eine Stunde unterhalb des Rheinfalls am einsamen Ufer. Zum Danke für seine wunderbare Rettung stiftete er an diesem Orte ein Kloster, das er reich begabte, die Benediktinerabtei Rheinau.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 6.



Die Burgfrau von Balm.

Dem Kloster Rheinau gegenüber, nicht weit von Jestetten, lag einst das feste Schloß Balm, von einem uralten Geschlecht bewohnt. Lutz von Balm, der im dreizehnten Jahrhundert dort lebte, führte lange ein wüstes Leben, bis er einst in einer Fehde so übel zugerichtet ward, daß er nur noch am Stabe gehen konnte. Er schien jetzt den Jugendrausch ziemlich ausgeschlafen zu haben und heiratete ein Fräulein aus dem Thurgau. Kunigunde war, wenn auch keine der schönsten, doch gewiß eine der tugendreichsten Frauen ihrer Zeit; sie hielt streng auf Zucht und gute Sitte im Hause und half, wo sie konnte, der Armut und der Not. Aus Erbarmen nahm sie eine adelige Jungfrau, Namens Amina, zu sich, deren Vater als Friedensbrecher geächtet worden war, und die sonst keine Zuflucht wußte als das Kloster, wozu sie jedoch wenig Neigung in sich verspürte. Amina war schön und verschlagen; sie gewann bald die Neigung des Burgherrn, der alles aufbot, ihre Gunst zu erwerben. Amina wußte das Netz so klug zu weben, daß sich Lutz ganz darin verstrickte.

Sie ließ ihn merken, daß sie nicht unempfindlich sei, beteuerte aber zugleich, sie werde ihr Herz nie verschenken ohne ihre Hand.

Von dem Ritter war der alte böse Geist zwar gewichen, aber er schlich noch immer in seiner Nähe herum und harrte des Augenblickes, da er ihn wieder in seine Gewalt bekommen möchte. Dies geschah jetzt, und Lutz brütete bald über allerlei Anschlägen, um in den Besitz des schönen Fräuleins zu gelangen. Zuletzt faßte er den Gedanken, die treue Hausfrau heimlich aus dem Wege zu schaffen, und verschob die Ausführung der schrecklichen That nur noch, bis Kunigunde ihr Knäblein entwöhnt habe, welches sie selbst stillte. Dann wurde das Werk der Finsternis so heimlich vollzogen als möglich; die Burgfrau starb plötzlich an einem Stickfluß, wie man aussprengte, und wenige Monate nachher führte der Ritter Fräulein Amina zum Altar. Der kleine Hugo, welcher jetzt ungefähr vierzehn Monate alt war, wurde den Händen einer Wärterin anvertraut. Diese kümmerte sich nicht sonderlich um die Pflege des Knaben; wenn er des Nachts weinte, so blieb sie ruhig liegen, oder stieß Scheltworte gegen das unschuldige Kind aus. Einst däuchte ihr, sie höre die Wiege in Bewegung, worin das Kind schlief; sie richtete sich auf im Bette und gewahrte mit Schrecken eine weißgekleidete weibliche Gestalt, ganz der verstorbenen Kunigunde ähnlich, die an der Wiege saß und das Knäblein schaukelte. Nach einer Weile nahm die weiße Frau das Kind auf den Schoß, drückte es an ihr Herz, legte es dann wieder in sein Bettlein und verließ das Gemach, als eben der Hahn den Tag ankündigte. Die Wärterin gab dem Ritter und seiner Gattin Nachricht von der Erscheinung. Lutz schalt sie eine Närrin, obgleich er sich bei der Erzählung eines geheimen Schauers nicht erwehren konnte, Amina jedoch geriet auf den Verdacht, Kunigunde sei nicht wirklich vergiftet, sondern irgendwo eingesperrt worden und habe Mittel gefunden, zu ihrem Söhnlein zu kommen. Von Argwohn und Zorn getrieben, nahm sie gleich in der folgenden Nacht die Stelle der Wärterin ein. Eben schlug die Glocke zwölf, als der kleine Hugo zu wimmern anfing und zugleich die weiße Gestalt in das Zimmer trat und sich an die

Wiege setzte. Der Mond warf sein Licht durch das Fenster und Amina erkannte Kunigundens Züge; sie sah totenbleich aus, legte aber freundlich und mit mütterlicher Besorgtheit dem Kleinen die Kissen zurecht. Wütend sprang Amina vom Lager und wollte die Gestalt beim Arme fassen, aber er zerfloß unter ihrer Hand in Luft. Dann erhob sich die weiße Frau vom Sitze und drohte ihr mit dem Zeigefinger, nahm darauf das Kind und trug es im Gemach auf und ab. Amina's Blut gerann zu Eis. Zitternd floh sie, und als der Ritter des Morgens erwachte und nach ihr fragte, gab man ihm ein Briefchen, folgenden Inhalts:

„Ich habe Kunigundens Geist gesehen und gehe in ein Kloster, um für meine und Deine Sünden zu büßen. Thue desgleichen. Amina."

In der Seele des Ritters erwachten alle Schrecken des Gewissens. Er übergab sein Söhnlein einem wackern Geistlichen zur Pflege und Erziehung, entsagte der Welt, und lebte als Einsiedler in einer Klause tief im wilden Gebirg.

A. Schreiber.



Das Fräulein von Randenburg.

Auf der Randenburg unweit Schaffhausen lebte in heiliger, unentweihter Jungfrauschaft, umgeben vom Glanze des Ritterlebens und den Reizen der Weltlust, ein frommes Ritterfräulein. Jeden Morgen schon vor Tagesanbruch eilte sie, begleitet von einer treuen Magd, von ihrer Burg nach Schaffhausen, um dort noch zu rechter Zeit zum Frühgottesdienste zu kommen. Voran leuchtete allemal ein zahmer Hirsch mit Laternchen an seinen Geweihen, sorgfältig von Zeit zu Zeit sich nach seiner Gebieterin umblickend; so ging alle Morgen der fromme Zug über den Randen durchs Hemmenthal hinab nach Schaffhausen und zum Engelbrechtsthor hinein. Vor dem Thor wartete der Hirsch gehorsamlich, bis das Fräulein

ihre Andacht im Münster verrichtet hatte. Jetzt noch, nach 500 Jahren, zeigen die Hemmenthaler den Weg, den die Schritte jener Jungfrau geweiht haben. Nach ihrem Tode wurde sie neben dem Abte Jakob Hün († 1353) im Münster zu Schaffhausen begraben, an dieselbe Gottesstätte, wo sie so oft gebetet und reiche Gaben mit Herz und Hand geopfert hatte.

Man erzählt noch von ihr, sie sei eines Morgens auf einem solchen Kirchgange, von Räubern verfolgt, zu früh, oder als der Thorwart noch tief geschlafen, vor dem Thor angelangt. Da habe ein Engel ihr rasch dasselbe geöffnet und sie so aus der Gefahr gerettet; daher das Thor den Namen Engelbrechtsthor erhalten.

(Vergl. „Erinnerungen aus der Geschichte der Stadt Schaffhausen.“ Schaffhausen, 1834. Hurter'sche Buchhandlung. 1. Bändchen S. 74.)

Die Randenburg war eines der höchstgelegenen Schlösser, wo wahrscheinlich schon die Römer einen Posten hatten, lange bevor durch das Kloster Reichenau die Burg erstellt wurde. Die in der Nähe befindlichen Heidenlöcher dürften öfter als Bergungsstätten benutzt worden sein. Nach diesen Höhlen zieht sich vom langen Randen her der sogenannte „Schimmelweg“, an dem auch die alte Sage vom „Schimmelreuter“ haftet. Im vorigen Jahrhundert zerfiel die Burg, in deren Trümmern noch der Sage nach viele Schätze verborgen sein sollen.

Vergl. Randensch. I. (einziger) Jahrgg. S. 2—4.



Nächtliche Gassenkehrerin.

Zwischen Hohenthengen und Beizkofen stehen am Kirchweg drei Kreuze. Hier sah man einst nachts ein altes Weib die Gasse kehren. Gab man ihr die Zeit, so antwortete sie nicht, sondern fegte den Weg ab über das Feld einem Rain zu; dort verschwand sie.

Birlinger, Aus Schwaben I. S. 210.



Der letzte Küssaberger.

Einer der schönsten Punkte des klettgauischen Gebirges ist der Küssaberg, nicht weit vom Rhein. —

Graf Heinrich von Küssaberg, von der Natur begünstigt wie selten einer, war der Stolz und die Zierde des heimatlichen Adels und seines greisen Vaters auf der Küssaburg. Nur einen Wunsch hatte der Alte noch, daß sein Liebling und Erbe eine würdige Braut finden möge.

Und wirklich: eine Tochter des aufstrebenden Hauses von Habsburg, Kunigund, die Schwester Graf Rudolphs, des nachmaligen Kaisers der Deutschen, reichte Heinrichen ihre Hand. So schien es denn bei den Sternen bestimmt, daß das Haus Küssaberg einer großen Zukunft entgegensehe. Das Schicksal behandelte den Grafen und seinen Schwager wie Lieblinge; es vergaß aber auch nicht zu strafen, wo Uebermut und Vermessenheit seinen Zorn herausforderten. Der Besitz der schönen Kunigund, die Verwandtschaft mit dem Geblüte von Habsburg verblendete den jungen Küssaberger: die drei Mondsicheln mußten den Schild teilen mit dem habsburgischen Löwen, und der freiherrliche Stand von Küssaburg sich überkleiden mit dem gräflichen Titel. Auch der alte Vater hing kindisch an dem erborgten Glanz: ein Grafengeschlecht sah er er hervorblühen aus dem Stamme seiner Väter, und schloß nun die Augen, beglückt durch den schönen Traum.

Ja, das Glück eines Traumes war es auch nur! Heinrichs Uebermut machte ihn mehr und mehr unerträglich. Alles begann ihn zu meiden — und K u n i g u n d, das Bild der Schönheit und Sanftmut, welkte hin an dem Wurme tiefsten Kummers. Sie ward nicht Mutter. Da ergriff auch den Gemahl der Gram, den er zu vergessen suchte in den Ausschweifungen der Sinne. Der kräftige, stolze, übermütige Ritter fiel zusammen, zehrte ab und erlosch im schönsten Mannesalter. Man versenkte den Leichnam des letzten Küssabergers in der väterlichen Gruft — und mit ihm den Schild, welcher die Mondsicheln mit dem Löwen trug.

Kunigund nahm jetzt den Schleier und vergrub sich in eine Zelle zu Adelhausen bei Freiburg; über dem Grabe Heinrichs aber erhob sich ein blutiger Krieg wegen des Erbes von Küssaberg. Es wurde zerrissen und kam größtenteils in tote Hand. —

Nach Dr. Joseph Bader.

Graf Heinrich, der von seiner Gemahlin Bertha aus dem Hause Habsburg keine Leibeserben mehr erwarten konnte, verkaufte seine Herrschaft an den Bischof von Konstanz, Heinrich von Tann und verschlemmte den Erlös.



Der verhinderte Abfall.

Zur Zeit der Reformation waren auch Grießheimer von fremden Predigern zum Abfall verleitet worden. Schon entschlossen, durch eine öffentliche Handlung ihr Bekenntnis der neuen Lehre abzulegen, trugen sie die Kirchenbilder, Fahnen, Paramente und andere Kirchengeräte auf die sogenannte Kilbe-Wiese hinaus, um dieselben den Flammen zu übergeben.

Während sie nun daselbst die Vorkehrungen zum Vollzuge ihres Vorhabens trafen, erschienen zwei Männer von Gundmadingen, des Namens Schilling, welche ihre Heimat verlassen hatten, weil die dortigen Einwohner bereits vom katholischen Glauben abgefallen waren. Schnellen Schrittes eilten beide auf die Griesheimer zu und ermahnten sie ernstlich, von ihrem Vorhaben abzustehen; als dieselben zweifelhaft zögerten, ergriff der eine die Kirchenfahne, indem er ihnen zurief: „Wer seinem alten Glauben treu verbleiben will, der folge mir nach!“ — Mit diesen Worten eilte der entschlossene Mann dem Dorfe zu, und siehe da — man folgte ihm nach, obwohl sich einige (namentlich die Familie Rohl), lange dagegen sträubten und auf dem Wege noch einen großen Streit hervorriefen. Die beiden Schillinge ließen sich nun in Grießheim nieder und werden als die Stammväter dieses Geschlechtes allda betrachtet.

Soweit die alte Sage. Nach einer etwas abweichenden Erzählung derselben soll es ein alter Mann von Grießheim selber gewesen sein, welcher seinen Mitbürgern, als sie ihre Kirchenzierden auf der Kirchweih-Wiese verbrennen wollten, abmahnend zugerufen: „Das wäre mir eine schöne Kirchweih, wenn ihr einen solchen Frevel beginget."

Nachdem in der nächsten Nähe des sulzischen Klettgaus der Pfarrer Hubmayer von Waldshut das neue Evangelium zu predigen begonnen, und die Unterthanen der zürichischen Herrschaft Eglisau die Glaubenslehre des Reformators Zwingli zu Zürich angenommen, fing dieselbe auch zu Grießheim und der Umgegend um sich zu greifen an. Die erregte Stimmung der sulzischen bäuerischen Unterthanen gegen ihre katholischen Grafen trug viel dazu bei, die Bauern der neuen Lehre geneigt zu machen. Dies wird durch obige Sage, die sich seit jenen Tagen zu Grießheim erhalten hat, bestätigt.

Joseph Bader, Gesch. der Pfarrei Grießheim, Diöz.-Arch. IV, 227.



Schatz u. Spuck im Schloße Homburg.

Nicht weit vom Zusammenfluß der Wutach und Schlücht stand vor Zeiten das Schloß Homburg, von dem jetzt nur noch wenig Gemäuer übrig ist. In dem Schlosse hauste ein Ritter, welcher aus Kirchen und Klöstern einen großen Schatz zusammenraubte und in dem unterirdischen Gang verbarg, der von der Burg auf das Schloß Küssaberg führte. Dort liegt derselbe noch in den Höhlen der Teufelsküche, und alle hundert Jahre erscheint in der Fastenzeit die Tochter des Ritters, um emand zu finden, der den Schatz hebe und dadurch sie und ihren Vater erlöse. Sie ist ein wunderschönes Seefräulein mit goldgelben Haaren, nach den einen ganz wie ein Mensch, nach den andern unten wie ein Fisch gestaltet. Häufig badet sie in der Wutach, oder sonst, und wäscht und kämmt sich an deren Ufer. Zu einem Fischer, welcher nachts in dem Flusse zu fischen pflegte, kam sie öfters und sprach zu ihm: „Gehe mit mir zu dem Schatze, berühre die Kiste, worin das Geld liegt,

dann muß der Böse weichen, und du erhältst all den Reichtum und erlösest mich und meinen Vater miteinander.“ Nach mehrmaligem Weigern folgte er freundlich; aber kaum war er unten, so trieb ihn die Angst wieder zurück. Das nächste Mal nahm er mit Einwilligung des Fräuleins einen Kapuziner von Waldshut mit hinab. In der ersten Höhle, in die sie kamen, befand sich nichts von besonderem Werte; in der zweiten fanden sie kostbares Kirchengerät nebst einem goldenen Kegelspiel, und in der dritten den Hauptschatz, eine große Eisenkiste voll Geld. Aber auf derselben lag ein schwarzer Pudel mit glühenden Augen und spie Feuer. Bei diesem Anblick fiel der Fischer in Ohnmacht, worauf ihn der Kapuziner ins Freie brachte. Laut klagte da das Fräulein, daß sie mit ihrem Vater nun wieder hundert Jahre lang unerlöst bleiben müsse.

In dem Schloßgemäuer sind schon nachts geharnischte Männer zu Pferd und schöngekleidete Ritterfrauen gesehen worden.

B. Baader 1851. Nr. 8.



Thiengen.

Ein freier Mann.

Freiherren oder Barone wurden von alters her diejenigen Grundbesitzer genannt, die keine Lehen trugen, also keinem andern Herrn verbunden waren. Zu solchen gehörte auch der Baron von Krenkingen, Herr zu Thiengen im Klekgau. Als nun eines Tages Kaiser Friedrich der Rotbart durch dieses Städtlein zog, blieb der Baron ganz ruhig auf seinem Stuhle vor der Herrenwohnung sitzen und rückte, wie der Kaiser an ihm vorbei ritt, zum Gruße sein Barett nur ein wenig. Friedrich fand dies Benehmen sonderbar und fragte seine Umgebung, wer der Ritter wohl wäre, der

dort an offener Straße sich hingesetzt und Kaiserlicher Majestät die schuldige Verehrung nicht bezeige? Da ließ der Baron ihm erwidern: Er sei der Herr dieses Ortes, ein freier Mann, der weder vom Kaiser, noch von sonst jemanden ein Lehen trage; er erkenne zwar den Kaiser als seinen Oberherrn, wie ein Geistlicher ihn erkenne, aber nicht als den Herrn seiner Güter. Auf diese Antwort näherte sich Friedrich dem Freiherrn mit freundlicher Miene und sagte zu ihm: „Damit ein so trefflicher Edelmann Uns und dem Reiche näher verbunden werde, so verleihen wir Euch die Freiheit, in Eurer Stadt Thiengen goldene Münzen mit dem Kaiserlichen Bildnisse prägen zu dürfen.“

Schnezler nach Crusius: Annales Suevorum P. II. 504, auch in Zimmern'sche Chronik I 247 erzählt.

Nach Fecht, Amtsbezirk Waldshut S. 125 ff., kann die Sage, die der Verfasser der Zimmern'schen Chronik auch von seinem Geschlechte berichtet, schon deshalb nicht wahr sein, weil die Herren von Krenkingen erst 1262 Stadt und Schloß vom Konstanzer Bischof zu Lehen erhielten, Kaiser Friedrich aber schon 1190 starb.



Der lange Stein.

Der lange Stein ist ein mächtiger Block von Nagelflue, den die das Thal durchbrechende Wutach nicht aus seinem Lager zu heben vermocht hat. Bis zur Stunde ist derselbe ein Gegenstand mannigfachen Aberglaubens. Von dort kommen die neugeborenen Kindlein, dorthin kommen nach dem Tode die gespensterartig umgehenden Bösen. Nach ihm soll einst der Graf von Sulz von der Altane seines Schlosses zu Thiengen aus zur Scheibe geschossen haben.

Fecht, Amtsbez. Waldshut u. s. w. S. 27.

An diese Stelle wurde schon im Anfang des elften Jahrhunderts unter der Habsburg-Laufenburgischen Herrschaft Gericht gehalten. Der herrschaftliche Landrichter mit 12 Beisitzern entschied über gewöhnliche Rechtsfälle. Mit der Zeit sank dieses Landgericht zu einem bloßen Bauerngeding für meist höriges Volk herab, bis auch dessen letzte, armselige Ueberreste mit dem Jahre 1809 verschwanden.

Bauernkrieg.

Der Anfang des Bauernkrieges von 1525 soll unter den Grafen von Lupfen in der Herrschaft Stüehlingen sich erhoben und auch daselbst geendet haben. Man sagt, des alten Grafen Sigmund, der aus Kummer über die Aufständ gestorben, Amtleut hätten die Bauern scharf und grimm genug regiert, die Schneckenhäuslein zur Frohn haben lesen müssen, daß die Frau Gräfin Garn darauf wickeln könne. Von diesen Stüehlinger Bauern, die den großen Krieg angefangen, hat man ein besonders Lied gemacht, und lauten Gesatz im Ton (Melodie) Bona dies (Guten Tag), mein schwarzer Münch, Also.

Die pauren zogen wider haim, sie wolten sich baß besinnen,
Da mueßten sie erdbern und die morachen (Morcheln) gewinen.
Sie zogen wider heim und waren nit lang außgewesen,
Da mueßten sie auch schneckenheusle lesen.
Sie megten sein nit geniesen,
Sonder mueßten geen in die Kriesen.
Die herren samleten sich und hueben an zu dagen,
Do sprachen die pauren: „Wir wendt den herren zwagen."
Die herren zogen wieder heim, inen fieng an zu grausen.
Do sprachen die pauren: „Den herrn wellen wir lausen."
Sie kamen zusamen und fiengen an zu schiesen,
Deß wardt den herren ser übel verdriesen.

Zimmern'sche Chronik II 523, vgl. auch Hugs Chronik von Villingen.

Barth sucht in seiner Geschichte der Stadt Engen die Geschichte von den Schneckenhäuslein als Erfindung hinzustellen und stützt seine Beweisführung vor allem darauf, daß in den Beschwerde-Artikeln der Bauern zwar das Erdbeern- und Morchelnsuchen erwähnt werden, von den Schneckenhäuslein aber nirgends die Rede ist. Die novellistisch ausgearbeitete Sage in Aurelia's Sagenkreis 2. Aufl. Seite 173, „Hans Müller von Bulgenbach", läßt das Schneckenhäuschensuchen als Ausfluß boshafter Weiberlaune erscheinen. Hans Müller sollte durch den Befehl, 5000 Häuschen zu suchen, dafür gestraft und gedemütigt werden, daß er als Lehensmann und Bauer es gewagt hatte, um das Burgfräulein anzuhalten. —

Das Stadtmännlein von Stühlingen.

Stühlingen, die alte Landgrafenstadt des oberen Alpgaues, führt als Wappen im silbernen Schilde ein blaugekleidetes „gestumpftes Männlein", d. h. ohne Arme und ohne Beine.

Einst, so erzählt die Sage, kam ein großes Sterben in's Land. Auch die Einwohner von Stühlingen wurden vom Tode hinweggerafft, alle, bis auf ein Männlein. Das war zur Welt gekommen ohne Arme und ohne Beine.

In des Grüningers Haus, in der Herrengasse, wälzte es sich in den noch heute erhaltenen, in den Felsen gehauenen, tiefen Keller hinab und nährte sich von einem großen Laibe Schweizerkäse, der dort aufbewahrt war. Dazu trank es firnen Wein, indem es mit dem Munde den Hahnen öffnete und wieder schloß.

So fristete er sein Leben bis eine Frau dazu kam, mit der es sich dann ehelich verband.

Von diesem Männlein stammen alle Stühlinger ab und zum Danke wurde es in das Stadtwappen aufgenommen.

G.

Kirschen in Geld verwandelt.

Im Gemeindewaschhaus zu Stühlingen sah einmal eine Frau einen Haufen schöner Kirschen in einer Ecke liegen. Sie steckte davon ein paar Handvoll für ihre Kinder ein, aber als sie sie daheim herauszog, waren sie in Dreibätzner verwandelt. Schnell begab sich die Frau in's Waschhaus zurück, allein sie fand dort weder Kirschen mehr noch Geldstücke.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 3.

Der kühne Sprung.

Landgraf Max von Stühlingen, der $6^1/_2$ Schuh hoch war, besaß eben so große Gewandtheit als Stärke. Die lange Treppe im Schlosse zu Stühlingen sprang er in drei

Sätzen hinab, und es fiel ihm nicht schwer, die wildesten Pferde zu bändigen, indem er sie beim Schweif packte und rasch seitwärts wendete. Während eines Gelages auf demselben Schlosse ging er mit dem Freiherrn von Wartenberg die Wette ein: er mache sich anheischig, eher auf seinem Roß als dieser auf dem seinigen zu sitzen, obgleich er dem Freiherrn, wenn derselbe in den unteren Stock gekommen, noch im obern an der Treppe Antwort geben wolle. Nachdem der Wartenberger verabredetermaßen die Antwort erhalten hatte, eilte er vor das Schloß, wo sein Rappe, wo auch des Stühlingers Schimmel, aufgezäumt standen, und siehe! der Landgraf saß bereits wohlgemut im Sattel seines riesigen Pferdes. Er war nämlich aus einem Fenster des oberen Stockwerks herunter auf den Schimmel gesprungen und hatte somit durch diesen tollkühnen Streich die Wette gewonnen. Noch heutigen Tags zeigt man das Fenster; und ein Hufeisen des Schimmels, so groß wie eine Suppenschüssel, ist lange Zeit im Zeughause zu Donaueschingen aufbewahrt worden.

B. Baader, Volkssagen 1850 Nr. 9.



Der Roßtrab auf der Burg Hohenlupfen.

Stolz und ungebrochen ragen noch heute die Türme und Mauerzinnen der uralten Grafenburg in's Land hinaus. Früher ging es hier oft recht lebhaft zu, als die reichen, prachtliebenden Grafen von Lupfen hier Hof hielten. Turnierspiel und Tanz wechselten mit reicher Tafel und fröhlichen Trinkgelagen. Einst, als die allgemeine Freude auf's höchste gestiegen war, rief des Burgherrn Töchterlein einem jungen Ritter zu: „Liebst Du mich so sehr, wie Du versicherst, so sattle Dein Roß, reite die Treppe hinauf in den Saal und springe durch das hohe Bogenfenster auf den Felsen hinab; daran will ich das Maß Deiner Liebe erkennen. Der junge Ritter, Kurt von Ewatingen erhob

sich hastig vom Sessel, ging schweigend zum Fenster und blickte in die schauerliche Tiefe hinab. Dann ging er aus dem Saal zu seinem Pferde, das er sattelte, und in wenigen Minuten erschien er wieder oben hoch zu Roß. Entsetzt schrie bei seinem Anblick die junge Gräfin auf und suchte den Ritter von der Ausführung seines Vorhabens durch das laute Geständnis ihrer Liebe abzuhalten. „Ich thue, was Du mich geheißen", rief der Ewatinger und sprengte mit lautem Hurrah in die Tiefe. Der gräßliche Sprung gelang; Roß und Reiter waren unversehrt. Die Gräfin aber wollte der Ritter nicht mehr sehen und vermählte sich bald darauf mit einer anderen Dame. — Heute noch zeigt man auf dem Stühlinger Schloß den Roßtrab, denn der Huf des Pferdes grub sich bei dem furchtbaren Sprung tief in den harten Felsen hinein. Aurelias Sagenkreis, 2. Aufl. Baden-Baden S. 172.

Wie die „Fischer" zu Fuetzen „Meister" wurden.

Ums Jahr 1525 zogen die aufrührerischen Bauern unter Anführung Hans Müllers von Bulgenbach und Hans Penklers durch Fuetzen in die Baar. Nach einer nicht unbegründeten Nachricht sollen damals die Einwohner von Fuetzen in zwei Parteien gespaltet gewesen sein; die eine hielt es mit den Aufständischen und wollte vom alten Glauben abfallen, die andere widersetzte sich diesem Bestreben. Die Spannung gedieh so weit, daß sie die Gegenpartei nicht einmal mehr bei den öffentlichen Brunnen Wasser schöpfen ließ. Man sagt, sie hätten Fischer geheißen und nach errungenem Sieg ihren Namen in Meister verwandelt. Lange noch genoß diese Familie als kräftige Verteidigerin des Glaubens das Ehrenrecht, bei dem öffentlichen Gottesdienste den ersten Kirchenstuhl einzunehmen.

Kürzel, Amtsbez. Bonndorf S. 217.



Der vermorgenbrödelte Wald.

Zwischen Fuetzen und Schleitheim erstreckt sich ein großer, schöner Wald, welcher der „Fuetzener Wald“ [1]) genannt wird. Ueber die Erwerbung dieses Waldes bildete sich zu Fuezen folgende Sage:

Auf der hohen Randenburg ob Beggingen hauste einst ein schönes Ritterfräulein, das ebenso gütig gegen seine Thalleute, wie fromm, tugendhaft und häuslich war. Zu seinen vielen Gütern und Besitzungen gehörte auch der holz- und wildreiche Bergwald zwischen Fuetzen und Schleitheim, den beide Gemeinden gar zu gerne für sich zu Eigentum erworben hätten, da sie alle beide an Waldboden keinen Ueberfluß hatten

Das Fräulein von Randenburg aber kannte den Wunsch derer von Fuetzen und Schleitheim wegen des Waldes wohl und wußte auch, daß beide Gemeinden ihn wohl gebrauchen konnten, um ihr Bedürfnis an Brenn- und Zimmerholz besser befriedigen zu können. Sie beschloß daher, dem Wunsche derselben zu willfahren und ihnen eine Gutthat zu erweisen, indem sie den Wald zu gleichen Teilen an beide Gemeinden um ein Billiges hingeben wollte. —

Ort, Tag und Stunde des Ausgebots wurden angesetzt und die Vertreter beider Orte machten sich zu guter Stunde auf den Weg, um frühzeitig genug am Zusammenkunftsort einzutreffen. Die Abgesandten von Schleitheim aber gedachten vor Beginn der Kaufhandlung noch ein gutes Morgenbrot einzunehmen, ließen sich Wein kommen und eine fette „Dünne“ [2]) backen. —

Allein dabei verspäteten sie sich so sehr, daß bei ihrer Ankunft der Wald bereits verkauft, und denen von Fuetzen ganz zugeschlagen worden war, denn das edle Fräulein hatte

---

[1]) Urkundlich kaufte die Gemeinde Füetzen den Wald am 18. Mai 1486 als ein Zubehör des ehemaligen Thalhofes von Ulrich Löffler um hundert und drei Gulden. —

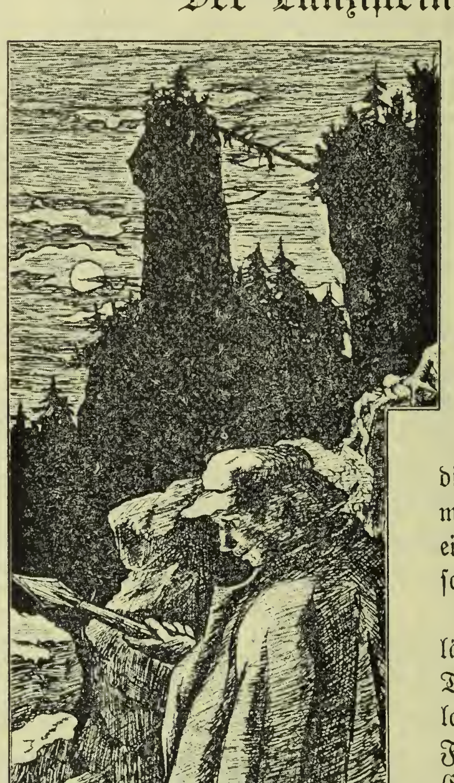
[2]) Ein dünner Kuchen aus Brotteig mit Speck, Rahm und Zwiebeln belegt.

es gar ungern gesehen, daß von Schleitheim niemand zur anberaumten Zeit erschienen war. —

Also mußten die Abgesandten dieser Gemeinde unverrichteter Dinge nach Hause gehen. Die Fuetzemer aber erwarben den schönen, großen Bergwald allein und von denen zu Schleitheim hieß es fortan, sie hätten ihren Anteil „vermorgenbrödlet".

(S. Pletscher.)

Der Lunzistein.



Nahe bei dem Wutachsteg, der den Uebergang des Fußweges Fuetzen-Blumegg vermittelt, ragt vor der südlichen Wand des Felsthals ein hoher, schlanker Kalkfels einsam in die Lüfte, dessen stark mitgenommene Platte einige Waldbäume beschatten.

In der Nähe, im längst abgegangenen Thalerhof, hauste vor langer Zeit ein junger Freibauer, der Lunzi. Er war ein starker, entschlossener Mann und als geschickter Jäger weit und breit bekannt. Seine Eltern waren beide tot, und er trug sich mit dem Gedanken, die schöne

Mechtild von Blumberg, seine Braut, bald heimzuführen. Da geschah es, daß er eines Tages gerade dazu kam, wie der Burgvog twon Blumberg, der Lunzis Braut wiederholt nachstellte, diese mit Gewalt küssen wollte; da flammte des Freibauern Zorn hell auf, nnd er schlug den Vogt mit so gewaltigem Faustschlage nieder, daß derselbe seine besten Zähne dabei schlucken mußte. Darauf entfloh Lunzi mit seiner Braut schnell nach seinem Gehöfte, holte einige Lebensmittel und sein Schießzeug, rief seinem Hunde Beißwolf und suchte auf dem frei aus dem Wutachthale aufsteigenden Felsenturme Zuflucht.

Die Knechte des Vogtes ritten die ganze Gegend ab und lagen Tag und Nacht auf der Lauer; trotzdem wagte sich Lunzi einst zur Nachtzeit nach Hause, um einige notwendige Gegenstände zu holen, wurde aber beinahe erwischt und entrann nur dadurch dem Schweinsspieß eines Verfolgers, daß er diesen mit der Armbrust niederschoß. Solche Scenen wiederholten sich, bis man endlich den Aufenthaltsort des Freibauern und seiner Braut entdeckte. Vom nahen Waldhang hinüber zum Felsturm lagen zwei Tannen, die Lunzi als Zugang benutzt hatte. Diesen verschanzte er und leistete so lange verzweifelten Widerstand, bis er all seine Bolzen verschossen hatte. Der Vogt zerstörte nun durch Feuerbrände die Hindernisse und drang mit seinen Knechten auf Lunzi ein, der mit der Axt zwei seiner Bedränger in den Abgrund schlug, unterstützt von seiner treuen Mechtilde, die sich mit einem Feuerbrand der Feinde erwehrte. — Als der Vogt aber den Bauern mit seinem Spieß niedergestochen hatte und Mechtild ergreifen wollte, sprang diese mit einem gellenden Aufschrei über den Felsrand in die Tiefe. Der Vogt stand einen Augenblick starr und schaute regungslos nach den Abgrund hinunter. Da sprang der verwundete Lunzi plötzlich auf und spaltete ihm mit einem mächtigen Axthiebe den Schädel; dann entfloh er über den Steg nach dem Walde und niemand hat ihn je mehr wieder gesehen. —

Der einsame dastehende Fels aber wurde von den Umwohnern nunmehr geflohen und man nannte ihn von der Zeit an nur den „Lunzistein“, andere aber hießen ihn die „Brautfluh“.

(Vergl. Randenschau Seite 12, Schaffhausen 1886.



Der Ruinenfels von Blumenegg.

Auf einem gewaltigen Felsklotz liegen unter Baum und Strauch die Mauertrümmer der Blumenegg. Dahinter erhebt sich eine mächtige hohe Felswand. Nach der Sage soll der feste Turm der Blumenegg einst die Zinnen der gewaltigen Steinwand gekrönt haben, bis der Burgfels sich loslöste und mit dem Turme sich senkrecht in die Tiefe senkte. Die Blumenegg stand lange leer, schon bevor das einst berühmte Geschlecht ausgestorben war. —

Eine Wappensage berichtet (Zimmern'sche Chronik III, 174, 175), daß einer von Blumenegg einst den Grafen von Fürstenberg aus großer Geldnot geholfen habe, so daß diese aus Dankbarkeit „Die wolken ußer dem blomeneckischen wappen umb ihres angeborene wappen angenommen haben.“ —

Nach teilweise mündlichem Bericht.



Gespenst bei Schwaningen.

Auf einem Stege bei Schwaningen im Schwarzwalde läßt sich in den heiligen Nächten ein gespenstiger Mann sehen. Ein Bauer des Ortes, welcher einst um Mitternacht aus dem Wirtshause zu Oberwangen heimkehren wollte und betrunken war, wurde vor dem Geiste gewarnt, schrie aber in seinem Rausche, er wolle bald mit ihm fertig werden, und machte sich keck auf den Weg. Als er an den Steg kam und das Gespenst auf demselben stehen sah, schlug er aus Leibeskräften

mit seinem Stocke darnach, ward aber von ihm am Finger gepackt, eine halbe Stunde weit gegen Dillendorf geschleppt und dann bewußtlos auf dem Felde liegen gelassen. Als er nach einiger Zeit wieder zur Besinnung kam, fand er seinen Finger, woran das Gespenst ihn geschleppt hatte, kohlschwarz geworden und so blieb er's auch bis zu seinem Tode, der nicht lange darauf erfolgte.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 10.

Das Münchinger Weiblein.

Auf dem Wege zwischen Münchingen und Bonndorf geht das kopflose Weiblein — es hat den Kopf im Arme. Thut niemand etwas zu leid, geht neben den Leuten her. Will man's aber vom Leibe schaffen oder mißhandeln, so springt es auf die Achseln, plagt die Unglücklichen und führt sie irre. Bei der Kapelle, zugleich dem Markstein zwischen Bonndorf und Münchingen, verschwindet es. Das Weiblein soll bei Lebzeiten seinen Mann umgebracht haben, um einen andern zu heiraten. Weil ihr der Kopf herunter gehörte, muß sie zur Strafe geisten, bis ein Jüngling, der nachts um 12 Uhr an Walpurgis geboren, sie an seinem 20. Geburtstage erlöst.

Birlinger, Aus Schwaben S. 210.



Silberglöcklein zu Bonndorf.

Mit großem Jagdgefolge zog einst eine Gräfin von ihrem Schlosse bei Bonndorf in den dunkeln Tann, um zu jagen, als plötzlich ein heftiger Sturm ausbrach und die Jagdgesellschaft zerstreute.

Die Nacht war hereingebrochen, und noch irrte die Gräfin allein auf unbekannten Wegen und lauschte vergebens auf ein Lebenszeichen ihres Gefolges; erst spät am nächsten Morgen fand sie den richtigen Weg wieder.

Die Heimgefundene, die noch nie Gelegenheit gehabt, die Leiden derer kennen zu lernen, die als einsame Wanderer bei Sturm und Regen und im wirbelnden Schneegestöber auf fremden Pfaden wandern müssen und vergebens nach einem leitenden Licht und einem den rechten Weg angebenden Laute sich sehnen, ließ ihre erste Aufgabe sein, nach Bonndorf auf das Rathaus ein reinsilbernes Glöcklein zu stiften, das an den Herbst- und Winterabenden allnächtlich von neun bis zehn Uhr geläutet werden sollte. Das haben die Bonndorfer auch getreulich gehalten, sogar noch zur Sommerszeit, denn auch da thue es manchmal Not, Irrende zu warnen und auf den rechten Weg zu führen, meinten sie. —

Im Jahre 1827, den 21. Dezember, zerschmolz das Glöcklein bei dem großen Brande, der 52 Häuser der Stadt in Asche legte.



Die Frau von Weissenburg.

Was wollen wir aber singen, was wollen wir heben an?
Wir singen vom Fräulein von Weissenburg, wie es seinen Herren verlan.

Es thät ein Brieflein schreiben, schickts abe in's niedere Land,
Es schickts dem jungen Graf Friedrich, er soll wieder kommen zur Hand.

Wie er gen Weissenburg kommen, wohl unter das hohe Haus,
Da schaut dieselbe falsche Frau hoch oben zur Baie (Fenster) heraus:

Dieses Lied, welches sich an die ehemals in der Nähe von Bonndorf liegende Weissenburg anknüpft, wurde aus dem Munde einer beinahe neunzigjährigen Frau niedergeschrieben und von Freundeshand dem Dr. Heinrich Schreiber, Herausgeber des „Taschenbuchs für Geschichte und Altertum" zugestellt.

„Willkomm, willkomm, mein lieber Graf, und alle die bei dir sein!“ —
„Schön Dank, schön Dank, mein Fräulein, wo mornet*) der Herre dein?“ —

„Thue mich nit vermelden**), ich sag dir die Wahrheit bald;
Er ist gen Grüningen ze jagen, er ist ze Grüningen im Wald.“ —

„Ist er gen Grüningen ze jagen, ei, jagt er in's Grüningers sein Hag,
So soll ihm das Leben nit länger stahn, als auf den heutigen Tag.“

„Und soll ihm das Leben nit länger stahn, als auf den heutigen Tag,
Ei so erbarm sich Gott im Himmel, daß ich ihn verraten hab!“—

Da der Graf in den Wald hinaus kam, schlaft der Herre unter der Lind':
„Auf Knechte, lieber Knechte mein, erschieß mir ihn geschwind!“

„Ich will ihn nit verschießen, will eher ihn leben lan;
Ich will ihn lassen genießen, daß ich bei ihm gedienet han.“

„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer Kind?“
„Ich befehl sie Gott dem Allmächtigen, er weiß schon von wem sie sind.“

„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer Gut?“
„Ich befehls den armen Leuten, die Reichen hand schon genug!“***)

„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer Weib?“
„Ich befehl sie dem Grafen Friederich, der war ihr allzeit lieber als ich!“

---

*) weilet.

**) Durch Ausplaudern verraten.

***) Vergleiche mit dieser und der vorhergehenden Strophe die ähnlichen im Volksliede „Hans Steutlinger“ unter den Freiburger Sagen.

„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer
Schloß?“
„Ich befehls den Feuerflammen, die hoch oben zu den Baien
auslangen.“

„Ach Knechte, lieber Knechte mein, zieh' auf dein Armbrust groß,
Und schieße mir den Herren mit seinen Jagdhunden tot.“

Altes Volkslied.



Geld wird mit dem Bergspiegel gesucht.

Der Burgplatz der Burgruine Boll, auch Neu-Tannegg genannt, wurde von Schatzgräbern förmlich durchwühlt. Ihr Bergspiegel zeigte ihnen ganze Haufen gelben Goldes. Aber als sie näher nachgruben, fanden sie nur ein altes, rostiges Hufeisen.

Pletscher, Bad Boll 1879, S. 40.

Der Alpenpfeifer.

Wenn ein Wanderer bei Nacht auf der Alp die Landstraße zwischen Stühlingen und Wellendingen begeht, so hört er, wie die Bewohner der Gegend behaupten, ein mehrmaliges, gellendes Pfeifen, wie man durch Finger pfeift. Dieses ist das Zeichen von der Nähe des irrführenden Alpenpfeifers. Reisende, die ihren Weg gerade fortgehen, ohne sich umzusehen, kommen ungehindert von dannen. Sobald man aber das Pfeifen hört und nach der Gegend hinschaut, wo es herzukommen scheint, dann steht es schlimm mit uns. Wider Willen kommt man rückwärts, bei der größten Vorsicht verliert man die Straße. Das Gespenst führt den Neugierigen über Stock und Stein und läßt ihn den rechten Weg nicht finden, bis die Sonne am Horizont empor steigt. — Wohl dem, der nicht

auf die Seite des Wutachthales geführt wird, denn ein Leichtes wär' es, in das tiefe Becken des wilden Waldstromes einen gefährlichen Sturz zu machen. Drum Wanderer, sieh' dich vor, daß du nicht auf jener Straßenstrecke von der Nacht überfallen wirst, oder gieb doch wenigstens dem Pfeifen kein Gehör, sondern geh' ruhig deines Weges fort.

Leute, die das Gespenst gesehen haben wollen, versichern, es reite auf einem weißen Pferde mit drei Füßen. Wie das sonderbare Ungetüm in die Gegend kam, davon weiß man nichts. Wahrscheinlich ist es ein alter gebannter Raubritter, der für seine Missethaten mit samt seinem Streitrosse büßen muß.

D . . . . in Schnezler.

In der Gegend erzählt man auch vom Albkönig, der im Wasser herrscht und die Mädchen durch sein Zauberlied anlockt. —



Geist wird zur Ruhe gebracht.

Zu Wellendingen war ein lediger Schuhflicker bei seinem Bruder gestorben, welcher für blutarm gegolten hatte. In der Nacht nach seiner Beerdigung erschien er seiner Schwägerin und sprach zu ihr: „Ich habe mir bei meinen Lebzeiten ein paar hundert Gulden in Gold erspart, die ich in einem angebundenen Beutel auf der bloßen Brust zu tragen pflegte; dieses Geld, von dem niemand wußte, ist mit mir begraben worden, und ich habe nun keine Ruhe, bis es von Euch geholt wird." Am Morgen erzählte die Frau die Erscheinung ihrem Manne, der dieselbe anfänglich für einen Traum hielt, aber als sie in der folgenden Nacht sich wiederholt hatte, den Pfarrer darüber um Rat fragte. Dieser hieß ihn und die Frau in der nächsten Nacht wach bleiben und das Begehren des Geistes, wenn er nochmals komme, erfüllen. Um Mitternacht, als der Mann und die Frau hell wachten, erschien der Schuhflicker wieder und erneuerte seine Bitte; aber nur von der Frau konnte er gesehen und gehört werden. Da ging der

Mann in der andern Nacht mit einem Bekannten auf den Kirchhof, öffneten Grab und Sarg und fand auf der Brust des Leichnams den Beutel mit dem Gelde. Er nahm denselben zu sich, machte Sarg und Grab wieder zu und brachte so seinen Bruder zur Ruhe.

B. Baader, Volkssagen 1851. Nr. 11.



Das Geschlecht derer von Roggenbach.

Herr von Grüningen, so hieß einer der frühesten Besitzer des heutigen Schlosses Roggenbach, war einst wenig zu Hause zu finden bei seiner tugendhaften Gemahlin. Allein zog er aus Tag für Tag, auf die Jagd, wie er sagte; freilich hörte man selten Jagdlärm im dunkeln Forst, — meist hätte man ihn zu „Tanegg“ finden können, wo die schöne Wunnhilde, die „Dame vom Walde“ seiner harrte. —

Einst war er wieder ausgegangen und der Abend brach an, ohne daß seine in banger Sorge harrende Gemahlin ihn im Thale kommen sah oder etwas von ihm hörte, so angestrengt sie auch in die Nacht hinaus lauschte. Da litt es sie nicht länger zu Hause, sie eilte hinab zum Steinabach und irrte durch Feld und Wald, bis sie sich ermüdet beim Bach in einem Roggenfeld niedersetzte und in stummem Jammer dort verblieb. — So fand sie ihr Gemahl, der sie lange gesucht hatte, blaß und stumm.

Von innerem Vorwurfe gepeinigt, sprach er, nie will ich dies Dein Leid vergessen:

„Nun bin ich der Grüninger nimmer,
Nun nenne mich Roggenbach!“

und ward fortan seiner Gemahlin ein treuer Gatte, das Geschlecht aber nannte man in der Folge von Roggenbach.

(Nach einem Gedichte von S. Pletscher.)



Der Schatz im Schlosse Roggenbach.

Dem Pächter des Hofes in Roggenbach nahte sich eines Tages ein fahrender Schüler und eröffnete ihm das Geheimnis, daß in der Schloßruine eine Kiste voll Goldes verborgen sei, die er ihm zeigen werde, wenn er ihm folgen wolle. Nachdem sie lange die weiten und dunkeln Räume durchwandelt, gelangten sie zu einer Kiste, auf welcher ein schwarzer Pudel als Hüter des Schatzes saß, aber mit einer Gerte von seiner Stelle vertrieben wurde. Der fahrende Schüler öffnete den Schatz und erlaubte, daraus nach Gefallen Gold zu nehmen; doch statt des Goldes war nichts als Spreu zu sehen, dessen der Pächter ohnehin genug besaß. Doch nahm er etwas wenig Spreu, steckte ihn in seinen Sack, worauf der fahrende Schüler die Kiste schloß und den Schlüssel an die Tanne hing, woher er ihn genommen hatte. Wie der Pächter aber zu Hause den Sack öffnete, war die Spreu zu Gold geworden. Er bereute, nicht mehr mitgenommen zu haben; aber als er zurückkehrte, fand er weder Schlüssel noch Kiste, und der Wächter des Schatzes war verschwunden.

Kürzel, Amtsbez. Bonndorf S. 78.



Die Braut von Roggenbach.

Im Steinathale befinden sich heute noch die Ueberreste der früheren Roggenbacher Schlösser. Von dem unteren Schloß sind noch die beiden Türme vorhanden, von dem oberen ein Turm.

Die Besitzer der beiden Schlösser waren Brüder, wovon der eine einen Sohn, der andere eine Tochter besaß. Die Mutter der jungen Gräfin war sehr früh gestorben, weshalb das junge Mädchen von den Klosterfrauen des Berauer Klosters erzogen wurde.

Als die schöne Gräfin nun erwachsen wieder zu ihrem Vater zurückkehren sollte, wurde der erwähnte junge Roggen-

bacher betraut, dieselbe mit ihrer Kammerfrau aus dem Kloster abzuholen. Auf dem Heimritt verlobten sich die jungen Leute, die sich schon als Kinder und Spielgefährten gut waren, und beschlossen gleich bei der Heimkehr die Eltern um ihren Segen zu bitten.

Während dessen befand sich der Vater der jungen Braut als Jagdgast auf dem Schloß des Grafen von Stühlingen und Herrn von Lupfen und Pappenheim. Bei dem stattfindenden Zechgelage warb der Graf von Stühlingen um die Hand der jungen Gräfin Roggenbach, die ihm, trotz seines Einwurfes, daß der Neffe wohl sein älteres Recht geltend machen werde, mit dem Ausruf: „Ich bringe Dir meine Tochter lebend oder tot", versprochen wurde.

Bei der Heimkehr des Grafen von Roggenbach teilte dieser seiner Tochter sofort mit, daß er sie mit dem Stühlinger Grafen verlobt habe. Trotz aller Ueberredungsversuche blieb der Vater dabei, sein gegebenes Wort einzulösen.

Als nun die junge Gräfin sah, daß alles Widerstreben nichts helfen werde, entnahm sie ihrer Truhe ein weißes Gewand, das sie zu ihrer Hochzeit bestimmt hatte, schmückte sich bräutlich und leerte dann ein heimlich verborgenes Fläschchen mit Gift. —

Der alte Graf von Roggenbach verzweifelte fast über den Verlust seiner schönen Tochter, die er in den Tod getrieben. Doch um seinem Worte getreu sein Versprechen zu erfüllen, brachte er die Entseelte auf das Schloß des Grafen von Stühlingen, Lupfen und Pappenheim.

Nach mündlichem Bericht mitgeteilt durch Frau F. D. in B.



Die vier Kapellen.

Am Fuße des Berges Brenden beim gleichnamigen Dorfe wurde einst nach Silber gegraben. Eine alte Sage erzählt, daß einst Erzknappen das Gelübde ablegten, nach ihrer

Zahl vier Kapellen zu bauen, wenn ihr Wunsch „Glück auf“ erfüllt würde. Der erste Erzknappe hieß Laurentius, daher die St. Laurentiuskapelle zu Brenden, der andere Gallus, daher die St. Galluskapelle zu Buggenried; vom dritten, Cyriak, wurde die St. Cyriakkapelle auf dem Dürrenbühl erbaut, und der vierte, Martin, gab der Kapelle in Seewangen ihren Patron.

Kürzel, Amtsbez. Bonndorf S. 149.

Graf Eitelfritz von Lupfen.

Zu Riedern vorm Wald befanden sich einst zwei Klöster, wovon eines, das Augustiner Männerkloster St. Leodegar, der Hauptsache nach heute noch zu sehen ist. —

Gestiftet vom Freiherrn Markward von Krenkingen, dessen Linie sich nach ihrem kletgauischen Burgsitz auch von Weißenburg nannte, hatten die Krenkinger auch lange Zeit die Vogtei des Klosters inne, bis sie später auf die Herren von Lupfen überging. Beide Geschlechter wurden dem wenig begüterten Kloster zu Zeiten überlästig, besonders suchten die von Lupfen die Pröpste oft heim mit zahlreichem Gefolge und verursachten diesen vielen Aufwand und Sorge für den Unterhalt und die Verpflegung der Dienstmannen und Pferde.

Als einst Graf Eitelfritz von Lupfen mit seiner Begleitung gegen das Kloster heranritt, ging ihm der Probst entgegen, begrüßte ihn höflich und sagte: „Herr Graf, ich höre, Euere Rosse haben schöne Schwänze; die möcht ich doch gar wohl einmal sehen.“ Als aber der Graf diesen Wink nicht verstehen wollte und keine Miene machte, umzukehren, rief der Probst entrüstet: „Wohlan Herr: verthun Ihr's bald, so habt Ihr desto eher Feierabend.“

(Aus S. Pletscher, Randenschau I.)

St. Pankratius und St. Oswald.

Die Kirche des hl. Pankratius zu Berau ist wohl eine der ältesten der Gegend. Schon um's Jahr 1098 wurde hier eine Kirche erstellt und von dem Bischof Gebhard III. von Konstanz zu Ehren des hl. Pankratius eingeweiht. 532 Jahre später war die Kirche gänzlich zerfallen, sie wurde 1630 neu aufgebaut und in dem folgenden Jahre zu Ehren des hl. Pankratius und des hl. Oswalds, Königs von England, und aller Heiligen eingeweiht. Der hl. Oswald wurde von da ab als zweiter Patron der Kirche verehrt, doch waren von seinen Reliquien auch in dem Kreuzaltar bei Einweihung der Klosterkirche 1147 beigesetzt worden. Die Sage der Frauen erzählt, daß dieser König und Martyrer hierselbst seine Ruhe gehabt habe, und es war in der ehemaligen Frauenkirche ein Stein, wohl gearbeitet, aber ohne Zeit und Namen, nur ein Cruzifix mit zwei brennenden Kerzen auf Lichtstöcken war darauf eingehauen. Der Stein wurde als der Grabstein St. Oswalds bezeichnet.

Kürzel, Amtsbez. Bonndorf S. 125.



St. Leutgardt.

Als die fromme Leutgardt nach dem Kloster Berau durch einen großen, finstern Wald gehen wollt, hat Gott verhängt, daß ihr sechs wohl verschreite Mörder vorgewartet. Dieselbigen umgaben sie und ihre Mitschwester, trieben mit ihnen allerlei unchristliche, erschröckliche und schandliche Spottreden, greiffen sie härtiglich an, rissen sie hin und her und vermeinten sie zu Boden zu bringen. Dieselbige Mutter aber sambt ihrer Schwester rufften mit innerlichem Herzen die Göttliche Hilff ernstlich an. Da richteten die Bößwicht wegen starken Widerstand und Göttlicher unsichtbarer Gnad nichts auß und mußten ermüdet von ihnen ablassen. Als nun aber

die fromme Leutgardt sie mit guten Worten abmahnte, etwas guts lehren und von Gott reden wollt, haben sie mit unzüchtigen Spott-Reden selbige fast mitten in den Wald begleit, stellen sich gegen den armen von männiglichen verlassenen Kindern, als ob sie mit ihnen tödtlich verfahren und sie ermörden wollen. Die fromme Mutter red ihnen mit unerschrockenem Gemüt ernstlich zu; da geschieht, daß die in Boßheit ertrunkene und erhartete Leuth gehlingen und schnell ihr grim in Sanftmuth, und ihr boßhafftiges Vorhaben in freindliche Geberdt verwendten: anfiengen ihr Boßheit und verdammliche Gewohnheit zu erkennen, ihre vilen greulichen Mordstücken zu bekennen: baten sambtlich die fromme Mutter, daß sie für sie Gott bitten und ihnen vor ihrem Todt rechte Reu und Buß erwerben wolle. Welches dermassen die fromme Leutgardt erfreut, daß sie auff der noch übrigen Reiß mit singender Stimme Gott Dank sagte bis ins Kloster Berau.

Im Jahre 1125 nahm Luitgarde, Gräfin von Hallau, nach dem Tode ihres Gemahls Adelbert, Grafen von Württemberg, bei den Frauen zu Berau den Schleier und bereicherte das Kloster durch große Schenkungen. Sie war die Mutter Bertholds, welcher zu St. Blasien die Würde eines Abtes bekleidete. Leutgarde starb 1347 im 57. Jahre ihres Lebens.

Kürzel, Amtsbez. Bonndorf S. 128.

Die Legende von St. Luitgard in Mone, Quellensammlung für badische Landesgeschichte III 438.



Das weiße Fräulein bei Tiefenhäusern.

Das weiße Fräulein bei Tiefenhäusern geht der Straße entlang, und nur die sehen sie, welche Fronfastenkinder sind. Sie verschwindet im Mösle.

Birlinger, Aus Schwaben S. 210.



Waldshuter Männle.



Waldshut.

Das Wahrzeichen von Waldshut zeigt einen Bauer mit langen Haaren, einem Hute und einem vollen Geldbeutel. Hiermit bringt die Ueberlieferung die Entstehung des Namens der Stadt in Verbindung. Albrecht IV., Landgraf im Elsaß, hatte mit der Gründung der Stadt begonnen und seine beiden Söhne dieselbe zwischen 1242 und 1249 vollendet. Es wird erzählt, die letzteren hätten in Verlegenheit, wie sie ihre Gründung benamsen sollten, einen Preis für die beste Bezeichnung ausgesetzt; den habe ein Bauer dadurch errungen, daß er das hiefür bereit gelegte Geld in seinen Hut genommen und dabei gesagt habe: „Ich streich das Geld in meinen Hut — die Stadt soll heißen Waldshut.“

Das sogen. „Waldshuter Männle“ trägt einen Regenschirm, es stellt einen Bauer dar, der in die Stadt geht. So ist die Uebung noch heutzutage. Der Hauensteiner, Hotze, ist so unzertrennlich von seinem Regenschirm, daß dieser noch heute Hotzenflinte genannt wird. Sieht man nun im Männle einen Hauensteiner, so würde der lange Haarschmuck vielleicht bedeuten, daß er schon als freier Mann in die Stadt kommt. Es könnte das lange Haar aber auch andeuten, daß die Leibeigenen, denen nur die kurze Haartracht gestattet war, frei wurden. Der Geldbeutel würde sich alsdann auf den Einkauf in das Bürgerrecht beziehen, und der Hut würde besagen, daß der Bauer in

der Stadt ein Herr wird, denn Hüte trugen damals nur die Herren, die Bauern begnügten sich mit einer Kappe.

Ueber die Ableitung des Namens Waldshut von walah, der Fremdling, Welsche, vgl. Fecht, Amtsbez. Waldshut u. s. w. S. 264.

Birkenmayer, Waldshut 1889. S. 8.



Der Stadt Waldshut Rettung.

Im Jahre 1468 wurde Waldshut, das auf Seiten des Erzherzogs Sigismund stand, von den Eidgenossen schwer bedrängt. Fünf Wochen, vom Maria=Magdalenen=Tag bis zum St. Ludwigstag, d. i. vom 22. Juli bis 25. August, lagen die Feinde vor der Stadt, in der wegen Mangel an Lebensmitteln bald Hungersnot und Krankheiten sich einstellten. Während in der Stadt das Elend groß war, schwelgte draußen der Feind in Saus und Brauß und bahnte sich mit seinem Wurfgeschütz, durch Niederschmettern des unteren Thores, einen gewaltsamen Weg in die wegen Mangels an Kriegsmitteln fast wehrlose Stadt. Die Bürger waren von dem Wichtigsten entblößt; nur noch ein einziger Hammel und sonst kein zur Nahrung geeignetes Tier soll in der Stadt vorhanden gewesen sein. In Angst und Sorgen wartete man darum auf den nahen Sturm. Aber wo die Not am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten. Ohne auch nur eine letzte Anstrengung zu versuchen, zieht der Feind ab, und schon zwei Tage darauf wurde in Waldshut selbst der Friede abgeschlossen, der für die Stadt keinerlei Nachteile brachte. — Zur dankbaren Erinnerung an diese glückliche Rettung aus schwerer Not veranstaltete die Stadt eine ewige Jahrzeit zur frommen Fürbitte für die tapferen gefallenen Verteidiger, der Erinnerung an den Opfersinn der Bürger.

An diese kirchliche Feier, die Stadtkirchweihe, die nach Albbote, Beilage zum Verkündigungsblatt Nr. 67, 1852, allmählich eingegangen war, aber um's Jahr 1852 wieder frisch

gefeiert wurde, schloß sich eine weltliche an. In fröhlichem Festzug, in dem besonders der Schützenverein und der Junggesellenbund*) hervortraten, zieht man vor die Stadt hinaus auf den Festplatz. Dabei wird unter den Klängen des Kilbimarsches, der auch noch aus den Zeiten der Bedrängnis stammen soll, ein bekränzter Hammel im Zuge geführt, der sodann ausgespielt oder vielmehr ausgetanzt wird.

Birkenmayer, Waldshut S. 29.

Die Mädchen bei Eschbach haben bei Prozessionen den Vortritt vor denen von Waldshut, weil Eschbach zur Zeit des Pfarrers Hubmayer nicht von der kathol. Kirche abgefallen ist.

Fecht, die Amtsbez. Waldshut, Säckingen u. s. w. S. 47.

*) Nach der Ueberlieferung soll der letztere zur Zeit der Belagerung oder doch kurz nachher gegründet worden sein.



Mildthätiges Männlein.

Auf einem gewissen Berge der oberen Rheingegend weidete ein Schäfer seine Herde, und eben wollte er sein kärgliches Mittagsmahl verzehren, als er ein altes Männlein am Stabe auf sich zukommen sah. Dasselbe grüßte ihn und nahm seine Einladung mit zu essen an. Während sie beisammen saßen, erkundigte sich das Männlein nach des Schäfers Verhältnissen, und als es gehört, daß er viele Kinder und kein Vermögen habe, hieß es ihn ihm zu folgen. Sie gingen nun auf dem Berge fort und gelangten zu einer großen, glatten Felswand, in welcher eine steinerne Thür und über derselben ein rundes Loch war. Aus diesem holte das Männlein einen Schlüssel hervor, schloß damit die Thür auf und trat mit seinem Begleiter in eine Felsenkammer, worin zwei Kisten und auf einem runden Steintische eine Flasche standen. Auf Geheiß des Führers schlug der Schäfer den Kistendeckel in die Höhe und fand die eine Kiste voll Silber-, die andere mit Goldmünzen

gefüllt. „Nimm dir nur," sprach das Männlein, von dem Gelde, soviel du willst; die Flasche aber mußt du stehen lassen, denn sie enthält die Goldtinktur. Ohne zu säumen, pfropfte der Schäfer alle seine Taschen mit Goldstücken voll und folgte dann dem Männlein wieder aus der Kammer, welches deren Thüre zuschloß, den Schlüssel in das Loch legte und nach wenigen Schritten verschwand. In großer Freude brachte der Schäfer das Geld nach Hause, sparte es aber nicht, weil er dachte, sich leicht wieder anderes zu verschaffen. Als er nun keines mehr hatte, trat er getrost den Weg nach dem Felsen an, dessen Aussehen und Lage im Angesicht dreier Kirchtürme er sich wohl gemerkt hatte. Aber trotz allen Suchens auf dem Berge konnte er weder den Felsen, noch die Stelle, von wo drei Kirchtürme zu sehen, wieder finden.

B. Baader Volkssagen 1859 Nr. 8.



Die drei Wasserstelzen.

Inmitten des Rheinstromes lag auf einem Inselfelsen die zerfallene Burg Schwarzwasserstelz, vom Volke kurzweg das schwarze Schloß geheißen, weil in alter Zeit die Burg auf die schwarze Felsenstelze war erbaut worden. Jetzt ist das Gebäude, das zuletzt als Mühle benützt wurde, abgetragen. —

Auf dem festen Wasserschloß saß vor vielen hundert Jahren ein mächtiger Freiherr mit seinen drei Söhnen Jakob, Kurt und Marquard. Sie waren alle drei wackere Kämpen, und der alte Ritter ging oft mit sich zu Rate, welchen von den dreien er als den Würdigsten zum Nachfolger erwählen sollte. Endlich, da er gar nicht bei sich einig werden konnte, ging der Ritter zu einer alten Frau, die nicht weit von der Burg im Hohenthengener Wald hauste und im Rufe großer Weisheit stand, und fragte um Rat. „Demjenigen, dessen Name

dir auf dem Heimwege von einem Tier zugerufen wird, dem gieb dein Hab und Gut, er ist der Brävste," so lautete des Weibes Bescheid. Der alte Herr ritt davon und sann über die seltsame Rede des Weibes nach. Wie er aber nach einer Weile aus dem Walde an den Rhein geritten kam, flog ihm ein Rabe entgegen, der mit heißerer Stimme schrie: „Jak, Jak, Jakob". „Nun, da haben wir's", rief der Ritter erstaunt bei des Vogels Geschrei, „Jakob, mein Jüngster, soll der Erbe meiner Güter werden, die Alte weiß doch Bescheid."

Nachdenkend davon reitend kam der Ritter an einen Sumpf; mitten in den Binsen saß ein riesiger, grüner Frosch, der quiekte und quakte dem Ritter aus Leibeskräften entgegen: „Marg, Marg, Marquard". „Also auch der Zweitjüngste soll an der Herrschaft teilnehmen", sagte aufhorchend der alte Ritter. Und es betrübte ihn sehr, daß der Erstgeborene allein leer ausgehen sollte. Von der Tiere Weisheit nicht sonderlich erbaut, ritt er davon, und bald sah er von weitem die Umrisse seiner Burg. Unweit der Teufelsbrücke aber hörte er plötzlich vom Hügel jenseits der Schlucht herab das Geschrei einer wilden Taube: „Gur, Gur, Kurt". Der Ritter wußte nicht, was er denken sollte, jetzt war er gerade so weit wie am Morgen. Da kam ihm endlich ein guter Gedanke. „Sind alle gleich brav, so sollen sie auch gleich viel haben". Also teilte er seine Güter und baute für Jakob das Schloß Rotwasserstelz oder Rötteln gegenüber dem Städtlein Kaiserstuhl am Rhein. Für Kurt errichtete er eine Burg auf dem Hügel, darauf die Taube geschrieen und nannte sie Weißwasserstelz. Marquard aber erhielt das alte Stammschloß am Rhein, weil sein Name von einem Wassertier war gerufen worden. Von Schwarzwasserstelz berichtet die Sage, daß einst dort hausende Ritter den Verkehr auf dem dortigen Stromgebiet unsicher machten, indem sie die Leute durch Pfeilschüsse zwangen, zu landen und Durchgangszoll zu zahlen. —

Aurelia's Sagenkreis, 2. Aufl. Baden-Baden S. 191 und Randenschau I. Das Schloß Schwarzwasserstelz.



Hauenstein.

„Wer hat Recht uns zu befehlen? —
Frei im Tannwald haust der Bauer
Ueber ihm steht nur die Sonne!"
v. Scheffel.

Eingezwängt zwischen Wasser und Stein liegt Hauenstein unweit vom Einflusse der Alb in den Rhein. Hier soll der sagenhafte Freiheitsbrief vom Grafen Hans von Habsburg-Laufenburg ausgestellt worden sein, auf Grund dessen der Salpetersieder Friedolin Albiez seine Landsleute zum verderblichen Aufruhr entflammte. —

Vor langen Jahren wohnte auf der Burg zu Hauenstein eine Burgfrau, die es gar gut verstand, ihrem Ehegemahl den Aufenthalt zu Hause durch ihr schwarzgallig, giftig Wesen gründlich zu verleiden; oft ritt er voll Unmut fort und suchte seinen Aerger und Gram zu vergessen auf der Jagd.

Das war es, was die schlimme Hauensteinerin beabsichtigt hatte, nun hatte sie sich des verhaßten Mannes wieder auf ein paar Stunden entledigt und hoffte ungestört mit dem Edelknecht buhlen zu können. So trieb sie es lange Zeit, bis die Stunde der Vergeltung kam. —

Um jene Zeit machte ein riesig Schlangenpaar die Gegend unsicher, so daß ein hoher Preis ausgeschrieben war dem, der das Gewürm aus der Welt schaffe. Diesen Preis sich zu verdienen, um ihn seiner kranken Mutter zukommen lassen zu können, sammelte der Sohn einer armer Wittwe einen mächtigen Reisighaufen um den Aufenthaltsort der Schlangen und zündete ihn an.

Zischend wälzten sich die Schlangen in der Glut, aber zischend züngelten auch die Flammen zum Dache des Schlosses empor und ohne daß die beiden Buhlenden es merkten, stand die Feste in Flammen. Ringsum loderte das Feuer und in dieser glühenden, unentrinnbaren Umarmung mußte das Paar seine Schuld schrecklich büßen. — Der Hauensteiner aber, als

er bei seiner Rückkehr das schreckliche Strafgericht erfuhr und seine Burg in Trümmern sah, ritt bald hinaus in die Welt, um sein Unglück zu vergessen, und nie hörte einer aus seinem Munde je eine Nachrede gegen seine ungetreue Gemahlin. —

(Nach einem Gedichte von Wagner v. Laufenburg.)



Sogenanntes „Salpetererhaus". (Wohnung des letzten Salpeterers.)

Johann Fridolin Albiez von Birndorf, Einungsmeister der Hauensteiner, die nach ihm, dem Salpetergräber, sich Salpeterer nannten, warf sich zum rastlosen Verfechter ihrer Sache auf. Nächtliche Versammlungen wurden abgehalten, seine Reise nach Wien zum Kaiser blieb erfolglos; er selbst wurde in Freiburg als Friedensstörer in Haft gesetzt, wo er starb. Auch nach Ablösung aller Gefälle und der Leibeigenschaft, die nach Zahlung von 58000 Gulden an das Stift zu Stande kam (1738), beruhigte sich das schwierige Völkchen noch nicht. Politische und religiöse Momente führten vielmehr auch in unserm Jahrhundert noch zu einer langwierigen Meuterei.

Vergl. über die ganze Bewegung Hansjakob, Die Salpeterer.

Der Lehlifotzel.

Auf dem Hotzenwalde ging einmal im Sommer eine Frau in den Wald und suchte Beeren. Sie war gerade auf

einem alten, verwachsenen Waldwege, der schon lange nicht mehr benützt wurde. Wie sie nun so eifrig Beeren pflückte, hörte sie plötzlich in ihrer Nähe unter Peitschenknallen und Hü und Hott ein Fuhrwerk fahren. Das Geräusch kam immer näher, doch die Frau sah nichts. Aber plötzlich wurde sie mit Gewalt ein ganzes Stück in den Wald hineingeschleudert. Und das war der sogenannte Lehlifotzel.

Der war vor langer, langer Zeit ein betrügerischer Holzhändler auf dem Hotzenwald gewesen, der sein Holz nach Basel führte. Wenn er nun durch den Wald und an einer Holzbeuge vorbeifuhr, so stieß er mit dem Wagen an die Beuge an, daß sie übereinanderstürzte. Dann nahm er von dem Holze und lud es auf seinen Wagen. So stahl er mit der Zeit eine Masse Holz. Dafür mußte er nach seinem Tode auf der Strecke vom Hotzenwalde bis nach Basel umgehen. Er fährt mit einem zweirädrigen Wagen die gleichen Wege, die er einst bei Lebzeiten gefahren. Manche Leute hören ihn blos, andere sehen ihn auch. Er hat verschiedene Namen. Auf dem Hotzenwalde heißt er Lehlifotzel, weiter unten Pfaffestegjockeli. (Schwarzwald-Kalender 1896 S. 72. Jeremias Krittler.)



Tänze auf Kreuzwegen.

Wenn vor Zeiten auf dem Hotzenwald tugendhafte Mädchen zwischen dem Tage des Verlöbnisses und jenem der Trauung als Bräute starben, so mußten sie so lange ruhelos umherirren und auf Kreuzwegen ihre Tänze halten, bis ihr Bräutigam, der nicht mehr heiraten durfte, ebenfalls gestorben war. Auf diese Art wurden auch früh im Leben Getrennte dennoch im Tode wieder vereint. —

Wenn aber ein Mädchen starb, welches ihrem Verlobten untreu geworden war, so mußte ihr Geist an einem Kreuzwege so lange sich aufhalten, bis zur Mitternachtstunde ein Mann vorüberging, der, die Liebe seines treuen Weibes verschmähend,

auf sündhaften Wegen wandelte und demselben Leid und Schmach zufügte. Das gespenstische Mädchen tanzte dann mit dem Unglücklichen so lange, bis er tot dahinsank, woselbst er ruhelos bis zum Tode seines Weibes sich herumtreiben mußte.

J. A. Rueb.



Die dankbare Schlange.

Zu einem Viehhirten in Immeneich bei St. Blasien kam jeden Morgen und Abend zur Melkzeit eine große Schlange in den Stall, welche auf dem Kopf eine goldene Krone trug. Das Mädchen gab ihr allemal warme Kuhmilch zu saufen. Als dasselbe, wegen eines Verdrusses, plötzlich um den Dienste gekommen war, und die neue Viehmagd das erste Mal melken wollte, fand sie auf dem Melkstuhl die goldene Krone liegen, worin die Worte eingegraben standen: „Aus Dankbarkeit.“ Sie brachte die Krone ihrer Herrschaft, welche dieselbe dem aus dem Dienste getretenen Mädchen gab, für das sie auch bestimmt war. Seit dessen Verabschiedung ist die Schlange nicht wieder gesehen worden. (Siehe Mone's Anzeiger 2c. J. 1839.)

Auch anderwärts trifft man Sagen von dem merkwürdigen Auftreten von Schlangen mit Kronen auf dem Kopf. Bei Erzählungen von geheimnisvollen Schätzen spielen sie oft eine Rolle.



Spuck bei Ruchenschwand.

Franz Oberst zu Ruchenschwand erzählte: Wenn ich beim Heimgehen von Oberalpfen nach dem Abendläuten auf den Steg kam, fiel ich jedesmal hinunter in den Graben und hörte dabei einen Unsichtbaren meinen Namen rufen. Dann sah ich eines Sonntags, wo ich später als sonst zurückging, im Wald einen Schimmel allein umherlaufen. Nachdem ich

ihm lange nachgejagt, fing ich ihn und ritt auf unsern Ort zu, wohin er mir zu gehören schien. Aber in der Nähe des Grabens warf mich das Pferd plötzlich ab, verwandelte sich in ein schwarzes, zottiges Tier und sprang in eine benachbarte Grube. Nun wußte ich, wer am Stege so oft mich gefoppt, und hütete mich fortan, nach der Abendglocke diesen Weg zu machen.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 6.



St. Blasien.

Weit von den Centren der Kultur, in fast unzugänglicher Einöde düsterer Schwarzwaldberge sollen nach St. Blasianer Ueberlieferung schon seit dem 7. Jahrh. fromme Einsiedler ihren Aufenthalt gewählt haben -- ein Ursprung, den St. Blasien mit so manchem alten Kloster noch gemein hat. Das Christentum hatte jedenfalls schon frühzeitig in nicht zu weiter Ferne blühende Pflanzstätten gefunden, und wie anderwärts die Christenverfolgungen die Bekenner des neuen Glaubens zur Flucht an entlegene Orte genötigt, so mochten auch für den Oberrhein die unruhigen Zeiten der karolingischen Epoche das Einsiedlerleben als sicherere Existenzweise erscheinen lassen. Geschichtlichen Boden haben wir indes erst von der Mitte des 9. Jahrh. an unter uns: ohne feste Regel führten fromme Männer damals unter einem Oberhaupt in der „Albzelle" ein zurückgezogenes Leben. Die Regel des hl. Benedikt und damit klösterlichen Charakter scheint die Siedelung erst 858 angenommen zu haben, da der Grundherr Sigimer sie dem Kloster Rheinau unterstellte. Von nun an hieß sie Cella S. Blasii, kurz St. Blasien, da in jenen Tagen von Rheinau aus Reliquien des hl. Blasius an die Alb kamen. 925 schon fielen die neu errichteten Gebäulichkeiten den Ungarn zum Opfer. Die verödete Stätte wurde um die Mitte desselben Jahrh. wieder aufgesucht von einem vornehmen Laien, Reginbert von Seldenbüren, dessen Verdiensten die Neugründung

und reiche Dotierung von seiten Kaiser Otto's I. (963) zu verdanken ist. Zu einer Loslösung von Rheinau, von der gefälschte St. Blasianer Urkunden reden, dürfte es vor dem 11. Jahrh. nicht gekommen sein. Wohl fand aber der frische Wind, der von Clugny ausging, auch Zutritt in das entlegene Schwarzwaldthal. Die Regierungszeit der Äbte Giefelbrecht (1068—1086), Uto (1086—1108) und Rusten (1108 bis 1125) bezeichnen Höhenpunkte in der Entwickelung von St. Blasien. Die weltbewegenden Kämpfe zwischen Kaiser und Papst brachten dem Kloster zahlreiche hervorragende Familien, die Schutz vor Heinrichs Willkür suchten, und damit eine bedeutende Vermehrung des materiellen Besitzstandes, wie eine Erhöhung seines Ansehens. Neue Klosterbauten entstanden in diesen Jahren, während eine geordnete Bebauung und Verwaltung trotzdem noch den Wohlstand hoben. Die Klosterschule, der u. a. ein Berthold als philos.-theol. Schriftsteller, mehr noch als Annalist in unseren Tagen noch mit Ruhm genannt, vorstand, zog durch Wissenschaft wie schriftstellerische Leistungen glänzende Männer heran. Herrliche Erzeugnisse des kirchl. Kunsthandwerkes zeigen noch heute an der Zufluchtsstätte der St. Blasianer, zu St. Paul im Lavantthal, wie man auch auf diesem Gebiete hinter der Zeit nicht zurückblieb.

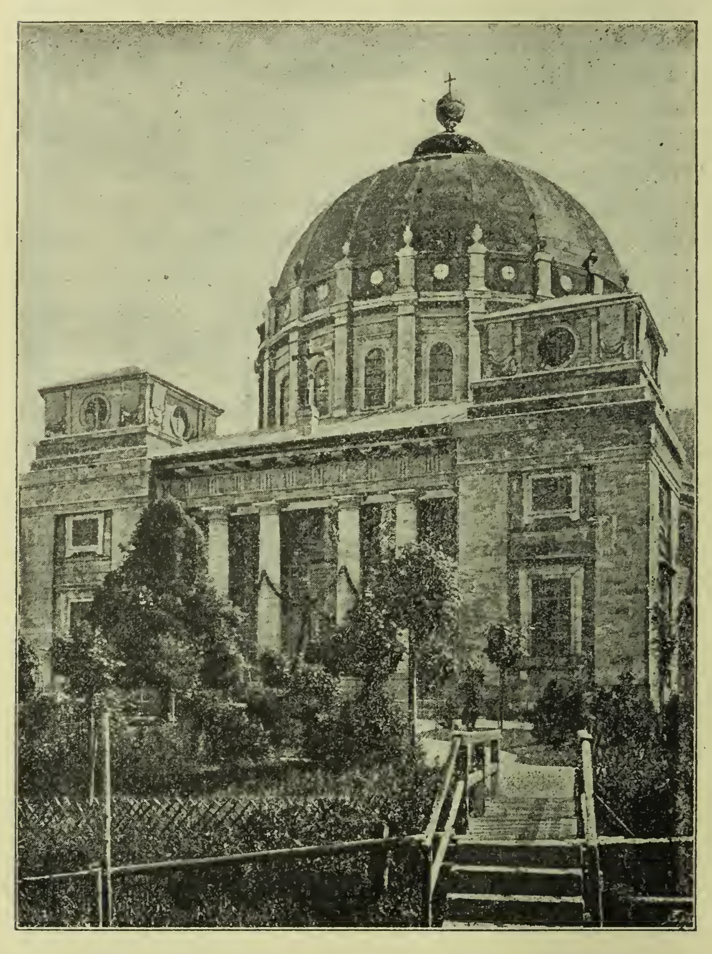
Das 14. Jahrh. brachte vorwiegend Unglück. Ein Großfeuer legte 1322 nahezu den ganzen Gebäudekomplex mitsamt der kostbaren Bibliothek in Asche, und in der 2. Hälfte dieses Jahrhunderts begannen die langen Streitigkeiten mit dem Hauensteiner Volk, die St. Blasien nötigten, sich unter österreichischen Schutz zu stellen (1370). Nahezu ein halbes Jahrhundert dauerte das gespannte, gegen weltliche, wie geistliche Obrigkeit gerichtete Verhältnis, in dem sich das schwierige Völkchen der „Hotzen" nicht allein durch Gründe wirtschaftlicher Natur, durch Willkür der Klostervögte, sondern gar oft durch psychologische und religiöse Motive bestimmen ließ. Vermochte sich das Kloster vorerst seiner Gegner zu erwehren, so schufen im 15. Jahrh. die Schweizerkriege manche empfindliche materielle Schäden, weit schlimmere moralische aber der

Geist der Uneinigkeit und Verweltlichung, der sich einige Zeit hindurch im Convent festgesetzt hatte.

Der Anschluß an Oesterreich hatte die Wälder noch vollends dem Stifte entfremdet und die lang genährte Gährung brach 1525 in dem bekannten Aufruhr der Bauern durch. 600—800 Hauensteiner zogen damals mit Fürstenbergischen und Stühlinger Haufen vor's Kloster, raubten, zerstörten und verübten sakrilegische Greuelthaten: die Gräber der Toten, das Heiligtum der Kirche wurden nicht geschont und aus den Pfeifen der herrlichen Orgel goß man Kugeln. Der von diesem Treiben abgemahnt hatte, den Anführer Kunz Uehlin von Niedermühle knüpften die Oesterreicher an einer Eiche auf. Wenige Tage später stand das ganze Kloster in Flammen: der Anführer der Hauensteiner war gerächt (1526). Dauernde Ruhe konnte auch das 17. Jahrhundert nicht bringen; die Kriegsläufte jener Zeiten fanden ihren verheerenden Weg auch in das stille Schwarzwaldthal. Zweimal, 1638 und 1672, mußte der Convent sich flüchten, und kaum war wieder Ruhe im Land, da brach, 200 Jahre nach dem Bauernkrieg, der alte Hader mit den Hauensteinern wieder aus. Nach ihrem Redemann Johann Fridolin Albiez, einem Salpetergräber, hießen sie jetzt „Salpeterer". Auf Grund angeblich alt verbriefter Rechte verlangten sie volle Selbständigkeit. Von 1725—1735 sah sich Oesterreich wiederholt zu den schärfsten Maßregeln gegen die Aufrührer genötigt und auch das Ende der Klosterherrlichkeit hatte den glimmenden Funken nicht zu erlöschen vermocht. —

Wie ein wunderbarer Sommerabend, nach dem wir heute mit Wehmut zurückblicken, gestaltete sich das letzte halbe Jahrhundert des Bestehens der Abtei. 1746 hatte Kaiser Franz I. den Abt in den Reichsfürstenstand erhoben. Weit sichereren Ruhm aber erntete das Kloster durch eine großartige Pflege der Wissenschaft. Nur in St. Maur bei Paris treffen wir in diesen Zeiten noch eine bedeutendere Schaar edler, vielseitig und für Jahrhunderte wirkender Geistesmänner. Damals wurden aus den Albzellen bändereiche Werke in die Welt ge-

schickt, zu denen auch heute noch der Historiker greifen muß; die Lösung der Aufgaben wurde frischen Mutes begonnen, die nach der jähen Unterbrechung von 1807 auch in unseren Tagen nicht gelöst sind. Ein Herrgott, ein Heer, ein Wülberz,



St. Blasien. Luib, Straßburg.

ein Neugart, ein Ussermann und Eichhorn — ich nenne nur die bedeutendsten Namen — schaarten sich damals um ihren Größten, den Abt Martin Gerbert II. (1764 bis

1792), gleich hervorragend und verdienstvoll als Gelehrter wie als Regent. Selbst das Unglück half ihm noch, seiner Abtei einen bisher nie gekannten Glanz zu verleihen; nach der Feuersbrunst von 1768, der die Gebäulichkeiten wie unersetzliche Literaturschätze zum Opfer gefallen waren, ließ der ungebeugte Mann einen Neubau erstehen mit einer italienischen Kuppelkirche, deren großartige, der ganzen Umgebung so fremde Anlage, deren kühne Dimensionen und sachkundige Ausführung und Ausstattung das Staunen aller Besucher und das vorteilhafte Urteil der Kunstkenner sich verdient haben. 1874 durch Feuer zerstört, ist sie seither nach altem Plan wieder größtenteils hergestellt. Martin Gerbert legte sich in's Grab (1793), als die wilden Gräuel über den Rhein und der frivole Geist in Gesellschaft und Literatur ihm Unheil für die Zukunft ankündigten. Schon 14 Jahre später war das Ende seines Stiftes gekommen. Das Kloster mit einem Gebiet von über 11 Quadratmeilen und 28 000 Einwohnern (zu 15 Millionen Gulden berechnet), wurde säkularisiert. Seit 1853 ist die Baumwollspinnerei von Krafft im größten Teil der Klosterräumlichkeiten untergebracht. Der südl. Schwarzwald verdankt St. Blasien fast seine ganze Kultur, die Wissenschaft rege Pflege und Förderung und manche Literaturperle. In der Geschichte des Klosters sieht der Historiker oft Unkraut im Waizen, aber nie Perioden, die seine Sympathie dauernd erkalten lassen.

J. H.



St. Blasiens Reichtum.

Zu einem Manne, welcher im Kloster St. Blasien Stroh schnitt, kam eines Abends der Fürstabt mit den zwei Vornehmsten seiner Mönche. Beim Anblick des vielen geschnittenen Strohs sprach der Abt: „So viel Stroh dies auch ist, so besitzen wir doch noch mehr Gold und Silber.“ Der Mann

erlaubte sich, dies zu bezweifeln, worauf die drei sagten, sie wollten ihm die Schätze zeigen, seine Augen verbanden und ihn, wie er merkte, durch einen unterirdischen Gang führten, über den ein rauschendes Wasser dahinschoß. Als ihm die Binde abgenommen wurde, sah er sich in einem Gewölbe, welches unter dem dreifachen Verschlusse seiner Begleiter stand, und worin Gold und Silber, gemünzt und in Stangen, klafterweis aufgehäuft war. Die Geistlichen vergönnten ihm, sich so viel Silber zu nehmen, als er in beide Hände fassen konnte, verbanden ihm dann wieder die Augen und führten ihn zum Klosterhofe zurück.

St. Blasien hatte so viele Besitzungen, daß seine Mönche, wenn sie nach Rom reisten, jede Nacht in ihrem Eigentum einkehren konnten. (Siehe Mone's Anzeiger ꝛc. J. 1839.)



Abt Koloman.

Das war, wie die Sage berichtet, ein herrischer Mann, der unerbittlich Reichtum und Macht des Klosters zu mehren suchte. Selbst dem Aermsten wußte er ein Schärflein zu erpressen, und ohne Gnade ahndete er das kleinste Vergehen mit Geld- oder Leibesstrafen.

Mit den meisten Rittern der Gegend lebte er in Unfrieden; einen besonderen Haß hatte der Abt auf den Ritter von Blumeneck geworfen, weil dieser die Vögte St. Blasiens, die bei Blumenecker Vasallen eine verwirkte Buße hatten eintreiben wollen, mit blutigen Köpfen heimschickte. Koloman, der die Niederlage seiner Leute als persönlichen Schimpf ansah, wartete nur eine günstige Gelegenheit ab, sich zu rächen. Als der Blumenecker nun einmal den Felsklotz nahe der Wutach, auf dem seine Burg stand, verlassen hatte, um zusammen mit dem Grafen von Fürstenberg die aufsässigen Schweizer heimzutreiben, ließ Koloman die Burg erstürmen und rauben, was in der Eile hinwegzuschleppen war. — In dieser Zeit etwa

soll's geschehen sein, daß dem Abt bei seiner gewöhnlichen, nächtlichen Runde eine glänzende, hoheitsvolle Gestalt, von zwei Engeln begleitet, entgegentrat und dem Bestürzten des Klosters baldige Zerstörung prophezeihte, wenn er nicht durch Milde des Volkes Wut zu besänftigen suche. Der stolze Abt war in's Knie gesunken; erst, als der Glanz erlosch, wagte er sich zu erheben. Eine weiche Stimmung hatte ihn ergriffen, die die Mönche am andern Tage in großes Erstaunen setzte. Leider hielt diese nicht sehr lange an.

Damals galt im St. Blasianischen Zwing und Bann das Gesetz des Laß; von jedem eingesessenen, leibeigenen Bauer, der ohne Söhne, und jeder Bäuerin, die ohne Töchter starb, hatte das Kloster das Sonntagsgewand anzusprechen. Wenige Tage nach der wunderbaren Warnung wurde dem Abte gemeldet, daß eine Frau, die eben ihren Mann begraben, sich weigere, dieser Verpflichtung nachzukommen. Mit Gewalt ließ der Abt der Bäuerin das Gewand entreißen und legte dieser selbst strenge Buße auf. So rasch hatte er seine guten Vorsätze vergessen.

In aller Stille waren unterdessen die Leute des Blumeneckers thätig gewesen, den Haß gegen den harten Mann zu schüren. Sie hatten leichte Arbeit, denn es gährte schon lange, und gerne schloß sich das gedrückte Volk dem Blumenecker an, als er kam, für die Verwüstung seiner Burg Rache zu nehmen. Was das Volk Jahrhunderte hindurch von dem Kloster Gutes empfangen hatte, war vergessen.

Bei Nacht rückten die Angreifer vor die Abtei, warfen die Brandfackeln auf Dächer und Scheunen, und als das Feuer wütete, plünderten und zerstörten sie nach Herzenslust. Um ihr Leben zu retten, mußten die Mönche fliehen und Unterkunft in den auswärtigen Zellen der Abtei suchen. Abt Koloman aber, der durch seine Herrsch- und Habsucht das Unglück über das Kloster heraufbeschworen hatte, konnte sich nicht trennen von der Stätte seiner einstigen Herrlichkeit. Tag und Nacht irrte er unstät dort umher und klagte den Himmel an für das herbe Geschick. Immer wieder entwich

er den Mönchen, die ihn mit fort zu ziehen suchten, und immer wieder fand man ihn wimmernd und stöhnend die Stätte seiner früheren Macht umirrend. Als man daran ging, die Trümmer wegzuschaffen, stürzte er sich auf die Arbeitenden, entriß dem nächsten die Hacke und grub und scharrte im Schutt herum, wo er die Schätze des Klosters zu finden hoffte. Bald zeigte sich, der stolze Geist Abt Kolomans hatte sich umnachtet. Scherben und Steine trug der Arme zusammen und vergrub sie. So oft man ihn auch wegbrachte, immer wieder fand er den Weg zurück. Eines Morgens fand ihn ein alter Laienbruder, der beauftragt worden ihn zu überwachen, tot im Klosterhof liegen. Sein Leib wurde begraben.

Bald konnten die Mönche wieder in das neuaufgebaute Kloster einziehen, und alles ging wieder seinen gewohnten Gang.

Abt Kolomans Seele aber konnte keine Ruhe finden. Allnächtlich erschien er dem einen oder dem andern der Mönche und jammerte und stöhnte. Zu Leid that er keinem etwas, aber schon sein Erscheinen wirkte erschreckend. So oft dem Kloster Unheil drohte, kam er es zu verkünden. — Grausige Sagen erzählte sich das Volk. Manche wollten gesehen haben, wie in Sturmnächten der Leibhaftige in Gestalt eines großen, schwarzen Hundes den unglücklichen Abt vom Portale der Kirche hinwegzerrte, in welche die arme Seele zu gelangen trachtete, oder wie ein schwarzer Ziegenbock mit teuflischer Fratze ihn von dem Kruzifix wegscheuchte, an dem er beten wollte. Wo einer der Mönche sich gegen die Klosterregel verging, erschien warnend und drohend Abt Koloman. Einmal war eine sehr ergiebige Ernte eingefahren, die Laienbrüder mußten unter Aufsicht eines Mönches noch spät die Garben abladen, da stand plötzlich der verstorbene Abt vor dem erschreckten Mönch und forderte ihn auf, für sein ewiges Heil zu sorgen. Der Gemahnte war so von Entsetzen gepackt bei dem Anblick des hohläugigen, trostlosen Gespenstes, daß er krank wurde. Als er von der Erscheinung dem Abte gesprochen, ordnete dieser an, daß große Almosen gespendet und viele Messen für den Verstorbenen gelesen würden, so hoffte

man der armen Seele zur ewigen Ruhe zu verhelfen. Da erschien eines Nachts Abt Koloman seinem Nachfolger im Amte und bat ihn, nicht abzulassen mit Gebeten, denn auch das kleinste gute Werk lindere die Pein, die er für seine Sünden erleiden müsse. Von tiefem Mitleid ergriffen, gelobte sich der Abt, nach Kräften zur Erlösung des so schwer Bestraften beizutragen. Des unglücklichen Abtes Seele aber soll der Sage nach noch immer nicht zur Ruhe gekommen sein.

Das Geschlecht des Blumeneckers, der die Habgier Abt Kolomans so schwer an der Abtei gerächt hatte, ging auch nicht straflos aus. Einige Generationen später hatten die Ritter ihr Hab und Gut verpfändet und verpraßt, die ganze Herrschaft fiel St. Blasien anheim.

Steindorf, Tannenrauschen S. 278 ff.

Koloman von Horneck war ein geistreicher und gelehrter Mann, aber wenig demütig und voll Herrschsucht.

St. Nikolai Meßgewand.

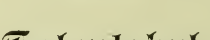
Ein frommer Laienbruder aus St. Blasien mußte zur Zeit des Abtes Rusten aus Gehorsam sich öfters nach Schluchsee begeben und die dortige Kirche besuchen. Als er einst von ungefähr in einer Höhle Menschengebeine gefunden und Ursache hatte zu glauben, es wären Gebeine eines verstorbenen Christen, wollte er im strengsten Winter nach St. Blasien gehen, um dort einen Priester zu holen, der diese Gebeine beerdigen und das hl. Meßopfer verrichten möge. Da begegnete ihm auf dem Wege ein unbekannter Priester, der seinem Verlangen zu willfahren sich angetragen hatte und dazu in die Kirche sich begab. Nach vollendetem hl. Opfer wollte der Bruder seinem Gaste ein Essen bereiten, fand ihn aber nicht mehr in der Kirche, wohl aber neben dem Altare das von demselben gebrauchte Meßgewand. Da glaubten der Laienbruder sowohl als seine Mitbrüder, der bei so hartem Wege und im Winter dahin gekommene unbekannte und verschwundene Priester müsse der Patron der dortigen Kirche, der hl. Bischof Nikolaus ge-

wesen sein. Sie hielten daher sein Meßgewand in Ehren und fanden es wirksam zur Vertreibung des bösen Feindes aus Besessenen. Später, wann weiß man nicht mehr, soll dieses seltene Heiligtum nach Lausheim*) verbracht worden sein, wo der hl. Nikolaus gleichfalls Patron der Kirche ist.

R. Kettenacker, Relation über die Kirchen der Union Bonndorf, (Stiftungsarchiv daselbst) erzählt: Die Form zwar und der Stoff dieses wnnderthätigen Meßgewandes wollen dem alten zur Zeit des Abtes Rusten, (1108—1125) nicht gleich sein, und die ganze Geschichte ist der Kritik sehr unterworfen; doch das ist gewiß, daß durch Anrufung dieses Heiligen und Auflegung gemeldeten Meßgewandes wahnsüchtige, der Vernunft und Sinne ganz beraubte, tobende und rasende Leute gar oft schon den Gebrauch ihrer vorigen Vernunft oder doch Linderung ihres Uebels wundersam erhalten haben. — Im dreißigjahrigen Kriege soll das Heiligtum von Lausheim nach Wislekofen in der Schweiz übertragen worden sein, wie denn in einem dortigen Taufbuche mehrere Namen derjenigen aufgezeichnet zu finden sind, welchen von 1642 bis 1678 dieses Meßgewand aufgelegt worden ist."

Kürzel, Amtsbez- Bonndorf S. 198.

*) Der Name Lausheim ist vielleicht eine Verkürzung für Nikolausheim. — Schon im Jahre 1590 war daselbst zur Unterkunft der Siechen, welche ihre Zuflucht zum hl. Nikolaus nahmen, nächst dem Pfarrhause ein eigenes Krankenhaus von der Herrschaft erstellt worden.



Totenfahrt.

Eines Tages hörten viele Leute, welche auf dem Iffezheimer Felde arbeiteten, in der Luft rauschen und rufen: „Ab Weg, ab Steg, der Abt von St. Blasien kommt!" Als sie aufblickten, gewahrten sie nichts, erfuhren aber später, daß gerade zu jener Zeit der Abt von St. Blasien gestorben sei.

B. Baader. Volkssagen 1851 Nr. 196.



Die rächende Hand.

Der Anführer der empörten Hauensteiner Bauern, welche unter andern auch die Abtei St. Blasien ausplünderten, war

Kunz von Niedermühle. Nachdem ein österreichisches Heer dem Aufruhr ein Ende gemacht und Waldshut eingenommen hatte, ward auch er nebst mehreren der Haupträdelsführer gefangen und hingerichtet. Aber Unwillen und Haß gährten nichts destoweniger im stillen fort. So fand man eines Morgens Kunzens rechte Hand an das Thor des Klosters St. Blasien genagelt, mit der Ueberschrift: „Diese Hand wird rächen!" — Wirklich ging auch drei Tage darnach das ganze Klostergebäude in Rauch und Flammen auf.

(Aus Joseph Baders Aufsatz: „Das Albgau" im Freib- Wochenbl. 1829. S. 247) und Freib. Diöz.-Arch. VIII, 140. 141.



Das beschirmte Cruzifix.

Ueber dem Haupteingang der St. Blasierkirche steht ein ehernes Kreuz mit vergoldetem Heiland. Als die weltliche Regierung in den Besitz des Klosters kam, wollte sie das Kreuz herunter nehmen lassen, allein es war nicht von der Stelle zu bringen, und der Arbeiter, der zum Kreuze hinaufgestiegen war, fiel herab und brach das Bein. Darauf ist man von der Wegnahme des Cruzifixes abgestanden.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 5.

Ueber dieses Kreuz und die Sage handelt ausführlich Oberamtmann Weiß, Spazierwege in der Umgebung v. St. Blasien 1876. S. 24 ff.



Den Wind füttern.

In Höhenschwand bei St. Blasien war es uralte Sitte, daß gewisse alte Leute, so der Wind fürchterlich ging, Salz und Mehl in die Luft streuten, oder sie warfen drei Almosen in die Winde.

Birlinger, Aus Schwaben I. S. 100.

Beim Drachenhäuslein in Höhenschwand soll das Heidenschloß gestanden haben, allwo einst Heiden hausten.

Birlinger, Aus Schwaben I. S. 100.

Ritter ohne Kopf.

Am Eingang des Muckenlocher Waldes führt der Weg über eine Brücke. Hat man sie überschritten, so sieht man zuweilen einen Mann, welcher seinen Kopf wie einen Hut unter dem Arm trägt, auf einem Schimmel heransprengen. Er verfolgt die Leute und führt sie irre, kann aber nicht über den Graben, der in der Nähe ist, hinaus, daher man jenseits desselben vor ihm in Sicherheit ist. Auch aus dem Walde heraus vermag er nur eine kurze Strecke zu reiten und verschwindet an dem nächsten großen Markstein.

Bei seinen Lebzeiten war er ein Feldmesser und hat in dieser Gegend solche Betrügereien verübt, daß er nun zur Strafe daselbst umgehen muß.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgeteilt von Bernhard Baader in Mone's Anzeiger 2c. Jahrg. 1838.)



Die Galgenmatte.

Katharina N. war von der verheirateten Luzia N. von Blasiwald an Kindesstatt angenommen und bei der Heirat ausgesteuert worden. Aber bald wurde Luzia von den jungen Eheleuten roh behandelt. Aus Zorn hierüber zog sie in's Dreherhäusle, unweit Höchenschwand, von da ging sie an einem Samstag Abend mit einem Ballen brennenden Zunders von Hause weg hinüber in's Albthal zum Hause ihres undankbaren Kindes. Bei der Einfahrt in die Tenne warf sie mehrmals den Zunder auf das Dach, ohne daß er jedoch im Stroh hängen blieb. Schließlich warf sie ihn wieder hinauf mit den Worten: „So brenne in's drei Teufels Namen!" Da hielt der Zunder fest. Erschreckt flieht die Brandstifterin und sieht vom Ruhstein das brennende Haus. Unterdessen hatten die Einwohner sich gerettet, nur ein Kind war noch im Hause zurück; sein Vater will es holen, kommt aber mit

dem Kind in den Flammen um. Als des andern Tages Luzia in Höchenschwand die Predigt hört, wird sie von Gewissensbissen ergriffen und zeigt ihre Schuld beim Gerichte an. Wegen Hexerei und Mordbrennerei wurde sie alsdann mit dem Schwerte hingerichtet.

Oberamtmann Weiß. Spazierwege in der Umgebung von St. Blasien 1876. S. 49.



Schluchsee.

Auf den Wolfsgrund, einen Höhenrücken am Schluchsee, soll einst beabsichtigt worden sein, die Kirche von Schluchsee*) hinzubauen; noch werden die Spuren gezeigt, wo von den Fundamentmauern Ueberreste zu finden sind. Schon waren die Fundamente gegraben und ausgemauert, die Umfassungsmauern sollten in Angriff genommen werden, da begab es sich, daß die Bausteine, welche tagsüber auf die Baustelle geschafft worden waren, über Nacht von den Engeln hinweggehoben und auf den Hügel getragen wurden, auf dem jetzt die Kirche erbaut ist. Durch diesen Wink belehrt, ließen die Baumeister sich bewegen, und die neue Kirche wurde dahin gebaut, wohin die Engel die Bausteine abgesetzt hatten. Das geschehene Wunder aber wurde im ganzen Land herum erzählt, fand Glauben und so erhielt sich die Sage bis auf den heutigen Tag. — Wie von vielen anderen Seen unserer Heimat, geht auch hier die Sage vom Wassernixen, die sich beim Tanze mit Burschen der Gegend verspäteten und dafür ihr junges Leben lassen mußten.

Aus dem Erinnerungsbüchlein des Hotel Sternen in Schluchsee, S. 12, mitgeteilt von J. Sauer.

*) Erstmals erwähnt wird die Kirche von Schluchsee 1095. Der Turm des jetzigen Gotteshauses dürfte noch romanische Bestandteile haben, das übrige ist gotisch, aber stark verzopft.



Die Holzbeuge in Bernau.

Auf einem Speicher zu Bernau war seit langem eine Holzbeuge, welche die Hauseigentümer dort schon vorgefunden hatten. Ohne jemandes Zuthun stand dieselbe bald auf diesem, bald auf jenem Platze des Speichers. Endlich wollte man sie zur Feuerung benutzen, aber beim Verbrennen der ersten Stücke brannte das ganze Haus ab. Als dieses wieder aufgebaut war, hatte auf dem Speicher sich auch wieder die Holzbeuge eingefunden, welche forthin niemand mehr anzufechten wagte.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 51.

Ludi, der Hausgeist.

In einem alten Schwarzwälder Hause hauste dereinst auf der Heubühne ein Geist, der hieß Ludi und war den Hausbewohnern gerne behilflich. Wollte der Knecht Heu unten haben zum Füttern, so brauchte er nur auf den Heustock hinauf zu rufen: „Ludi, mach Heu abe, nit z'viel un nit z'wenig, daß es grad g'längt. Und sogleich kam das Heu vom Heustock herabgeflogen und gerade so viel als nötig war. Da hatte es der Knecht wohl gut, und das Vieh gedieh herrlich dabei. Nun aber kam ein neuer Knecht in's Haus. Der hörte mit Vergnügen von dem Ludi und wollte ihn brav ausnützen. Aber er rief ihm blos zu: „Ludi, mach' Heu abe", und vergaß das Übrige, und wie er wieder in die Scheune kam, da hatte Ludi den ganzen Heustock heruntergeworfen. Da wurde das Knechtlein giftig und fing an, auf Ludi weidlich zu schimpfen. Aber da bekam er mächtig Prügel von unsichtbarer Hand, daß er laut schrie und zu Scheune und Stall hinauslief. Und so lange der Knecht noch im Hause war, hat der Ludi keinen Dienst mehr geleistet.

(Schwarzwald-Kalender 1896 S. 70. Jeremias Krittler.)

In Mittelbaden versieht Ludis Dienste der „Schwarz-Pfaff", im Hegau der „Poppele".

Todtmoos.

„Totes Moos“ nannte sich das weitausgedehnte Quellgebiet am Fuß des Hochkopfs nach den ungesunden Sümpfen, die erst spät menschliche Ansiedelungen zuließen. Noch im 15. Jahrhundert motivierte die Ablaßbulle Sixtus IV. die neue Gnadenverleihung damit, daß in Todtmoos „Wege eröffnet werden müßten, da es zwischen rauhen Bergen liegt, auf denen zu jeder Jahreszeit Schnee fällt“ (Gerbert, Hist. Nigr. Silv. III, 378). Der Ueberlieferung nach baute Pfarrer Dietrich von Rickenbach 1255 an der ihm durch eine Erscheinung der Gottesmutter bezeichneten Stelle zwischen Werra und Totenbach eine Kapelle, die bald des Andranges der Pilger wegen zur Kirche erweitert werden mußte. 1268 wurde sie von Bischof Eberhard von Konstanz eingeweiht und 1319 von Herzog Leopold von Oesterreich an St. Blasien vergabt, das in Todtmoos ein Priorat errichtete. Häufige Ablaßbewilligungen, so durch Martin V., den päpstl. Legaten Bessarion (1460), durch Sixtus IV., Bischof Ludwig von Konstanz (1476), durch mehrere Kardinäle (1504) waren geeignet, dem Wallfahrtsort große Pilgerschaaren zuzuführen. Als besonders bemerkenswert erwähnt Gerbert (a. a. O. II, 206) die Prozession, welche die Basler zur Zeit des Konzils zur Schmerzhaften Mutter von Todtmoos machten. Eine reiche Schenkung von dreitausend Gulden vermachte an das Gnadenbild Herzog Karl von Lothringen, an den noch ein Votivbild in der Kirche erinnert. Abt Blasius II. von St. Blasien erbaute aus Klostermitteln das jetzige Gotteshaus, das unter Martin Gerbert eine Verschönerung erfuhr. Die Wallfahrt besteht auch heute noch; Hauptfest ist Mariä Himmelfahrt. —

J. S.

Bernhard Baader berichtet in seinen Volkssagen: Als einer der Waldbrüder, die sich dort ansiedelten, am Sumpfe eine Tanne fällen wollte, habe ihm eine Stimme aus dem Baume dreimal zugerufen: „Halt ein! Er frug, was sie wolle, worauf sie erwiderte: „Sage den Leuten, daß sie hier zu Ehren

der Mutter Gottes eine Kapelle bauen sollen!" Der Holzhauer richtete dies aus, daraufhin untersuchte ein Priester den Baum und fand darin ein kleines, hölzernes Vesperbild. Dasselbe kam auf den Altar der Kapelle, die man neben dem Tannenbaum errichtete. Bald wurde dahin gepilgert, und es geschahen bei dem Bilde viele Wunder. Gegenwärtig ist weder das Bild, noch die Tanne mehr vorhanden; ersteres ist jedoch durch eine treue Nachbildung in lebensgroßen Gestalten ersetzt.

Ein Einsiedler im Schwarzwalde hatte öfters einen schönen Gesang gehört, ohne entdecken zu können, wo derselbe herrühre. Nachdem er hierwegen eifrig gebetet, ging er einst wieder dem Gesange nach und kam zu einer Tanne, in deren Stamm ein hölzernes Mariabild in einer Blende stand. Er verehrte es andächtig und verkündete das Geschehene in der ganzen Gegend, worauf zu dem Baume gepilgert und dabei so viel geopfert wurde, daß unweit desselben eine Kapelle errichtet werden konnte. Auf deren Altar stellte der Einsiedler verschiedene Male das Bild, allein stets kehrte es von selbst in die Blende zurück, da ließ er es endlich darin stehen und, da die Wallfahrten und Opfer immer zunahmen, über die Tanne eine schöne Kirche bauen, bei welcher das Dorf Todtmoos nach und nach entstand. —

Auf dem St. Antoniusberge wollte man eine kleine Kirche bauen, aber was man am Tage aufführte, ward in der Nacht durch unbekannte Gewalt wieder eingerissen. Da warf der Maurer von dort seinen Hammer in Gottes Namen in die Luft, um zu erfahren, wohin das Kirchlein kommen sollte. Derselbe fiel eine halbe Stunde davon, in einer sumpfigen Wiese, die das Todtmoos hieß, bei einer Tanne nieder. Auf diesen Platz beschloß man nun zu bauen, und als zu diesem Zweck der Baum umgehauen wurde, fand sich darin ein hölzernes Mariabild. Zu dem Kirchenbau wollte man schöne Felsen in der Nähe verwenden, allein der Teufel machte sie unbrauchbar, indem er mit seinen Klauen die Ritzen und Spalten hineinkratzte, welche heute noch zu sehen sind. Gleichwohl ward das

Kirchlein aufgeführt und darin das Bild der Verehrung ausgesetzt. Auf dem Antoniusberg errichtete man ein Kreuz, wobei die Pilger zu halten und zu beten pflegten.

Bernhard Baader, Volkssagen 1851. S. 9. 10.

Die Ruine Bärenfels.

Auf freistehender Bergkuppe, von düsteren Tannen umstarrt, steht hinter Wehr, wo das wildromantische Werrathal beginnt, die Ruine Bärenfels. Dort wohnte im 13. Jahrhundert der „Lütplager" Ritter Kuno. —

Es war ein harter, boshafter Mann, und sein Aeußeres, seine roten, struppigen Haare, sein tückisches Gesicht, entsprachen vollkommen dem Inneren. Weil er durch seine in der Umgegend ausgeübten Gewaltthätigkeiten eine wahre Plage der Leute geworden war, hieß man ihn auch allgemein nur den „Lütplager"; bald fiel es ihm ein, seine Dienstmannen nach Hasel hinabzusenden, um das Beste, was die armen Bauern besaßen, von ihnen einzuziehen, bald zwang er das Volk zu den härtesten Frohndiensten, dann entführte er einem Vater die reizende Tochter, kurz, er häufte Sünde auf Sünde. Nach seinem Tode sahen ihn die Leute öfters in Gestalt eines ungeheuern, ziegelroten Katers zu gewissen Zeiten in der Nähe seines verfallenen Schlosses umherschleichen und manchmal plötzlich von Hunden verfolgt werden; noch jetzt scheut man sich nächtlicher Weile den Ruinen zu nähern, wo man wildes Hundegebell und ängstliches Katzengekreisch zu vernehmen glaubt; dann pflegt man zu sagen: „der Kuno rührt sich wieder."

Vergl. „Schau-in's-Land" V. und Pfarrer J. Schneider's Werkchen „Das Badische Oberland." 2c. Lörrach, 1841.)

Die Sage vom Schloß Wieladingen.

Oberhalb dem waldigen Thale der Hauensteiner Murg liegt auf sonniger Höhe das Dörfchen Wieladingen und unfern davon, in wildromantischer Umgebung, befinden sich die Trümmer des Schlosses der ehemaligen Herren von Wieladingen.

Die Bewohner dieser in früheren Zeiten von dichten Waldungen umgebenen Burg waren Raubritter, die, begünstigt durch ihre Lage und so nahe dem durch Verkehr belebten Rheinthale, ein sträfliches, jedoch für sie einträgliches Gewerbe trieben. Einer derselben besaß eine Tochter, die allgemein als Musterbild weiblicher Vollkommenheit sowohl an Geist als Körper galt, ohne daß jedoch Bewerber um sie sich eingefunden und anzumelden getraut hätten, weil sie der Habsucht des Vaters willkommene Beute geworden wären. — Auch der Sohn eines angesehenen, entfernter wohnenden Ritters hörte von der schönen Tochter des Wegelagerers im Murgthale und faßte den Entschluß, verkleidet und als armer Fremdling dieselbe zu sehen und kennen zu lernen. Es gelang ihm, in das Schloß aufgenommen zu werden und einige Tage Aufenthalt darin zu erlangen, während welcher Zeit er Gelegenheit fand, des Schloßbewohners einzige Tochter zu sehen, ja sie einmal selbst ohne Zeugen zu sprechen, wobei er sich zu erkennen gab und, hingerissen von ihrer Schönheit und Huld, ihr offen seine innige Liebe gestand. Auch die Jungfrau schien für den schlanken kräftigen Jüngling Zuneigung zu fühlen und beide gelobten sich unverbrüchliche Treue. Der junge Ritter ging wieder in seine Heimat zurück und machte hierauf verschiedene Kriegszüge mit, nach deren Beendigung ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der holden Bewohnerin des Schlosses Wieladingen ergriff. Er gelobte eine wohlthätige Stiftung zu gründen, wenn er die Geliebte seines Herzens noch gesund und unwandelbar in ihrer Treue finden würde, doch als er daselbst ankam, fand er das Schloß zerstört, als gerechte Strafe für die verübten Raub- und Gewaltthaten des zügellosen Bewohners desselben; weil es, wie man ihm erzählte, der Ritter nicht habe übergeben wollen, sei es zuletzt angezündet worden, wobei sämtliche Bewohner, darunter auch die Tochter, teils durch das Schwert, teils in den Flammen ihren Tod gefunden. Als der junge Ritter den Tod seiner Geliebten vernahm, rannte er im ersten Anfall der Verzweiflung noch einmal zum zerstörten Schlosse zurück und stürzte sich von da in die Wellen

der wildflutenden Murg hinab, die ihn für immer verschlangen. Sein Geist soll aber bis heute in der Gegend umirren, denn oftmals sehe man eine edle Gestalt den Wald durchziehen und händeringend zur öden Burgruine hinaufjammern. Doch thue der Geist nie jemanden etwas zu Leid, es schiene vielmehr, als ob er die Menschen fliehe. Daß er so lange umgehe, sagen die Leute, käme daher, weil sein Gelübde zur Gründung einer wohlthätigen Stiftung nicht erfüllt worden sei.

J. A. Rueb.



Hans zu der Gige.

Ungefähr 3/4 Stunden vom Schlosse Wieladingen, nahe dem Pfarrdorfe Murg, auf einem Vorsprunge der sogen. Egghalde, von wo man lohnende Aus- und Niederblicke auf den unten dahin flutenden Rheinstrom und jenseits desselben in das Fricktdal und auf die Höhen des Jura genießt, sieht der Wanderer nur noch einige Mauerreste des ehemaligen Schlosses Rheinsberg, von dem geschichtlich eben so wenig bekannt ist, als von dem obengenannten. — Im Munde des Volkes hat sich von ihm noch folgende Sage erhalten:

Ein Ritter von diesem Schlosse, Namens Hans, trieb wie jener von Wieladingen die Straßenräuberei, schlau und frech zugleich. Am liebsten zog er als Fiedler verkleidet auf den Straßen umher, spielte vorüberziehenden Kaufleuten auf und ließ sie dann durch seine Gesellen, die sich immer in der Nähe versteckt aufhielten und deren Pferde mit verkehrten Hufeisen beschlagen waren, damit die Verfolger irre geleitet werden sollten, berauben. Auch gebrauchte er seine Tochter als Lockvögelchen, um unerfahrne Jünglinge anzukirren und so von ihnen Geld zu erpressen. Hans, welchen das Volk seiner Fiedlerstreiche wegen „zu der Gige" benannte, soll mit seiner

Tochter ein schlimmes Ende genommen haben und jetzt noch könne man zuweilen ihre gespenstischen Erscheinungen sehen, so z. B. einen Reiter rücklings auf einem schnaubenden, schwarzen Rosse eine Geige in den Armen, oder beim Eingang des Schloßplatzes eine schwarzgekleidete Frauengestalt, eine mit Kostbarkeiten aller Art angefüllte Truhe bewachend und sehnlich auf Erlösung harrend, welche doch nur dann erfolgen könne, wenn sie von einem durchaus reinen Jüngling einen Kuß erhalte, welches Liebeswerk dann mit dem reichen Schatze belohnt werde; doch so groß auch das Verlangen darnach sei, keiner habe zu dem Erlösungskusse sich noch verstehen wollen, da jeder, der diesen Versuch mache, aber hinsichtlicht seiner Keuschheit sich nicht fleckenlos bewahre, einen schlimmen Ausgang zu gewärtigen habe.

J. A. Rueb.



Der sich sonnende Schatz.

Auf dem rechten Rheinufer, zwischen Laufenburg und Binzgau, in dem felsigen Thale des Andelsbaches, sollen bis zum dreißigjährigen Kriege mehrere Hammerwerke und sonstige Häuser gestanden haben, und wirklich findet man dortselbst noch Mauertrümmer und viele Schlacksteine. Aus jener Zerstörungszeit her, sagt man, liege daselbst viel Geld vergraben.

Einmal, in der Frohnfastenzeit, ging ein Bürger von Badisch-Laufenburg in genanntes Waldthal um Holz zu holen. Es war am Mittag und sehr heiß; er setzte sich unter einer Eiche nieder, um auszuruhen. Plötzlich sieht er unfern von sich gewöhnliche Kohlen langsam aus dem Boden hervorsteigen, die allmählich bis zu der Größe eines Korbes anwuchsen. In demselben Augenblicke zeigte sich auf dem Kohlenhaufen eine ungeheuere, sich ausspreizende Kröte, die ihn mit feurigen Augen unbeweglich anstarrte. Mit unverwandtem Blicke staunte der Mann eine geraume Zeit diese wunderbare Erscheinung an, als plötzlich, wie weggewischt, Kohlen und Kröte in den Boden

versanken. — Als er das, was er gesehen, bei seiner Nachhausekunft erzählte, sagte man ihm, daß er eine so schöne, sich selten bietende Gelegenheit, reich zu werden, nicht hätte unbenützt vorbeigehen lassen und sich ohne alle weitere Umstände der Kohlen und Kröte hätte bemächtigen sollen. Jene Kohlen seien ein Haufen Gold gewesen, den der Böse in Gestalt einer Kröte bewacht hätte, welcher aber leicht durch Bekreuzigungen und passende Sprüche zu vertreiben gewesen wäre.

So erzählen noch mehrere, die jenen Bürger gekannt hatten.

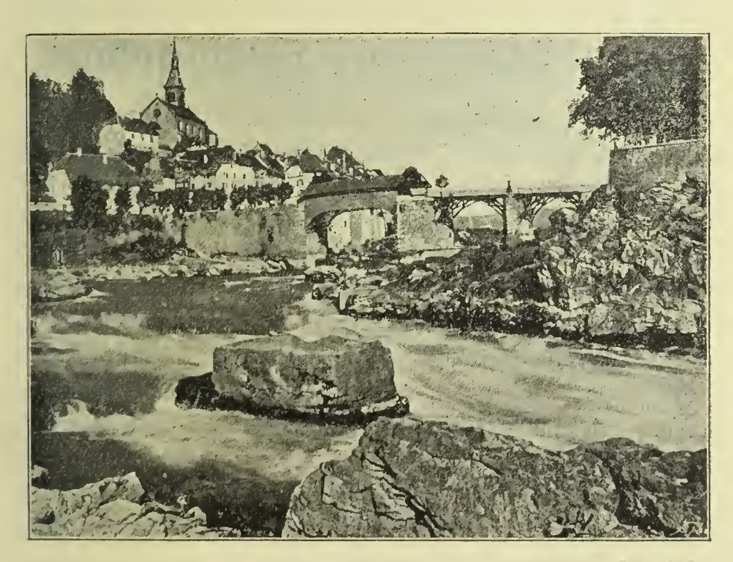
J. A. Rueb.

Ein großes Eisenwerk der St. Blasianer befand sich noch im vorigen Jahrhundert zu Albbruck. —



Der feurige Mann.

Ein Laufenburger Schiffer, Joseph Zimmermann, fuhr eines Abends spät mit seinem Weidling (kleines Fahrzeug) von Seckingen heimwärts. Als er dem sogen. Scheffigen



Kleinlaufenburg.

(Anlandungsplatze) gegenüber war, sah er den jenseitigen steilen Rain herunter einen feurigen Mann kommen, sich dem Ufer nähern und mit den Händen fortwährend winken und andeuten, er möchte ihn herüberholen. Der unerschrockene Schiffer, wohl überlegend, daß er keine andere Wahl habe, wenn er nach Hause wolle, fuhr hinüber, nahm ohne alle Umstände den ungebetenen Rufer auf den Vorderteil des Weidlings und ruderte mit ihm nach dem jenseitigen Ufer zurück. Dort angekommen wollte ihm jener zum Dank die Hand reichen. Allein der Schiffer, wohl wissend, daß es auf diese Art um ihn geschehen wäre, reichte dem Feuermännlein statt der Hand das Ruder, in welches jener dann auch deutlich alle fünf Finger einbrannte. Selbst dem Boden des Schiffchens hatte derselbe, wo er saß, den ganzen Sitzteil vollständig eingebrannt.

So erzählen's noch viele Schiffer daselbst, wie sie es von ihren Vätern und Großvätern gehört haben.

J. A. Rueb.



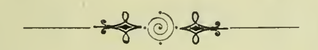
Der Schatz bei der Brunnenstube.

Vor etwa fünfzig Jahren grub ein Bürger von Badisch-Laufenburg außerhalb dem Orte bei der Brunnenstube, auf einer Stelle, wo früher eine Schanze sich befand, Steine. Es war in der Frohnfastenzeit. Als er so den Schutt aus der Grube warf, stieß er mit der Schaufel an den Deckel eines Gefäßes, aus dem ihm eine Menge kleiner und großer Silbermünzen entgegenblinkte. Im Begriff darnach zu langen, hört er bei der Brunnenstube niesen, worauf er sich mit den Worten: „Helf Gott!" umwendet, aber ringsumher niemand entdecken kann. Zugleich vernimmt er einen dumpfen Ton und als er wieder in die Grube zurück blickt, ist der Hafen mit seinem reichen Inhalte spurlos verschwunden. — Man sagte ihm, daß, wenn er auf das verführerische Niesen nichts entgegnet hätte, ihm der Schatz zu Teil geworden wäre.

Der Mann grub noch öfters auf diesem Platze, aber er schürfte weiter nichts zu Tage als einige vom Rost zerfressene Säbelklingen.

So erzählt der Sohn jenes Mannes.

J. A. Rueb.

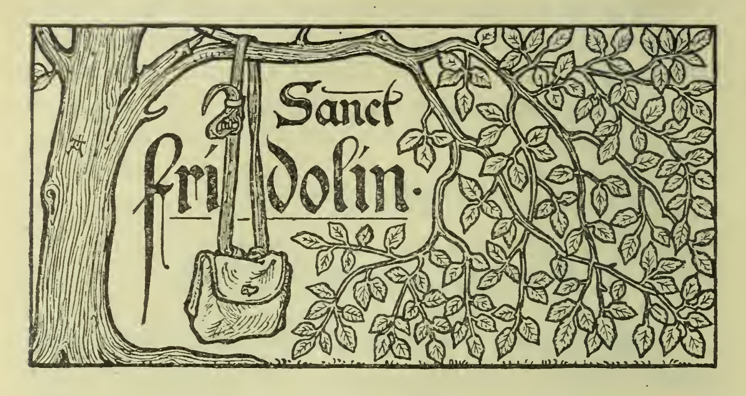


Der gespenstige Pfaff.

Ein Mädchen von Badisch-Laufenburg mußte eines Abends noch spät nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Murg gehen. Es war heller Mondschein. Unfern des Dorfes, bei dem Kirchhof, erblickte sie eine schwarzgekleidete Mannsgestalt, die das Gesicht von der Straße abgekehrt und ein Buch unterm Arm hielt. In der Meinung, es wäre der Pfarrer von Murg, der noch so spät zu einem Kranken gerufen worden sei, grüßte sie höflich. Langsam wendete sich die Gestalt mit einem Gesichte wie Schnee so weiß, nickte ihr dankend zu und verschwand dann plötzlich. Das augenblickliche Verschwindeu und das leichenblasse Angesicht des vermeinten Pfarrers machten dem guten Mädchen federleichte Füße, und außer Atem kam sie an dem Orte ihrer Bestimmung an, wo man sie fragte, was vorgefallen wäre. Sie erzählte; allein lachend erwiderte man, daß sie ohne Furcht hätte sein sollen, denn die ihr erschienene Gestalt wäre der gespenstige Pfaff gewesen, der oft spät Abends im Mondschein dort spazieren gehe, doch nie jemanden etwas zu Leide thue, sondern blos wenn man ihn anrede, mit dem Kopfe nicke und sogleich verschwinde. Ohngeachtet dieser beruhigenden Erklärung wollte sie doch nur mit einem Begleiter den Rückweg antreten. — So erzählen noch viele zu Laufenburg und Murg.

J. A. Rueb.





Ja, er ward ein großer Heil'ger,
Ihn verehrt als Schutzpatron noch
Heut das Rheinthal, auf den Bergen
Läßt der Bauersmann noch heut den
Erstgebornen „Fridli" taufen.

St. Fridolin war nach alten Berichten der erste der irischen Glaubensboten, welcher den Rheinstrom überschritt. Einem reichen, adeligen Geschlechte Irlands entstammt, erhielt er frühe gründlichen Unterricht in den Wissenschaften. Als Prediger des göttlichen Wortes zog er in den Städten seiner Heimat umher, und überall folgte ihm die größte Bewunderung und Verehrung des Volkes. Bald aber nahm der Heilige an sich wahr, wie sehr ihm das Lob und die Bewunderung der Menschen gefalle, deshalb verließ er schnell den Schauplatz seines Ruhmes, wo er so allgemein verehrt und beliebt war, und floh nach Gallien, wo er sich nach vielen Wanderungen endlich in Poitiers bleibend niederließ, dort wo einst der hl. Bischof Hilarius gelebt und gewirkt hatte. Fridolin wünschte nichts sehnlicher, als die Reliquien dieses heiligen Mannes, den er sich zum Vorbild genommen hatte und hoch verehrte, wieder aufzufinden und seine Kirche wieder herzustellen. Er ging deshalb zum Frankenkönig Chlodowig, der um diese Zeit die Stadt Poitiers den Westgothen nach einer großen Schlacht abgenommen hatte. Chlodowig kam ihm freundlich entgegen und leistete ihm kräftige

Beihilfe. Die Reliquien des hl. Hilarius wurden gefunden und Fridolin wurde Abt in dem neu errichteten Kloster. Die Schatzkammer der Pfarrkirche zu Säckingen birgt ein Schaugefäß, das nach der Ueberlieferung der Heilige bei einem Gastmahle König Chlodowigs wunderbarer Weise wieder zusammengefügt haben soll, nachdem es dem König zu Boden gefallen war.

Nach einiger Zeit erhielt Friedolin im Traume von dem hl. Hilarius die Weisung, mit einem Teile der Reliquien nach Alemannien zu gehen; dort, auf einer vom Rhein umflossenen Insel solle er ein Gotteshaus zu Ehren des hl. Hilarius erbauen. Friedolin verließ sofort Poitiers, begab sich zum König und erhielt von ihm die Erlaubnis, auf der noch unbekannten Insel, wenn er sie gefunden habe, nach Gutdünken zu schalten. Fridolin zog Jahre lang umher, doch nicht ohne fortwährend Erkundigungen über diese Insel einzuziehen. In Chur endlich wies man ihm die Richtung, in der er fortwandern sollte, und endlich, nach vielen Mühen und Beschwerden gelangte Fridolin an den Rhein, und das ersehnte Eiland lag vor ihm. Voll Freude betrat er sofort die Insel; aber als er froh und in Gedanken vertieft, darauf herumwandelte, kamen die Bewohner des Rheinufers mit Prügeln daher und jagten den Fremdling unter Schlägen und Scheltworten wieder fort; sie hielten ihn für einen Dieb, der ihre Herden, welche auf der Insel weideten, stehlen wollte. Mißhandelt und vertrieben, suchte Fridolin noch einmal beim Frankenkönige Schutz. Dieser schenkte ihm die Insel, ließ ihn durch königliche Boten zurückführen und bedrohte jeden, der ihm etwa feindselig in den Weg treten würde, mit dem Tode.

Nachdem Fridolin so in den Besitz der Insel eingesetzt war, machte er sich ohne Säumen daran, einen zum Kirchenbau tauglichen Platz zu suchen. Aber die Reise hatte seine Kräfte erschöpft, und das Bedürfnis nach Ruhe machte sich gebieterisch geltend. Er unterbrach darum seinen Rundgang, hängte die mit Reliquien des hl. Hilarius gefüllte Tasche auf, die er auf seinen Wanderungen beständig an einem um den Nacken geschlungenen Bande bei sich trug, und legte sich im

Schatten nieder. Wie er wieder erwachte, sah er, wie die gewaltige Krone des Baumes, an dem die Tasche hing, bis auf den Boden sich geneigt, und die Aeste alle, vom untersten bis zum höchsten, wie zu einem Gewölbe sich herabgebogen hatten. Der Baum aber selbst war keineswegs entwurzelt, sondern nur sanft gebogen, etwa wie man eine zähe Weide biegt. Dieses Wunder erschien dem Heiligen Gottes als ein Fingerzeig, an dieser Stätte das Kloster und die Kirche zu Ehren des hl. Hilarius zu erbauen und er machte sich eifrig an die Urbarmachung der Insel. Unterdessen nahm er seine Wohnung bei einem Landmanne an dem Rheinufer, Namens Wocher, den er mit seiner Tochter taufte. Die Tochter wurde später die erste Vorsteherin des Frauenklosters.

Nicht lange hernach starb der Frankenkönig, und als dies in der Gegend bekannt wurde, empörten sich die heidnischen Landleute abermals gegen den heimatlosen Fremdling. Doch die Freunde des heiligen Mannes nahmen sich seiner an, und es wurde verabredet, es sollten beide Parteien vor einem Schiedsgerichte erscheinen, um so zu entscheiden, was gut und nützlich sei.

Das Gericht sollte am schweizerischen Ufer zusammentreten, wo heute, seit der nördliche Rheinarm durch einen hohen und breiten Damm gänzlich abgesperrt ist, der ganze Fluß vorüberströmt. Zur Zeit Fridolins aber, so berichtet Balther, der Chronist des Heiligen, strömte die Hauptmasse des Wassers an der rechten Seite der Insel vorbei, und nur zur Sommerszeit, wenn der Schnee auf den Alpen schmolz, floß auch durch den linken Arm des Rheines Wasser. Am Abend vor dem anberaumten Tag verließ Fridolin, der wohl mit Recht von dem Schiedsgericht keine großen Erwartungen hegen mochte und seine ganze Hoffnung auf Gott, den Allmächtigen, setzte, die Insel und senkte etwas oberhalb mit Hilfe eines Freundes einige Tannen in das Wasser und beschwerte sie mit Steinen.*)

*) Nach der Volkssage hat sich Fridolin bei seiner nächtlichen Arbeit junger Rinder bedient. Daher hat sich in einigen Gegenden am Oberrhein der Gebrauch gebildet, am 6. März, dem Todestag den Heiligen, durch junge Kühe Tannen schleifen zu lassen und den heiligen Fridolin um Schutz des Viehes gegen Seuchen anzurufen.

Nach Vollendung des Werkes betete er, Gott möge das Wasser gegen die Feinde kehren, um ihre bösen Pläne zu nichte zu machen. Und siehe, am anderen Morgen hatte der Fluß seinen Lauf in das linke Bett verlegt, das des Tags zuvor so trocken gewesen war, daß ein Hindurchgehender nicht einmal seinen Fuß benetzt hätte. Seine Gegner am andern Ufer, die bereits zum Gerichte versammelt waren, riefen bestürzt zu dem Heiligen hinüber um Verzeihung und um seine Fürbitte bei Gott, damit sie nicht die Strafe des Allmächtigen treffe.

Ohne weitere Hindernisse konnte nun der hl. Fridolin Kloster und die Kirche des hl. Hilarius vollenden. Neben dem Männerkloster, das er mit seinen Genossen aus Poitiers bevölkerte, baute er auch ein Frauenkloster und errichtete darin eine Schule. Durch reiche Schenkungen, besonders aus dem Lande Glarus, wurde das anfangs ärmliche Kloster bald sehr bereichert.

Besonderen Eindruck hatten die Predigt und die Tugend des Heiligen auf Urso gemacht, der mit seinem Bruder Landolph unter den Alemannen durch Adel und Reichtum hervorragte. Aus Dankbarkeit und Verehrung gegen den Heiligen schenkte Urso in vollem Einvernehmen mit Landolph seinen Teil ihrer Besitzungen an das eben gegründete Frauenkloster zu Säckingen und bekräftigte die Schenkung in gehöriger Weise mit Brief und Siegel. — Nach dem Tode des Ursos aber zog Landolph die geschenkten Güter wider alles Recht an sich. Lange Zeit leistete Fridolin vor Gericht Widerstand gegen solchen Raub, konnte aber nicht zu seinem Rechte kommen. Zuletzt wurde ihm aufgegeben, den Schenkgeber selbst vor Gericht zu stellen, damit dieser untrügliche Zeuge bekräftige, daß die Schenkung rechtsgiltig vor sich gegangen sei. Fridolin nahm den Spruch an und verlangte von Baldebrecht, dem Vorsitzenden des Gerichts, er solle Tag und Ort bestimmen, an dem er und sein Gegner vor Gericht zu erscheinen hätten. Nachdem das geschehen, begab sich Fridolin nach Glarus zum Grabe des Urso, ließ es öffnen und rief, auf die Macht Christi vertrauend, den Toten bei seinem Namen heraus. Dann führte er den

Erweckten bei der Hand nach dem etwa sechs Meilen entfernten Rankweil, wo er Baldebrecht mit Landolph und einer großen Menge von Anhängern versammelt fand. Mit seinem Begleiter trat Fridolin vor das Gericht. Und alsbald wandte sich Urso an seinen Bruder und redete ihn an: „Bruder, warum hast Du meine Seele beraubt, indem Du das Gut an Dich gerissen, das mir gehörte?“ Zerknirscht gestand



Noebcke, Frbg.

Reliquien Fridolins in der Stiftskirche zu Säckingen.

Landolph sein Unrecht ein und schenkte zur Buße auch seinen Anteil am Thal Glarus an das Gotteshaus zu Säckingen. Dann führte Fridolin den Toten wieder zu seinem Grabe zurück, aus dem er ihn herausgeholt hatte.

Hochbetagt starb Fridolin am 6. März 538.

Ueber den Heiligen und seiner Reliquien bildete sich natürlich bald eine Menge frommer Sagen: So man den Sarg des hl. Fridolin, heißt es in einem alten zu Freiburg im Uechtland abgedruckten Buche von 1589, (Warhaffte Historia von dem berümbten Abt S. Fridolino, durch Petrum Canisium) bei gefährlichen Zeiten hat flüchten wollen, ist er so schwer geworden, daß niemand ihn einen Fuß breit von der Stelle bringen konnte. Sonst war er so leicht, daß die Geistlichen ohne alle Mühe denselben versetzen oder tragen konnten. S. 120 und ebenda S. 126. Als man den Sarg aus seinem gewöhnlichen Aufstellungsort fortbrachte, hörte man im Sarge öfters klopfen. S. 119. Die Säkinger haben in Kriegszügen, wenn sie mit ihrem Banner ausgezogen sind, nie einen Menschen verloren. Durch Auflegung von St. Fridolins Meßgewand, Stab und Messer wurden Kranke geheilt. S. 117. Bernhard Baader berichtet in seinen Volkssagen 1859 S. 4: Am Feste des hl. Fridolin wird dessen Haupt zu Säckingen in Prozession umhergetragen. Ist dann die Reliquie schwer, so steht ein fruchtbares Jahr bevor.

Seine irdischen Ueberreste ruhen gegenwärtig in einem ausgetriebenen Silber und Glas im Zopfstil gearbeiteten Sarkophag, dem Werke eines Augsburger Meisters. Nach einer Inschrift ließ die letzte Fürstäbtissin von Säckingen, Anna Maria von Hornstein-Göfflingen, den Sarkophag aus Stiftsvermögen und dem Erträgnis von Sammlungen unter den Stiftsdamen, dem Klerus und dem Volke und aus eigenem Vermögen im Jahre 1764 herstellen.

Nach J. R. in Schnezler und H. Leo in Schauinsland XIV 36 ff.



Säckingen.

Der Trompeter von Säckingen.

Im siebzehnten Jahrhundert wohnten die Freiherren von Schönau als Meier des Stiftes von Säckingen im



Leichenstein Fr. Werner Kirchhofer's † 1690 und
M. U. de Schönauw † 1691, jetzt auf dem neuen Friedhof zu Säckingen.

Schönauerhof, in dem nach ihnen genannten Schlosse. Der damalige Schloßherr war ein großer Musikliebhaber und hatte ein Töchterlein, das eine gar holdselige Maid war. Zur geselligen Unterhaltung vereinigte der alte Herr oft die Musiker der Stadt in seinem Schlosse. Unter ihnen war auch Werner Kirchhofer, ein blühender Jüngling. Zwischen ihm und dem Freifräulein entspann sich bald ein inniges Liebesverhältnis, das der gestrenge Vater sehr ungern sah. Darum brachte er das Töchterlein in die kaiserliche Burg nach Wien als Hoffräulein, weil er dachte: Aus den Augen, aus dem Sinn. Die Tochter hatte sich jedoch mit Werner verständigt, daß er ihr folgen sollte, und als gegenseitiges Zeichen der Ankunft mit ihm verabredet, am Portal des Stephansdomes den Namenszug anzuschreiben. Werner reiste der Geliebten nach und fand bei seiner Ankunft das Zeichen am Portal; da erwartete er jetzt den Austritt des kaiserlichen Hofzuges aus dem Dom. Als seine Braut ihn erblickte, sank sie vor freudigen Schreck in Ohnmacht. Der Kaiser forschte nach der Ursache, die ihm das Freifräulein auch offen gestand. Jetzt ließ in der Kaiser Werner zu sich rufen, und da er großes Wohlgefallen an ihm fand, ernannte er ihn zum Hofkapellmeister und erwirkte schließlich auch des Vaters Einwilligung zum Ehebündnis der beiden.

Kiepert, der südl. Schwarzwald S. 101.

„Liebe und Trompetenblasen,
Mög' es jedem so gelingen,
Wie dem Herrn Trompeter Werner
An dem Rheine zu Säkkingen."



Ortsverzeichnis.

Ein ausführliches, vergleichendes **Sachregister** ist in Arbeit, doch behalten wir uns vor, solches erst nach Erscheinen aller vier örtlichen Sagenkreise zu bringen.

Die Herausgeber:

W. u. Fl.







Gespräche ...

Lwd. ... (5.75)

– Denk... s. Lebens nach s. Schriften, ...

u. d... aten s. Zeitgenossen. 2 Bde. Lwd. ...

edrich III.) Rodd, R., Fr. III als Kronprin...